



Manfred Kossok

18. Mai 1930 - 27. Februar 1993

Mit großer Trauer gibt die Redaktion der Leserschaft bekannt, daß das Redaktionsmitglied Prof. Dr. phil. habil. Dr. h. c. Manfred Kossok verstorben ist.

Manfred Kossok hat als Schüler Walter Markovs, als Leiter des Instituts bzw. Wissenschaftsbereichs für Allgemeine Geschichte der Neuzeit und später des Instituts für Universal- und Kulturgeschichte entscheidend die produktive Fortführung der Lamprecht-Linie in der Leipziger Historiographie mitbestimmt, in der sich komparative Methode und universalgeschichtliche Perspektive miteinander verbinden. Dafür stehen seine Forschungen zur vergleichenden Kolonialgeschichte, zu den Beziehungen zwischen europäischen und außer-europäischen Kulturen, zur vergleichenden Revolutionsgeschichte und zur Methodologie der Geschichtswissenschaft. Dafür steht sein ganz am Humboldtschen Ideal der Einheit von Forschung und Lehre ausgerichtetes Engagement als Hochschullehrer der Leipziger Universität. Und dafür steht sein wissenschaftspolitisches Bemühen um Rahmenbedingungen der Geschichtswissenschaft, in denen kritische Auseinandersetzung und neue Erkenntnis möglich werden.

Manfred Kossok schuf mit dem Interdisziplinären Zentrum für vergleichende Revolutionsforschung, den 11 Bänden Studien zur vergleichenden Revolutionsforschung und den Leipziger Beiträgen zur vergleichenden Revolutionsgeschichte (32 Hefte), ein international anerkanntes Zentrum der ostdeutschen Geschichtswissenschaft, dessen offene Diskussionsatmosphäre für viele DDR-Gesellschaftswissenschaftler eine wichtige Erfahrung bildete. Er war ein an den Marxschen Methoden orientierter Historiker, der ganz der Wissenschaft lebte und dabei niemals die engen Grenzen einer Spezialdisziplin akzeptierte. Vielmehr drängte es ihn zu allgemeineren Aussagen auf der Grundlage solider Detailforschung, mit denen sich die Gegenwart besser verstehen und vielleicht auch verändern ließe. Die Erforschung von Revolutionsgeschichte war für ihn die Untersuchung von Momenten der „heroischen Illusion“, der Bündelung von Hoffnungen sehr verschiedener sozialer Gruppierungen und der Möglichkeit zur demokratischen Mitgestaltung einer neuen Gesellschaft. Ihn faszinierte das Verbundensein von Vergehen einer alten und Entstehen einer neuen Gesellschaft, ohne daß er übersehen hätte, daß dies historische Ausnahmesituationen, nicht willkürlich produzierbar

und wiederholbar, sind. Seit der Mitte der achtziger Jahre wandte sich Manfred Kossok stärker dem Verhältnis von Ereignis- und Strukturgeschichte, dem Verhältnis von Revolution und langfristigen soziokulturellen und ökonomischen Wandlungen zu und konzipierte damit den Übergang zu einer neuen Forschungsetappe, die der komparativen Untersuchung von Wegen gesellschaftlicher Transformation in der neuzeitlichen Weltgeschichte gewidmet ist. Unter dem Begriff der Wegeproblematik faßte er den Vergleich komplexer längerfristiger historischer Entwicklungen. Entschieden wehrte er sich dabei gegen ein Modelldenken, das den geschichtlichen Verlauf in einer Region allein an den idealtypisch gesetzten Kriterien einer anderen mißt. Vielmehr suchte er nach den Momenten, zu denen über Alternativen, Wege, entschieden wird.

Damit initiierte er jene methodischen Veränderungen der von ihm vertretenen Linie der Leipziger Geschichtswissenschaft, die umfangreicher Raum nach 1989 gewannen und denen auch Comparativ sein Entstehen verdankt.

Manfred Kossok gehörte zu jenen, die ernsthaft nach einem Weg zur Überwindung jener schweren Legitimationskrise der DDR-Geschichtswissenschaft suchten, die die Wende von 1989/90 offensichtlich gemacht hatte. Mit einer auf Leistung gegründeten Souveränität überdachte er die bisherige wissenschaftliche Arbeit. Die Herausforderungen, die der Wechsel der politischen Gesamtkonstellation in der Welt nach dem Zusammenbruch des „realsozialistischen“ Lagers in Osteuropa mit sich brachte, beunruhigten ihn auf außerordentlich produktive Weise. Die Leser seiner Bücher, Aufsätze und publizistischen Wortmeldungen in den letzten drei Jahren enttäuschte er nicht durch Rückzug aus dem Erklärungsanspruch der Geschichtswissenschaft. Theorieloser Empirismus war ihm ein Greuel.

Außergewöhnlich nicht für Manfred Kossok, aber für diese Phase der ostdeutschen Geschichtswissenschaft: Rastlos verfolgte er eingeschlagene Forschungswege und legte umfangreiche Arbeiten vor, deren Thematik die Frage nach der Parallelität und Verknüpfung historischer Entwicklungen im „Entdeckungsjahr“ 1492 ebenso wie die Frage, ob die Revolutionen des 20. Jahrhunderts nicht vor allem dadurch gekennzeichnet seien, daß sie an der Peripherie des Weltsystems stattfanden, umspannten. Den Anspruch an die Historiker, das klassifizierbare historische Wissen zu Erklärungsvorschlägen für bisher noch Ungedeutetes in welthistorischer Perspektive zu nutzen, hat Manfred Kossok wie wenige andere einzulösen sich bemüht. So trat neben Ausgrenzungsversuche die Dankbarkeit seiner Studenten und die Achtung vieler Kollegen des In- und Auslandes. Seine Schüler im Institut profitierten vor allem von der Arbeitsatmosphäre, in der er keinen Zweifel daran ließ, daß allein Leistung über Anerkennung entscheide und in der kein Platz für unwürdige Auseinandersetzungen war.

Oft drückte er seine Überzeugung aus, daß Verantwortung für die Neugestaltung von Jüngeren wahrgenommen werden müsse, ohne dies als Alibi für einen trotzig oder resignierenden Rückzug zu benutzen. Im Umgang mit der eigenen Geschichte wählte er den schwierigsten, weil geraden Weg: weder Verleugnung früherer Standpunkte noch Denkverweigerung gegenüber schmerzhaften Einsichten waren seine Sache. Vielmehr maß er die zurückgelegte Strecke kritisch nach und nahm in Anspruch, daß dafür auch Zeit und Abstand nötig seien. Seine Erfahrungen sollten auf dem Weg aus einer Orientierungskrise, in die die Gesellschaftswissenschaften nach 1989 geraten sind, nützlich sein. Dies motivierte seine Anstrengungen für eine Fortführung der Traditionslinie vergleichender Geschichtswissenschaft in Leipzig.

Die Gründung dieser Zeitschrift gehört in das Spektrum der zahlreichen Aktivitäten ebenso wie die Bildung der Karl-Lamprecht-Gesellschaft, der Einsatz für den Erhalt des Instituts für Universal- und Kulturgeschichte als Bestandteile eines deutlich erkennbaren Profils der Leipziger Historiographie und die Initiative für mehrere internationale Konferenzen. Der Wende von deterministischen Konzepten von Universalgeschichte zu einer global history, die die Abhängigkeiten in dieser Einen Welt betont und Alternativität historischer Entwicklung als Leitidee benutzt, waren zahlreiche seiner Vorstöße gewidmet. Ihm war klar, daß er weitgehend unerschlossenes wissenschaftliches Neuland betrat und gegen den Strom zur Nationalgeschichte steuerte.

Als Mitbegründer des Leipziger Universitätsverlages sorgte er sich um die Ausstrahlung einer konkurrenzfähigen ostdeutschen Wissenschaft.

Wir alle wußten um seine schwere Krankheit, die ihn seit Jahren an die Dialysemaschine zwang. Aber die bewundernswerte Arbeitsdisziplin und der Elan, mit dem er für neue Ideen stritt, ließen uns vergessen, daß seine Kräfte begrenzt waren, mit denen er für einen ehrlichen Umgang mit der Geschichte eintreten konnte.

Noch vor wenigen Tagen saß Manfred Kossok unter uns in der Redaktionssitzung und beriet mit uns eine Erweiterung des Profils der Zeitschrift. Am Ende haben seine Kräfte nicht mehr gereicht, die zahlreichen Anfeindungen zu ertragen und zugleich die hochgesteckten eigenen Ansprüche in Forschung und Lehre einzulösen. Ohne ihn wird der weitere Weg ungleich schwieriger, denn ein kluger Ratgeber und unermüdlicher Mitstreiter wird uns fehlen. Daß wir diese Zeitschrift in seinem Sinne weiterzuführen uns bemühen, sollte unseren Lesern verlässliche Auskunft sein.

Im Namen der Redaktion: Matthias Middell

Debatten um die Conquista.

Probleme, Perspektiven und Kontroversen

**Herausgegeben von
Michael Zeuske**



Leipziger Universitätsverlag 1993

Editorial 12**Aufsätze**

<i>Michael Zeuske</i>	Europa und Amerika 1492-1992. Conquista und neuzeitliche Kontinental- debatte. Eine Einleitung	16
<i>Manfred Kossok</i>	Das Jahr 1492	29
<i>Horst Pietschmann</i>	Kritische Anmerkungen zum Kolumbusjahr in Deutschland aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft	56
<i>Max Zeuske</i>	Zum geschichtlichen und geistigen Hintergrund der Konquistadoren Amerikas	77
<i>Barbara Potthast-Jutkeit</i>	Die Frauen in der Conquista. Überlegungen zum Verhältnis von Rasse und Geschlecht in der Anfangsphase der spanischen Kolonialherrschaft	81
<i>Michael Zeuske</i>	Fernandina und Tierra de Gracia: Zwei gescheiterte Kolonialexperimente als Voraussetzung der Conquista? Eine Problemskizze	96
<i>Bernd Schröter</i>	Conquista und Independencia: Die Instrumentalisierung und Konzeptualisierung von „Conquista“ und „Reconquista“ in den Unabhängigkeits- kämpfen Spanisch-Amerikas. Grundzüge am Beispiel Neu-Spaniens	122

Forum

<i>Joachim Kuhles</i>	Die livländische Reformation unter vergleichenden Aspekten	144
<i>Charlotte Beisswingert</i>	Lire <i>La Méditerranée</i>	161
<i>Wolfgang Fach</i>	Die Gauck-Behörde: das unmögliche Amt	177

Mitteilungen und Berichte

• Eine amerikanische Zeitschrift zur deutschen Geschichte (<i>Kenneth D. Barkin</i>)	190
• Französisch in Kanada (<i>Jürgen Erfurt</i>)	199
• Orientalia in der Baumschule: Islam und Geschichte an der Princeton University (<i>Wolfgang Schwanitz</i>)	201

Buchbesprechungen

• Leben in Paris im Hundertjährigen Krieg. Ein Tagebuch. Aus dem Französischen von Henriette Beese, Nachwort von Ralph-Rainer Wuthenow, Frankfurt/Main und Leipzig 1992 (<i>Thomas Höpel/ Ralf Pannowitsch</i>)	210
• Columbus: Die Entdeckung seiner geheimen Route in die Neue Welt, Text: John Dyson; Fotos: Peter Christopher; Nautische Recherchen: Luís Miguel Coin Cuenca, München 1991 (<i>Michael Zeuske</i>)	213
• Peter Strack, Vor Gott, Gemeinschaft und den Gästen: Funktionen und Wandel traditioneller Festsymbolik; Karwoche und Patronatsfest in den ehemaligen Jesuiten-reduktionen von Chiquitos/Ostbolivien von der Eroberung bis zur Gegenwart, Bielefeld 1991 (<i>Bernd Schröter</i>)	217
• Commerce et plantation dans la Caraïbe, XVIIIe et XIXe siècles. Hrsg. Paul Butel, Bordeaux 1992 (<i>Manfred Kossok</i>)	220
• Nikita Harwich, Histoire du Chocolat, Paris 1992 (<i>Michael Zeuske</i>)	223

-
- Klaus Mlynek / Waldemar R. Röhrbein (Hrsgg.),
Geschichte der Stadt Hannover, Bd. 1: Von den Anfängen
bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Mit Beiträgen von
Helmut Plath, Siegfried Müller und Carl-Hans Hauptmeyer,
Hannover 1991 (*Katrin Keller*) 225
 - 200. Jahrestag der Französischen Revolution. Kritische Bilanz
der Forschungen zum Bicentenaire, hrsg. von Katharina Middell/
Matthias Middell in Zusammenarbeit mit Manfred Kossok und
Michel Vovelle, Leipzig 1992 (*Michael Wagner*) 228
 - Maria Anna Sossenheimer, Georg Friedrich Rebmann und
das Problem der Revolution. Revolutionserfahrungen,
Revolutionsinterpretationen und Revolutionspläne eines
deutschen Republikaners, Frankfurt (Main)/ Bern/
New York/ Paris 1988 (*Werner Greiling*) 231
 - Quellen zu den Reformen in den Rheinbundstaaten.
Hrsg. Historische Kommission bei der Bayrischen Akademie
der Wissenschaften, Bd. 1: Regierungsakten des
Großherzogtums Berg 1806-1813. Bearb. Klaus Rob;
Bd. 2: Regierungsakten des Königreiches Westphalen 1807-1813.
Bearb. Klaus Rob, München 1992 (*Matthias Middell*) 237
 - Domestic strategies: work and family in France and Italy 1600-1800.
Hrsg. Stuart Woolf, Cambridge University Press, Cambridge,
Paris 1991 (*Steffen Sammler*) 239
 - Perrine Simon-Nahum, La cité investie. La „Science du Judaïsme“
français et la République, Paris 1991 (*Eckhardt Fuchs*) 242
 - Georg W. Oesterdiekhoff, Traditionales Denken und
Modernisierung, Jean Piaget und die Theorie der
sozialen Evolution, Opladen 1992 (*Gerald Diesener*) 245
 - Antonio Gramsci, Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe.
Hrsg. Deutsches Gramsci-Projekt unter der wissenschaftlichen
Leitung von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug,
Bd. 1-3, Hamburg/Berlin 1991-1992;
Sabine Kebir, Antonio Gramscis Zivilgesellschaft.
Alltag-Ökonomie-Kultur-Politik, Hamburg 1991
(*Matthias Middell*) 247

• Thomas Alan Schwartz, <i>America's Germany – John J. McCloy and the Federal Republic of Germany</i> Cambridge/ London 1991 (<i>Georg Nolte</i>)	250
• Heinz Bude, <i>Bilanz einer Nachfolge. –Die Bundesrepublik und der Nationalsozialismus</i> , Frankfurt/Main 1992 (<i>Thomas Ahbe</i>)	253
• Heinz Suhr, <i>Der Treuhandskandal. Wie Ostdeutschland geschlachtet wurde</i> , Frankfurt/Main 1991 (<i>Frank Geißler</i>)	257
• Wolf Biermann, <i>Der Sturz des Dädalus</i> , Köln 1992 (<i>Thomas Ahbe</i>)	259
• Wolfgang Günter Lerch, <i>Kein Frieden für Allahs Völker. Die Kriege am Golf: Geschichte, Gestalten, Folgen</i> , Frankfurt/Main 1991 (<i>Rolf Müller-Syring</i>)	263
• Albert Hourani, <i>Islam in European thought</i> , Cambridge 1992 (<i>Wolfgang Schwanitz</i>)	265
• Michael J. Hogan (Hrsg.), <i>The End of the Cold War. Its Meaning and Implications</i> , New York 1992 (<i>Wolfgang Schwanitz</i>)	269
• Fritjof Capra, <i>Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild</i> , München 1992 (<i>Rolf Müller-Syring</i>)	271
• Ernst-Otto Czempiel, <i>Weltpolitik im Umbruch. Das internationale System nach dem Ende des Ost-West-Konflikts</i> , München 1991 (<i>Frank Geißler</i>)	273
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	278

Dickleibige Bücher mit Glanzumschlägen und vielen Fotos gehören im Jahr des „Quinto Centenario“ zum guten Ton. Jedenfalls bei der schnellschreibenden Zunft und einer Reihe von Hobbyhistorikern hierzulande.

Die Sprache – neudeutsch muß es wohl „Diskurse“ heißen – des Halbtausend-Jubiläums ist vielfältig und die Rhetorik so verschieden wie nie zuvor bei einem Jahrhundertfest. Blickt man allerdings schärfer und genauer, fällt bei aller Vielfalt der Posen, Perspektiven und Personen zweierlei auf. Die Fachhistoriker und Amerikanisten – ein verschwindend geringes Häuflein im großen neuen Deutschland – halten sich weitgehend zurück. Und: die Meinungsvielfalt wiederholt in wohlgestalteten Texten und in immer neuen Medien fast wie eine Gebetsmühle in den letzten 500 Jahren tausendmal Gesagtes oder Gesehenes – und auch das oftmals falsch.

Natürlich muß ein solches Verdikt sofort relativiert werden! Aber die partielle Zurücknahme fällt leicht angesichts der Tatsache, daß sich die Fachleute der engeren historischen Zunft eben nicht ganz zurückgehalten haben: Die Bildgeschichte bei Ploetz über „Die Entdeckung und Eroberung Amerikas. 1492-1550“ von Hans-Joachim König etwa, oder „Die Conquista“ von Max Zeuske, „Das Jahr 1492“ von Manfred Kossok, beide bei Edition Leipzig erschienen, oder ein erster Band des „Handbuchs der Geschichte Lateinamerikas“ bei Klett-Cotta, das unter der Federführung von Horst Pietschmann in Verbindung mit Historikern der Assoziation Europäischer Lateinamerikahistoriker (AHILA) entstand, sprechen im Wortsinne Bände. Die Literaturgeschichte mit den Sammelwerken von K. Kohut („Der eroberte Kontinent“) und T. Heydenreich („Columbus zwischen zwei Welten“) im Vervuert Verlag Frankfurt (Main) und die große Berliner Ausstellung „Amerika 1492-1992. Neue Welten – Neue Wirklichkeiten“ sollen nicht unerwähnt bleiben. Auch unter der Masse der „Kolumbus-Bücher“ und Entdeckungsgeschichten findet sich manche Perle. Aufmerksamkeit verdienen auch die theologisch-historiographische Debatte um die „Kolonisierung der Seelen“, zusammengefaßt etwa in dem von Michael Sievernich und anderen herausgegebenen Band „Conquista und Evangelisation. Fünfhundert Jahre Orden in Lateinamerika“ (Grünwald-Verlag), die Habilitationsschriften von J. Meier („Die Anfänge der katholischen Kirche auf den karibischen Inseln“) sowie von R. Nebel („Santa María Tonantzín Virgen de Guadalupe“) – beide in

Supplementa der Neuen Zeitschrift für Missionswissenschaft – oder die systematische Untersuchung von Dieter Boris über Ursprünge der europäischen Weltoberung im Distel Verlag Heilbronn.

Vorliegendes Heft der Zeitschrift COMPARATIV verfolgt zwei Ziele. Erstens will es die Perspektive auf die „500 Jahre“ weiten. Die Fixierung und Verengung auf Kolumbus und die Genozid-Debatte ist ein falscher Ansatz auch bei wohlgemeinter ideologischer Begründung heutiger Ansprüche der „Verlierer des Fortschritts“.

Zweitens geht es Herausgeber und Redaktion darum, zu zeigen, daß die Lateinamerika-Forschung in Leipzig auch nach der Umgestaltung ostdeutscher Universitäten durchaus in der Lage ist, in geschichtswissenschaftliche Debatten einzugreifen. Die Traditionen der kolonialgeschichtlichen Forschung reichen in der sächsischen Messemetropole bis in die frühen fünfziger Jahre zurück. Mit der Schaffung einer Professur für Vergleichende Geschichtswissenschaft (Ibero-Amerika) haben sie auch im geeinten Deutschland eine institutionelle Verankerung gefunden – auch und gerade weil solche Institutionen in Deutschland, im Gegensatz zu unseren westeuropäischen Partnerländern, in verschwindend geringer Anzahl zu finden sind.

Michael Zeuske resümiert in der Einleitung die Jahrhundertzyklen der Kontinentaldebatte. Die Denk- und Strukturfigur des „Kontinents“ ist selbst erst im Zuge der europäischen Expansion nach Übersee aus der damals innovativsten empirischen Wissenschaft, der Geographie, entstanden. Die europäischen Argumente im Rahmen der Debatte mit der Kontinentalmerapher, beruhen oftmals auf Stereo- oder Imagotypen, die schon zum 100. Jahrestag der „Entdeckung“ festgeschrieben oder bildlich fixiert waren. Europa und Amerika bildeten schon zum 200. Jahrestag eine kulturelle Symbiose, so daß sich im Bild des „Anderen“ oftmals Symptome „eigener“ Krisen oder Befindlichkeiten finden ließen. Besonders deutlich wird dies an den umfassenden Amerika-Europa-Debatten der Aufklärung zum 300. Jahrestag, während der 400. Jahrestag von europäischen-nordamerikanischen imperialistischen Herrschaftsdiskursen geprägt wurde.

Manfred Kossok eröffnet eine im besten Sinne universale Perspektive auf die Vielfalt der Kulturen und politischen Strukturen beim Übergang zur Neuzeit. Er problematisiert damit zu Recht die europäische Fixierung auf den Nexus „Neue Welt – Neue Zeit“ (Neuzeit). Mittels der Kolonisierung und „Objektivierung“ sei die außereuropäische Welt in den Status einer – durchaus in sich vielgestaltigen – Peripherie des „Zentrums“ Europa herabgedrückt worden. Wallersteins Theorieansatz, dessen Wurzeln bei Marx zu finden sind, wird in der Darstellung Kossoks zum Erklärungsmuster für den Hauptgegensatz unserer Tage: Nord gegen Süd.

Hingewiesen sei auf die „Kritischen Anmerkungen zum Kolumbusjahr in Deutschland aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft“ von *Horst Pietschmann*, die gerade wegen ihrer polemischen Schärfe in bezug auf die Darstellung des „Quinto Centenario“ in der Öffentlichkeit und die Leistungen deutscher Wissenschaft im Amerika-Jahr sehr gut zum Anliegen des vorliegenden Heftes passen. Der Autor analysiert aber nicht nur das zum 500. Jahrestag verbreitete Amerika- bzw. Kolumbusbild, sondern legt im zweiten Teil seines Beitrages historische Modelle der differenzierten Entwicklung iberamerikanischer Großregionen dar, bei oder für deren Formierung die Indiobevölkerungen – sogar wenn sie untergingen – eine historisch aktive Rolle spielten.

Max Zeuse legt in einer kurzen Skizze den geistigen und historischen Hintergrund eines Menschentyps dar, der als „Konquistador“ wohl die Geschichtsbücher und Überblickswerke füllt, aber in seiner historischen Realität kaum bekannt ist. Noch weniger bekannt sind die Konquistadoren als Gruppen politischer Akteure, die sich erst in der karibischen Phase der Conquista herausbildeten und als soziales Element den Übergang von der europäischen Geschichte zur euroamerikanischen Geschichte repräsentierten und prägten.

Frauengeschichte ist heutzutage en vogue. *Barbara Pothast-Jutkeit* kann dieser Modeströmung entgegen, indem sie ihren innovativen Beitrag in den Rahmen der Debatte um die Großkategorien der Sozialgeschichte „Rasse“, „Klasse“ und „Geschlecht“ stellt. Der Beitrag bietet eine neue Perspektive auf den Beginn der Kolonialgeschichte und zeigt wohl deutlich das Fatale der Fixierung auf den Eroberungsakt selbst. Die „Welt“ der indianischen Frauen ist viel nachhaltiger durch die ökonomischen Folgen der Conquista (vor allem die Encomienda und den Bergbau) aus den Angeln gehoben worden. Die Autorin weist allerdings auch nach, daß es im Zuge der Siedlung und Urbanisierung zu Statusverbesserungen für bestimmte Frauengruppen (indianische Eliten; Indianerinnen, die sich in den entstehenden Städten ansiedelten) vor allem im 16. Jh. kam, während sich die Stellung der indianischen Frauen in ländlichen Regionen der Kolonialgebiete erheblich verschlechterte.

Michael Zeuse kritisiert in seinem Problemaufriß vor allem die traditionelle Chronologie der „Conquista Amerikas“. Er verweist auf die einfache Tatsache, daß die Spanier eine Generation (1493-1519) – meist gescheiterter – Adaptationsexperimente in der Karibik benötigten, um das Großunternehmen Conquista und Besiedlung des Kontinents überhaupt beginnen zu können. Wie der Vergleich zwischen Kuba und venezolanischen Territorien zeigt, machten auch die Transformationen der Eroberung keineswegs tabula rasa, sondern setzten, selbst bei solch furchtbaren Eingriffen wie der Ausrottung

ganzer nativer Bevölkerungen (Kuba) schon bei vorher ausgeprägten Differenzierungen zwischen den amerikanischen Regionen an.

Bernd Schröter schließlich thematisiert Grundzüge eines komplizierten Problemfeldes: die Ideologiegeschichte der Unabhängigkeitskämpfe und die historische Identität der kreolischen Eliten sowie der spanisch-amerikanischen Konfliktpartei in bezug auf die Conquista einerseits, die Forderungen der indianischen bzw. mestizischen Bevölkerungsmehrheiten Mexikos nach „Reconquista“ von Rechten oder Boden andererseits. Die – vielleicht – erstaunte Leserin oder der erstaunte Leser werden viele Argumentationen, die bislang weniger in solcher Nähe zum Thema „Independencia“ vermutet wurden, in den heutigen Debatten wiedererkennen.

Dafür oder dagegen – der „Quinto Centenario“ oder die „entrevista“ (das „Aufeinandertreffen“!) verschiedener Kulturen zeigen wie kein anderes historisches Ereignis der letzten Jahre, daß es auf die differenzierte Forschung selbst, doch auch auf die Kenntnisnahme vorliegender Forschungsergebnisse und schließlich auf die Debatte ankommt!

Leipzig, im Januar 1993

Michael Zeuske

Europa und Amerika 1492-1992

Conquista und neuzeitliche Kontinentaldebatte.

Eine Einleitung

Die Beschäftigung mit der Frühzeit der europäischen Expansion in Amerika wirft die Frage nach den Spuren von Conquista und früher Kolonisierung im historischen Gedächtnis von Gesellschaften auf. Beantwortet werden können solche Fragenkomplexe in einer Einleitung nicht: jede größere Arbeit müßte sich an der fulminanten „Disputa del Nuovo Mondo“ A. Gerbis¹ messen lassen. Wohl aber kann sich ein Lateinamerikahistoriker die Aufgabe stellen, in einer resümierenden Vision auf diejenigen Ideologiemassive einzugehen, aus denen seit fünf Jahrhunderten die historischen Diskurse *über* Amerika geschöpft wurden, die die „Europäisierung“ des amerikanischen Doppelkontinents begleiteten. Oftmals sind aus diesen ideologischen Großstrukturen zählebige Klischees geworden. Zu einer der festesten Grundeinstellungen in der zeitgenössischen Debatte um den „Quinto Centenario“, trotz der vielsprachigen Rhetorik, die die Halbjahrtausendfeier von den Zelebrationen des 400. Jahrestages unterscheiden, gehört etwa die Diskussion von der ungleichgewichtigen „Europäisierung“ Amerikas. Sicherlich: Kolonialherrschaft wird auch immer Kolonialismus genannt werden müssen. Aber ist es nicht einerseits im Laufe der älteren europäischen Geschichte immer wieder zu Überlagerungsherrschaften gekommen und andererseits auch das neuzeitliche Europa fortwährend „amerikanisiert“ worden? Gibt es nicht – frei nach Freyer – eine „Weltgeschichte Amerikas“? Und hat diese „Amerikanisierung“ nicht auch europäische Gesellschaften verändert, die eben keine Kolonialmächte waren und keine politische, wirtschaftliche und kulturelle Dominanz über die Neue Welt ausübten? Sicherlich hat kaum eine Gesellschaft Europas eine vergleichbar traumatisierende Transformierung des politischen und des religiösen Lebens erlitten wie die indianischen Ethnien mit der Conquista, aber die „Amerikaner“ unter den Nahrungs- und Genußmitteln oder die Edelmetalle – selbst wenn sie in den Osten abfließen – haben die Geschichte Europas und die Alltagskultur ähnlich tiefgreifend verändert. Allerdings fast unbemerkt von der „großen“ Historie.

So kann eine solche allgemeine Vision zwar in einer an Foucault angelehnten Diskursarchäologie versuchen, den jahrhundertealten Lack von Klischees Schicht für Schicht aufzukratzen, in der kollektiven Erinnerung aber werden sie als Grundeinstellungen weiterhin ihr irisierendes Spiel treiben.

Für das Anliegen vorliegenden Heftes von COMPARATIV scheint es nützlich, sich bei einer solchen Vision vor allem auf den deutschsprachigen Raum zu konzentrieren.

Als ein genuesischer Seefahrer im Oktober 1492 auf einer Insel landete, begannen die Schwierigkeiten mit dem Thema. Nicht sofort, aber bald. Heute heißt es in den profansten Texten vollmundig, „Amerika“ sei am „12. Oktober 1492 entdeckt“ worden. Kaum jemand sagt oder schreibt dazu, daß wir heute nicht einmal mehr genau wissen, welche Insel denn nun wirklich die erste² war. Auch erwähnt kaum jemand, daß Kolumbus natürlich von „Amerika“ niemals etwas wußte³ und daß es eigentlich „12. Oktober (alten Stils)“ oder ganz einfach 22. Oktober 1492 heißen müßte.⁴

Mit der Namens- und Sinngebung⁵ im Fortgang der Erkundung und Eroberung wurde „Amerika“ von italienischen, deutschen⁶ und spanischen Humanisten, Chronisten, Geographen und Kartographen genauso erst „erfunden“,⁷ wie diese Inbesitznahme auf den Ergebnissen der Seexpeditionen, Eroberungszüge und auf der Unterjochung indianischer Ethnien – meist mit Hilfe anderer Stämme oder Völkerschaften – beruhte. Es hat sicherlich mehr als symbolischen Wert, wenn die Inkorporation in den europäisch dominierten Herrschaftsbereich faktisch mit der „Taufe“ einer Namensgebung abgeschlossen wurde: spanische Königreiche bekamen ihre Namensvettern (Neu-Spanien, Neu-Andalusien, Castilla del Oro) meist mit den Präfixen „Neu-“ („Neue Welten“). Aber das Problem der Namensgebungen ist für den ganzen Eroberungsprozeß interessant. Wenn man sich entschlossen hatte, ein Gebiet zu erobern („pacificar“!), wurden Propagandabezeichnungen – manchmal in Verbindung mit Heiligennamen (Santiago-Tradition, Puerto Rico, Santo Domingo, Puerto Plata, Río del Oro) vergeben. Manchmal setzten sich indianische Namen gegen spanische Bezeichnungen durch (Cuba, Peru). In Spanien dominierte für den geographischen Gesamtkomplex des Entdeckten bis in das 18. Jh. die Bezeichnung „Indien“, „Westindien“, „überseeische Reiche“ oder „Neue Welt“. In Europa außerhalb Spaniens und Portugals gab es seit jenen Zeiten wohl kaum eine Vorstellung, die bis in das späte 18. Jh. und eigentlich in bestimmter Hinsicht bis auf den heutigen Tag so festgeschrieben war und ist, wie die von der Einheit „Amerikas“ als eines abgeschotteten Herrschaftsgebietes der Spanier bzw. als einer einheitlichen wirtschaftlichen und kulturellen Entität.

Die Debatte mit der Kontinentalmetapher⁸ und der europäische Diskurs gegenüber dem „anderen“ Kontinent sind knapp 500⁹ Jahre alt. Sie setzten – unbewußt und in derartiger Schärfe ungewollt – mit der „Brevisíma relación de la destrucción de las Indias“ (1542) des Padre de Las Casas bald nach der Mitte des 16. Jh. in Europa voll ein. Übrigens noch ehe sich der geographisch-

ideologische Ordnungsbegriff „Kontinent“ auch für Amerika durchgesetzt hatte.

Nach 1492 war es zu einem kurzen Aufflammen der Debatte gekommen. Ihr verdankt die Welt auch den Namen „Amerika“. Dazu kamen eine tiefe Faszination sowie Grundelemente des Exotismus¹⁰ und des Amerikabildes. Diese ursprüngliche Debatte war bald von den philologisch-religiösen Vorlieben der europäischen Humanisten verdrängt worden.¹¹ In der allgemeinen Wahrnehmung herrschte noch bis zur Rückkehr von Elcano 1522 die Auffassung vor, das neue Land „südlich des Äquators“, wie es von Vespucci (Mundus Novus-Brief, Quatuor Navigationes) als neuer, vierter Erdteil beschrieben worden war, gehöre in den Herrschaftsbereich des portugiesischen Königs. Erst nach der Magallanes-Reise und den Berichten des Cortés und aus Peru unterschieden die Zeitgenossen in Europa auch zunehmend zwischen den Teilen der „alten Welt“ (um Afrika herum bis nach Indien und China im Osten unter portugiesischer Herrschaft) und einer von den Spaniern beherrschten „Neuen Welt“¹². Diese ersten Beschreibungen und Sichten auf Amerika dominierten das 16. Jh., wie am Erfolg etwa der Weltbeschreibung Sebastian Münsters im deutschen Sprachraum deutlich wird.¹³

Über das, was die mittlerweile kreolisierten „Spanier“ in Amerika über Europa dachten und diskutierten, wissen wir (in Europa) herzlich wenig.¹⁴ Deshalb sollen hier auch – es sei nochmals hervorgehoben – vor allem die europäischen Stimmen im Kontinentaldiskurs der Neuzeit nachgezeichnet werden.

Der Dominikanermönch Las Casas bevorzugte, wie schon der Titel der Kampfschrift zeigt, wie die meisten Spanier dieser Zeit die inhaltsschwerere Bezeichnung „Las Indias“ – nicht nur ein „Indien“¹⁵, sondern gleich mehrere dieser mythischen Galaxien mittelalterlichen Reichtums! Das Reichtumsmotiv sublimierte sich im Zuge der Gewöhnung an die „Inseln und das Festland des ozeanischen Meeres“ dann bald in dem Makroimagotypus des „Eldorado“. Amerika als Ort verborgener Schätze.¹⁶

Las Casas war es auch, der diese an sich schon sehr weitläufige und komplizierte Debatte gleich noch mit einer anderen Denk- und Symbolfigur¹⁷ belastete, die in vielen Werken synonym für die Kontinentalmetapher steht: Cristóbal Colón, Colom, Kolumbus, Colombo¹⁸, dessen „Bordbuch“¹⁹ nur noch in einer Abschrift des Paters existiert.

Geht man resümierend in Jahrhundertschritten vor, so wurde der Kontinentaldiskurs im späten 16. und bis weit in das 17. Jh. hinein von den beiden Polen der „Leyenda negra“²⁰ und dem „Eldorado-Motiv“ dominiert. Dabei stand Spanien aus der Sicht der damaligen religiös verfaßten „europäi-

schen Gemeinschaften“ einerseits (d.h. in diesem Falle der protestantischen Staaten und Länder²¹ vor allem mit dem „Abfall der Niederlande“) sozusagen immer im Bülberhemde da, für die von ihm begangenen Greuel in Amerika (und Europa) und für die Aussperrung der Konkurrenz. „Amerika“, in den verschiedensten Textgattungen oftmals in allegorischer Form, als weibliche Kontinentalfigur, dargestellt, wurde zum Demonstrationsobjekt.²² Im 16. und frühen 17. Jh. hatte dieses Demonstrationsobjekt selbst zwar noch die Züge einer kriegerischen und nackten Göttin, oder die Bewohner der neuen Welt erschienen auf den zeitgenössischen „Fernsehbildern“ (Flugblätter, Schnitte, Stiche) als Kannibalen und Kanniballinnen,²³ später mutierte das Motiv zur geplünderten reichen Barockschönheit. Damit drückte sich die grundsätzliche Zustimmung Europas und wohl nicht nur einzelner Künstler des alten Kontinents zur Unterwerfung der Heiden, „Wilden“ und „Menschenfresser“ aus.

Die wirtschaftliche Verwertung des Eroberten sollte aber nicht nur Spanien zugute kommen, wie die verschiedenen Versuche der Beteiligung (Welser) an oder des Kampfes (Piraten) gegen das kastilische Monopolunternehmen „Amerika“ zeigen.

Die katholischen Territorien andererseits begannen seit der Gegenreformation einen intensiven Propagandafeldzug über die Erfolge der Missionierung in Amerika. Gleichsam hinter diesem propagandistischen Nebelvorhang vollzog sich seit langem die großangelegte und sehr kritische Debatte um Rechtstitel der Conquista und um die Indianerpolitik im spanischen Imperium auf der einen und die koloniale Expansion der anderen „Seemächte“ (vor allem Hollands, Frankreichs und Englands) auf der anderen Seite.

Ende des 16. Jh. standen den europäischen Lesern Werke zur Verfügung, die die „Neue Welt“ in fast totaler geographischer Dimension und mit wesentlichen Elementen der sich herausbildenden Kolonialkultur präsentierten.²⁴ Bereits im Übergang zum 17. Jh. wurden im europäischen Part der Debatte Reisekompilationen Mode. Diese Reisesammlungen²⁵ standen noch bis weit in das 19. Jh. hinein hoch im Kurs des Publikums. In ihnen konnten die Leser und Leserinnen fast alles finden, was sie über Amerika wissen wollten. Die Abbildungen boten zudem einen visuellen – wenn auch meist inszenierten – Zugang zu den fremden Kulturen.²⁶ Ähnliche Funktionen, allerdings eher für ein Fachpublikum und zur Machtrepräsentation erfüllten die Karten und der erste „Atlas“²⁷. Die Machtsymbolik dieser Karten war ziemlich eindeutig und in ihrer geographischen Eingängigkeit bald schon etwas Alltägliches in der Debatte der Kontinente: Europa im oberen Zentrum des Weltbildes, alle anderen Kontinente um den erhöhten Mittelpunkt drapiert. Zentren der neuen Druckerzeugnisse wurden deutsche Gebiete und die Niederlande.

Das 18. Jh. erlebte in den Aufklärungsdiskussionen um Amerika einen ersten Höhepunkt der holistischen, alle Bereiche und Dimensionen der Gesellschaft und der Geschichte erfassenden Kontinentaldebatte.²⁸ Ein Dreieck der Extreme bildeten die seit Montaigne („Les Cannibales“ und „Les cochés“²⁹) bekannte Argumentationsfigur des Europa tadelnden „Wilden“ (Voltaire³⁰, Rousseau³¹), die Kolonialkritik eines Raynal³² oder Robertson³³ sowie die in allen Belangen inferiore Natur Amerikas (der physikalische Antiamerikanismus von Buffon³⁴ und vom philosophischen Geographen De Pauw³⁵). Diese Autoren markieren die Spitze dieser Debatte, sozusagen das Präsidium.³⁶

Nahezu unaufgearbeitet dagegen sind beispielsweise die Amerika-Europa-Debatten des Physiokratismus, gewissermaßen eine in Nordamerika, Europa und im Spanischen Amerika vor allem in den Ökonomischen Gesellschaften versammelte Gruppe von Führungskräften in der Zeit des aufgeklärten Absolutismus, die an der Verbesserung der Landwirtschaft, aber auch an vielen anderen wirtschaftlichen und politischen Fragen interessiert waren.³⁷

Auch die Sklavereifrage, die Diskussionen um die Abolition der Sklaverei und das Menschenbild nicht nur der Indios, sondern auch der Negersklaven harren der Aufarbeitung. Der Antikolonialismus fand seinen ersten Höhepunkt in der zweiten Hälfte des 18. Jh. Eine Kölner Promotion von 1992 über die deutschen Zeitschriftenbeiträge zur Sklavenrevolution auf St. Domingue (1791-1804) kann nachweisen, daß sich gewissermaßen ein geographisch-politischer Schwerpunkt bildete, an dem all die oben genannten Dimensionen der Europa-Amerika-Debatte konkret diskutiert wurden.³⁸ Schwerpunkte der Haiti-Diskussion bildete das Bild des Schwarzen und der Beginn einer Rassendebatte, die sich seither meist mit dem Kontinentalmotiv verbindet. Das Problem Negersklaverei, Plantagengesellschaften und Rassismus – der philosophisch-moralische Kern der Debatte im späten 18. Jh. – ist ansonsten recht spärlich reflektiert.

Die Aufklärungsdebatte spleißte sich spätestens seit der Unabhängigkeitsrevolution der USA auch politisch-geographisch in zwei zunehmend voneinander isolierte Diskursfelder auf, eine Tatsache, die besonders in Deutschland zur strikten Trennung zwischen „Amerikabild“³⁹ (= Bild der USA) und „Lateinamerikabild“⁴⁰ und ihrer institutionalisierten Verfestigung etwa in der universitären Lehre und Forschung geführt hat. Dabei wurde aus dem „tückischen, kanibalischen und in wilder Unzucht lebenden „wilden“ Amerikaner“ (= Indianer; Zeidlers-Universallexikon) der „woherzogene, fortschrittliche und protestantische „zivilisierte“ [US-] Amerikaner“.

Eine Zäsur zwischen dieser intensiven Kontinentaldebatte bis zum Ende des 18. Jh. und dem nahezu totalen Herrschaftsdiskurs Europas gegenüber der

außereuropäischen Welt seit der Mitte des 19. Jh. stellt die große Forschungsreise Alexanders von Humboldt⁴¹ dar.

Hier wurde vollendet, die „Gleichberechtigung“ zwischen den Kontinenten und Kulturen im Zeichen des Humanismus gefordert und von Humboldt gewünscht. Zugleich aber schuf Humboldt mit seinen Illusionen über die Effekte des liberalen Austausches in den veröffentlichten Texten, mit dem „Amerikabild“⁴² und dem Modell der Expedition und mit der genauen „wissenschaftlichen“ (mit Instrumenten versehenen) Forschung Muster, die zumindestens einer reduktionistischen „Verwissenschaftlichung“ Außereuropas im europäischen Diskurs Vorschub leistete.⁴³ Von Humboldt ungewollt wurde der Boden bereitet für die unsinnigen Theorien einer „Kultur der Kulturlosen“, für die sogenannten „primitiven“ Kulturen oder für die Abqualifizierung der kreolisch-mestizischen politischen Kulturen zu „Sternbildern der Anarchie“. Für die Leser und Benutzer der Humboldtschen Werke spielte dabei die Abstoßung vom empirischen Universalismus des preußischen Gelehrten eine fatale Rolle: schon Herder, Schiller und Kant hatten die Amerikaner des eigentlichen, des spanischen Amerika, als infantil beschrieben – Hegel sprach ihnen dann jegliche Fähigkeit konstruktiver Politik ab. Das Diktum der „politischen Nullitäten“ hängt aber eher seinem Schöpfer denn Amerika an. Ähnliches gilt für Hegelschüler.

Nach einer kurzen Zwischenetappe der romantischen Überhöhung Spaniens in der „Leyenda aurea“⁴⁴ und des starken Interesses an den spanisch-amerikanischen Unabhängigkeitsrevolutionen⁴⁵ jedenfalls glich die Kontinentaldebatte seit der Mitte des 19. Jh. trotz aller hervorragenden Ergebnisse einerseits einem Disput europäischer Forscher im weißen Laborkittel über Schwächen und Vorzüge von Mikroskopsubstraten, andererseits – und hier mußte vor allem im romanischen Bereich wieder die Kolumbusfigur erhalten – einem Heldenepos über europäische und christliche Kulturbringer.

Für die Geisteshaltung, die die „europäische Überlegenheit“ aus dem Forscherdrang – sozusagen von missionarisch bis mikroskopisch – erklärte, sei aus dem Vorsatz „Europas Sendung“ aus dem Buch von Wilhelm Treue⁴⁷ zitiert: „Es ist kein Zweifel: die Erde ist von Europa her ‘erobert’ worden. Mögen in anderen Erdteilen vor den Zeiten überragender europäischer Ereignisse Staaten bestanden und Völker gelebt haben, deren Geschichte auf unsere Tage überkommen ist und uns noch heute mit Hochachtung, ja, nicht selten mit Bewunderung erfüllt: es kann doch nicht bestritten werden, daß die Fähigkeit wie der Wunsch, über die engen Grenzen des eigenen Staatswesens hinaus dessen nähere und weitere Umgebung zu erforschen und erobern, auf die europäischen Völker beschränkt geblieben ist – und unter diesen recht eigentlich auch nur auf einige wenige, deren Vertreter uns auf den folgenden

Seiten wieder und wieder begegnen werden. Nur die europäischen Völker, zu denen ja schließlich auch jene gehören, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegründet und zu ihrer heutigen Größe entwickelt haben, können die Fähigkeit zur echten Koloniegründung ihr Eigen nennen. Nur sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, haben den Drang in die Weite, nicht nur zur Eroberung und Beherrschung, sondern ganz einfach den Forschungsdrang, den Erkenntnistrieb in dem Umfange besessen – und besitzen ihn noch heute – der allein die 'Eroberung' der Erde in jeder Hinsicht ermöglichte.“ Deshalb, so schließt Treue, müsse Europa faktisch als „blinder Fleck“ aus der Entdeckungsgeschichte der Erde ausgespart bleiben.

Gegen solche übermächtigen Diskurse hatten es reale Sachinformationen seit jeher schwer. Sie kamen aber. Sie kamen schon seit dem Beginn des 17. Jh. mit den geschriebenen Zeitungen („avisi“) und den „Newen Zeyttungen“. Besonders dicht aber kamen sie seit dem Aufschwung des Medienmarktes im 18. Jh. Verstärkend auf den Strom verhältnismäßig reeller Informationen wirkte sich die massive Auswanderung seit etwa 1830 aus. Seit Beginn des 19. Jh. hatten sich auch immer mehr europäische Menschen zeitweilig (Kaufleute, Konsuln, Militärs, Reisende) in Amerika aufgehalten.

Im frühen 20. Jh. prägten zwar noch die Diskursstränge europäischer „äußerer“ Herrschaft die Debatte⁴⁹, aber die Dimensionen reeller Informationen gewannen immer mehr Raum, sicherlich immer mehr oder weniger gemischt mit einer kräftigen Prise Exotismus, der in der neuzeitlichen Geschichte des europäisch-amerikanischen Kulturraumes immer virulent blieb.

Besonders attraktiv wurde Amerika (mit Schwerpunkt USA) während oder nach den großen Krisen Europas, so etwa während der Weltwirtschaftskrise oder besonders nach 1945.

Aber auch das „Exil“ in Lateinamerika⁵⁰ oder der längere Aufenthalt fanden Interesse. Sei es Flüchtlinge oder Emigranten aus Europa, seien es die Touristen oder seien es etwa – und hier tut sich ein weites Feld zeithistorischer Forschung auf – die „Entwicklungshelfer“ beider deutscher Staaten in verschiedenen Ländern Lateinamerikas. Wie die Imaginarien der Menschen aussahen, die nach Amerika gingen und/oder von dort zurückkamen, wissen wir nur punktuell.

Als letzter Höhepunkt der Kontinentaldebatte aus der zweiten Hälfte des 20. Jh. sollen noch die Debatten über „Amerika als Raum zur Verwirklichung europäischer Theorien und Herrschaftspraktiken“ und die „Verschuldungsproblematik“ genannt werden. Bei beiden Themen besteht natürlich ein enger Zusammenhang zu den Problemkreisen der „Entwicklungshilfe“ oder der „Internationalen Solidarität“. Besonders wichtig waren hier der Marxismus/Kommunismus („Kontinent der Revolutionen“, „Dependenciatheorie“) und

seit den achtziger Jahren (wieder) liberale Wirtschaftstheorien und Demokratievorstellungen⁵¹ sowie Nationalismen/Faschismus. Wie gefährdet diese liberalen Demokratien angesichts sozialer Probleme und populistischer Offiziere sind, läßt sich aus der Entfernung an den politischen Vorgängen in der sog. „Musterdemokratie“ Venezuela nur erahnen. Gegenwärtig ist aber auch eine Abkopplung besonders Lateinamerikas (Kunst und Literatur) von der europäischen Kontinentaldebatte zu beobachten und eine – wünschenswerte – Selbstbesinnung auf die Fähigkeiten zur Symbiose, zur Kreativität⁵² und zum Synkretismus.

- 1 A. Gerbi, *La disputa del Nuevo Mundo. Historia de una polémica*, México/Buenos Aires 1960. Siehe auch die Zusammenfassung der Kontinentaldebatte aus britischer Sicht: J. H. Elliott, *Die Neue in der Alten Welt, 1492-1650. Folgen einer Eroberung*, Berlin 1992.
- 2 Zuletzt: Columbus. Die Entdeckung seiner geheimen Route in die Neue Welt. Text: J. Dyson, Fotos: P. Christopher, *Nautische Recherchen*: L. M. Coin Cuenca, München 1991.
- 3 Das Werk [Martin Waldseemüller], *Cosmographiae Introductio: Cum quibusdam geometricae ac astronomiae principii ad eam rem necessariis*, Mainz 1507 kann Kolumbus nicht gekannt haben. Allerdings kannte er Vespuccis Berichte und Vespucci selbst, der ihn am 5. Februar 1505 in Sevilla aufsuchte. Hamann stellt auf Basis der Forschungen von Oscar Peschel fest, daß Kolumbus den Florentiner sogar schätzte, siehe: G. Hamann, Ein Überblick über Entstehung und Quellen des Namens „Amerika“, in: *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung*, LXIII. Bd. (1955), S. 298-311; sowie: Lettera di Amerigo Vespucci delle isole nuovamente trovate in quattro suoi viaggi, Florenz 1504. Kolumbus starb 1506 und blieb bis zu seinem Ende fest in seinem Glauben an das Asien-Konzept, wie die meisten Biographen festhalten, siehe: S. E. Morrison, *Admiral of the Ocean Sea*, 2 vols., Boston 1942; die letzten Lebensjahre des „Admirals“ sind allerdings auffallend schlecht untersucht; siehe auch: R. Levillier, *Amerigo Vesputio. El Nuevo Mundo*, Buenos Aires 1951; siehe auch: M. Henningsen, „Die columbinische Wende“. Anmerkungen zum Bordbuch und zu den Briefen, in: T. Heydenreich (Hrsg.), *Columbus zwischen den Welten. Historische und literarische Wertungen aus fünf Jahrhunderten*, 2 Bde., Frankfurt/M. 1992, Bd. I, S. 27ff.
- 4 Eine Ausnahme bildet P. E. Taviani, *Das wunderbare Abenteuer des Christoph Kolumbus*, Berlin/Leipzig 1991.
- 5 Siehe: R. v. Wieser (Hrsg.), *Die Cosmographiae Introductio des Martin Waldseemüller*, Strassburg 1907; K. Kreitschmer, *Geschichte der Geographie*, Berlin/Leipzig 1912.
- 6 Das größte Interesse, geht man von den erschienenen Druckwerken aus, bestand in Deutschland, siehe: W. Neuber, „*garribat philomena*“. Die erste Columbus-Reise und ihre narrative Tradierung in Deutschland bis zum Jahr 1600, in: *Columbus zwischen den Welten* (wie Anm. 3), Bd. I, S. 125ff. - Siehe auch die neue Publikation: *Das Bild Lateinamerikas im deutschen Sprachraum. Ein Arbeitsgespräch an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel*, 15.-17. März 1989, hrsg. v. G. Siebenmann und H.-J. König, Tübingen 1992.
- 7 E. O'Gorman, *La invención de América*, México 1959; C. Sanz, *El nombre América*, Madrid 1959; siehe auch D. Briesemeister, *Das Amerikabild des deutschen Frühhumanismus*, in: Siebenmann/ König, *Das Bild Lateinamerikas* (wie Anm. 6), S. 91-106.
- 8 Siehe G. Siebenmann, *Análisis contrastivo de las imágenes que se formaron los países germánicos de España y de América Latina, respectivamente, desde el siglo XVI*, in: K.-H. Körner/ M. Vltse (Hrsg.), *Las influencias mutuas entre España y Europa a partir del siglo XVI*

- (Wolfenbütteler Forschungen, hrsg. v. der Herzog August Bibliothek, Bd. 39), Wiesbaden 1988, S. 153-167; ders., Die Bilder Spaniens und Lateinamerikas in den Köpfen der Deutschen, in: ders., Essays zur spanischen Literatur, Frankfurt/M. 1987. Zur Erfindung des Ordnungsbegriffes „Kontinent“ siehe W. E. Washburn, The Meaning of „Discovery“ in the 15th and 16th Century, in: American Historical Review, vol. LXVIII, Nr. 1, October 1962, S. 1ff.
- 9 Zur Analyse der symbolischen Zäsur „1492“ („Beginn der Neuzeit“) siehe den Beitrag von M. Kossok im vorliegenden Heft; vgl. auch ders., El año 1492, in: APUNTES, Nueva serie, Nr. 3 (1992), S. 1-38.
 - 10 So könnten die drei kulturanthropologischen Kriterien von Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff“ (das nach „Narragonien“ fuhr) von 1494 (S. Brant, Das Nantenschiff, Basel 1494, Kap. 66, V. 53-56) als Konstanten des Amerikaimages in der Neuzeit dienen: „Ouch hatt man sit in Portgal/Vnd inn Hispanien vberall/Golt-inslen funden vnd naked lüt/Von den man vor wust nüt“. Dazu kommt noch der topos des „locus amoenus“ und der „Ungeheuer- und Kannibalentopos“, siehe auch: R. Wittkower, Die Wunder des Ostens: Ein Beitrag zur Geschichte der Ungeheuer, in: ders., Allegorie und Wandel der Symbole in Antike und Renaissance, Köln 1984.
 - 11 Siehe: F. Gewecke, Wie die neue Welt in die alte kam, Stuttgart 1986, S. 43f.
 - 12 M. Waldseemüller und M. Ringmann wußten 1507 noch nichts von Kolumbus, Waldseemüller nahm aber auf seinen nach 1513 publizierten Karten und auf der 1516 erschienenen „Carta Marina“ seinen Vorschlag für den Namen des neuen Kontinents zurück, als er von dem wirklichen Entdecker erfahren hatte. Es war aber schon zu spät, siehe: Hamann, Ein Überblick (wie Anm. 3), S. 304ff.; siehe auch die Einleitung zu: U. Knefelkamp/H.-J. König, Die Neuen Welten in alten Büchern. Entdeckung und Eroberung in frühen deutschen Schrift- und Bildzeugnissen. Ausstellungskatalog, Bamberg 1988, S. 11-27. In der mitteleuropäischen Forschung über die außerspanische Kenntnis Kolumbus' auffallend wenig reflektiert ist die Informationspolitik der spanischen Krone im Zusammenhang mit den Prozessen gegen Kolumbus.
 - 13 S. Münster, Cosmographiae, Basel 1545. Münsters Buch erlebte 21 Auflagen von 1544 bis 1598, siehe: A. Menniger, Formen der Begegnung - Amerika und die deutsche Publizistik im ersten Jahrhundert nach der Entdeckung (1493-1600), in: Forschungsforum. Vergleichende europäische Überseegeschichte, hrsg. v. E. Schmitt u. Th. Beck, Berichte aus der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, H. 4 (1992), S. 131-136.
 - 14 Als Anhaltspunkte mögen die in Amerika im 16. Jh. von der ersten Konquistadorengeneration verbreiteten topoi dienen, die Eroberung Mexikos und Mittelamerikas sei über die Taten Alexanders des Großen zu stellen (B. Díaz del Castillo); Cortés stehe mit Caesar auf einer Stufe (Francisco López de Gómara). Von dem Wissen der kreolisierten Spanier um die Tatsache, daß sie diese „neue“ Gesellschaft aus eigener Kraft - wie sie meinten - errichtet hatten, sprechen sowohl Poeme, die die Stadt Mexiko als Mittelpunkt der Welt sehen oder als Gipfel der Weltkultur. Amerika als das weit über dem alten Europa stehende „Land der Verheißung“ wird in der Annahme deutlich, die indianischen Stämme seien Nachfahren der hebräischen Stämme, die seit Mitte des 16. Jh. weit verbreitet war. Schließlich kamen über die stark ideologisierte Santiago-Tradition regionale und lokale Sonderformen der Mentalität hinzu, die alle - auch in der Ende des 17. und im 18. Jh. erfolgende „Entthronung“ der europäisch-antiken Vergangenheit durch eine aztekische oder inkaische Vergangenheit - davon ausgingen, weit über Europa zu stehen, siehe: B. Lavallé, Recherches sur l'apparition de la conscience créole dans la vice-royauté du Pérou (l'antagonisme hispano-créole dans les ordres religieux, XVII^e-XVIII^e siècles), Lille 1980 sowie den ersten Versuch einer Überblicksgeschichte solcher ideologischer Formen: Politisch-ideologische Strömungen in Lateinamerika. Historische Bedeutung und aktuelle Tradition, Autorenkollektiv unter der Ltg. v. A. Dessau, Berlin 1987, S. 141f. - Die „Sicht der Besetzten“ in der Kontinentaldebatte, vielleicht sollte es auch das bewußte

Europa und Amerika 1492-1992. Eine Einleitung

- „Schweigen“ in dieser Debatte genannt werden, die fast immer als europäischer Herrschaftsdiskurs dargestellt wurde, ist kaum erforscht worden; Ausnahmen bilden vor allem: N. Wachtel, *The Vision of the Vanquished*, New York 1977 und neuerdings: R. Wright, *Geraubtes Land. Amerika aus indianischer Sicht 1492*, Braunschweig 1992 (Titel in amerikanischem Englisch: „*Stolen Continents*“). Leider beschränkt sich Wright für Süd- und Mittelamerika auf die „Kulturen“ der Azteken, Maya und Inka. Auf das Thema kann hier nur verwiesen werden, es erfordert eigene Arbeiten. Vgl. etwa Ch. Strosetzki, *Das Europa Lateinamerikas. Aspekte einer Wechselbeziehung*, Stuttgart/Wiesbaden 1989.
- 15 Zum Verständnis des Namens „Indien“ in Bezug auf „Amerika“ und der Kontinentalmetapher, wie auch anderer Bezeichnungen (wie etwa „*Tierra Firme*“) im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, siehe: Washburn, *The Meaning of „Discovery“* (wie Anm. 8), bes. S. 15f.
 - 16 Siehe: Ch. Minguet, A. v. Humboldt und die Erneuerung des Lateinamerikabildes, in: Siebenmann/König, *Das Bild Lateinamerikas* (wie Anm. 6), S. 107ff.
 - 17 Siehe in dieser Hinsicht die aus der Sammlung von Prof. Titus Heydenreich, Erlangen, zusammengetragene Ausstellung in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: „Columbus 1492 - 1992. Wirklichkeit und Legenden“, sowie das Begleitheft dazu: *Neue Welt-Alte Welt. 500 Jahre Begegnungen mit Amerika. 1492-1992*, hrsg. v. der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1992.
 - 18 H. Pitschmann, Christoph Kolumbus im deutschsprachigen Schrifttum, in: *Historisches Jahrbuch*, 112. Jg. (1992), I. Hbd., S. 157-179, sowie: P. Moffitt Watts, *Prophecy and Discovery: On the Spiritual Origins of Christopher Columbus's „Enterprise of the Indies“*, in: *American Historical Review*, vol. 90, Nr. 1, Februar (1985), S. 73-102.
 - 19 Das Bordbuch wurde im 16. Jh. nicht gedruckt; es erschien erstmals 1825 im Bd. I der *Colección de los Viajes y Descubrimientos que hicieron por mar los Españoles desde fines del Siglo XV*, hrsg. v. M. Fernández de Navarrete, Madrid 1825. Die am besten erreichbare spanische Ausgabe ist: *Diario de Colón. Libro de la primera navegación y descubrimiento de las Indias*, ed. por C. Sanz, Madrid 1962.
 - 20 Siehe: M. Molina Martínez, *La leyenda negra*, Madrid 1991 und: R. García Cárcel, *La leyenda negra. Historia y opinión*, Madrid 1992; Ch. Gibson, *The Black Legend: Anti-Spanish Attitudes in the Old World and the New*, New York 1971. Für den deutschsprachigen Bereich siehe etwa: G. Hoffmeister, „Das spanische Post- und Wächterhörnlein“. Zur Verbreitung der *Leyenda negra* in Deutschland (I) (1583-1619), in: *Archiv für Kulturgeschichte*, 56,2 (1974), S. 350-371; ders., „Spanische Sturmglocke“ (1604) und „Spanischer Curier“ (1620). Zur Verbreitung der *Leyenda negra* in Deutschland (II), in: ebenda, 61,2 (1979), S. 353-368 sowie: D. Briesemeister, „allerhand injurien schmekarteu pasquill vnd andere schandlose elucenrührige Schriften vnd Model. Die antispanischen Flugschriften in Deutschland zwischen 1580 und 1635“, in: *Wolfenbütteler Beiträge*, 4, Frankfurt/M. (1979), S. 1-44.
 - 21 Für den lutherischen Protestantismus war der Heide zunächst nur ein abgefallener Christ, der des Evangeliums nicht mehr bedurfte. Erst mit Ende des 16. Jh. entdeckten die Protestanten und Calvinisten die Eroberungsgeschichte für den antispanischen Kampf, siehe: die *Amerika-Reisesammlung Theodore de Brys*, Frankfurt/M. 1590ff. oder Nikolaus Höningers *Anghiera- und Benzoni-Bearbeitung: Erste Theil/DER Newenn Weltt vnd Indianischen Nidergängigen Königreichs/Newe vnd Wahrhafft History/[...] durch Hieronymum Benzon [...]* erstlich beschrieben [...], Basel (Sebastian Henripetri) 1582.
 - 22 Ein sehr schönes Beispiel für diese Allegorien ist der Titelpuffer zu Humboldt, *Atlas géographique et physique du Nouveau Continent*, Paris 1811/14: Unter dem Titel „*Humanitas, Literae, Fruges*“ hatte der Maler François Gérard eine Allegorie geschaffen, in der Athene und Hermes einem besiegten Aztekenfürsten, der vor den Trümmern seiner Kultur erscheint, helfend die Hand reichen. Der Puffer sollte eigentlich als Titel für das gesamte Reisewerk Humboldts dienen.

- Aber auch die doppelt gebrochene Täuschung des allegorischen Bildes „Vespucci entdeckt Amerika“ (nicht von de Bry, wie verschiedene Autoren annehmen, sondern von Theodor Galle, Kupferstich nach Johannes Stradanus) ist sehr schön und erinnert an gewisse Konstruktionen der Chaostheorie, siehe: Kniefelkamp/ König, *Die Neuen Welten* (wie Anm. 12), Abb. 41, S. 89; zusammenfassend siehe: H. v. Kügelgen, *Texte zu Erdteil-Allegorien*, in: *Siebenmann/ König, Das Bild Lateinamerikas* (wie Anm. 6), S. 55-89.
- 23 Vgl. A. Menniger, *Die Kannibalen Amerika: Zur Rezeption eines Bild-Topos in den Erdteiallegorien Jost Ammans und Hans Weigels (1577)*, Bamberg 1991.
 - 24 J. de Acosta, *Geographische vnd Historische Beschreibung der vberauß grosser [sic] Landschafft America*, Köln: Johann Christoffel 1598; sowie: M. Quad, *Enchiridion Cosmographicvm: daß ist/ Ein Handbüchlin/ der gantzen Welt gelegenheit*, Köln: Wilhelm Lützenkirchen 1555.
 - 25 Die Bände „Americae“ von T. de Bry und die „26 Schiffahrten“ des L. Hulsinus aus Gent. Die vollständigen Titel siehe bei: Kniefelkamp/ König, *Die Neuen Welten* (wie Anm. 12), S. 188, 224ff.; siehe auch: F. Boerner, *Die großen Reisesammlungen des 18. Jh.*, in: A. Maczak/ H. I. Teuteberg (Hrsg.), *Reisebericht als Quellen der europäischen Kulturgeschichte*, Wolfenbüttel 1982, S. 65-72; M. Böhme, *Die großen Reisesammlungen des 16. Jh. und ihre Bedeutung*, Straßburg 1904 (Neudruck: Amsterdam 1968); M. Mirowski, *Deutsche Reisende und Reiseberichte im 17. Jh.*, Ph. Diss., University of Illinois 1963.
 - 26 Vor allem: Levinus Hulsius (Hrsg.), *Der/Sechste Theil/ //Kurtze/ Wahrhaftige Realtion vnd beschreibung der Wun==/derbarsten vier Schiffarten/ so jemals verricht //worden....* Nürnberg 1603.
 - 27 [Gerhardus Mercator], *Atlas // sive // cosmographiae // meditationes // de // fabrica mundi et // fabricati figura*, Amsterdam 1619.
 - 28 Gerbi, *La disputa* (wie Anm. 1), S. 56ff.
 - 29 M. de Montaigne, *Essais. Texte établi et annoté par A. Thibaudet*, Paris 1937; siehe auch: O. López Panego, *Montaigne y el descubrimiento de América*, in: *Cuadernos Hispanoamericanos*, Madrid (1992), S. 33-45.
 - 30 *Candide*, in: *Voltaire, Romans et contes. Texte établi et annoté par R. Groos*, Paris 1932.
 - 31 J.-J. Rousseau, *Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes*, Cambridge 1944.
 - 32 [Deutsch] G. T. Raynal, *Philosophische und politische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in beiden Indien*, übersetzt v. J. Mauvillon, 7 vols., Hannover 1776.
 - 33 [Deutsch] W. Robertson, *Geschichte von Amerika*, aus dem Engl. übersetzt von J. Fr. Schiller, 2 Bde., Leipzig 1777; siehe: M. Schlenke, *Kulturgeschichte oder politische Geschichte in der Geschichtsschreibung des 18. Jh. William Robertson als Historiker des europäischen Staatensystems*, in: *Archiv für Kulturgeschichte*, 37. Bd. (1955), S. 60-97; sowie: J. Smitten, *Impartiality in Robertson's History of America*, in: *Eighteenth-Century Studies*, vol. 19 (1985-86), S. 56-77.
 - 34 Siehe: *Oeuvres complètes de Buffon*, 32 Bde., Paris 1827/28, siehe auch: Gerbi, *La disputa* (wie Anm. 1), S. 3ff. Kuriose Inszenierung einer Theorie: 1785 reisten Francisco de Miranda und William Stephen Smith, ehemaliger Adjutant von Washington durch Deutschland. In Dresden besuchten sie am 4. Oktober 1785 eine Ausstellung von Kuriositäten der Naturalgeschichte. Smith schreibt darüber in das Tagebuch: „..... verschiedene sehr große Tiere, im speziellen ein Bär, ein Hund, ein Wolf aus Pommern und ein amerikanischer an seiner Seite, die Größe etwa wie ein Rotfuchs; das, nehme ich an, um die Behauptung von Buffon zu beweisen“. Buffon hatte seine gesamte „Theorie“ der Inferiorität auf die Behauptung aufgebaut, alle Lebewesen Amerikas seien kleiner als die Europas. Allerdings war der amerikanische „Vergleichswolf“ in Dresden in Wirklichkeit der Balg eines Präriewolfes. Smith ließ sich nicht das Vergnügen nehmen, die Leute über die Fehler der Ausstellung aufzuklären, siehe: M. Zeuske, *Francisco*

Europa und Amerika 1492-1992. Eine Einleitung

- de Miranda und das Alte Reich: Biographie und politische Kultur (1784-1789), Leipzig 1993 (in Vorbereitung).
- 35 Während Buffon zunächst nur vergleichende Biogeographie betrieb und das ins Auge springende Fehlen von „großen Tieren“ zu einer Theorie der Naturgeschichte ausbaute, entwickelt Cornelius De Pauw in seinen „Recherches philosophiques sur les Américains, ou Mémoires intéressants pour servir à l'histoire de l'espace humaine, 2 vols., Berlin 1768/69“, in den verschiedenen „Défenses“ dieser Arbeit und Artikel „Amérique“ im Supplement der „Encyclopédie“ (Amsterdam, 1776/77, vol. I, S. 343-354) die Theorie von der „Inferiorität und Degeneration des amerikanischen Menschen“, siehe den noch heute lesbaren Artikel von G. Beyerhaus, Abbé de Pauw und Friedrich der Große. Eine Abrechnung mit Voltaire, in: Historische Zeitschrift, Bd. 134 (1926), S. 465-493; sowie Gerbi, La disputa (wie Anm. 1), S. 49ff. Gegen Buffon und De Pauw sowie antspanische Artikel der „Encyclopédie“ richtete sich vom preußischen Hof in Berlin aus Carlo Denina, siehe: J. Heymann, Carlo Denina. Historiograph und Apologet Friedrichs II., in: Fridericianische Miniaturen, hrsg. v. J. Ziechmann, Bremen 1988, S. 56ff. Die Kenntnis der Schriften de Pauws und Deninas gehört zu den „Amerika-Motivationen“ Humboldts, die dessen Sicht auf Amerika beeinflussten.
 - 36 Zur französischen Perspektive siehe: J.-P. Duviols, Le régime colonial espagnol vu par les Français à l'époque des lumières, in: L'Amérique dans la France des lumières, Paris 1987, S. 309-318.
 - 37 Siehe den auf Deutschland zugeschnittenen Artikel: K. Gerteis, Physiokratismus und aufgeklärte Reformpolitik, in: Aufklärung, Jg. 2, H. 1 (1987), S. 75-94.
 - 38 K. Schüller, Die deutsche Rezeption haitianischer Geschichte in der ersten Hälfte des 19. Jh. Ein Beitrag zum deutschen Bild vom Schwarzen, Köln/ Weimar/ Berlin 1992 (von 1791 bis 1838 sind allein knapp hundert meist größere Zeitschriftenartikel nachgewiesen).
 - 39 Siehe H. Dippel, Faszination und Wandel im europäischen Amerikabild. Vom Eldorado zum Paradigma, in: Der europäische Beobachter außereuropäischer Kulturen. Zur Problematik der Wirklichkeitswahrnehmung, hrsg. v. H.-J. König, W. Reinhard, R. Wendt, Berlin 1989, S. 83-96.
 - 40 Siehe: A. Ardao, Génesis de la idea y el nombre de América Latina, Caracas 1980.
 - 41 M. Zeuske/ B. Schröter (Hrsg.), Alexander von Humboldt und das neue Geschichtsbild Amerikas, Leipzig 1992.
 - 42 Neben dem wissenschaftlichen „Bild“ (Landschaftsschilderungen!) war Humboldt auch der große Anreger einer Verschmelzung von wissenschaftlicher und künstlerischer Darstellung Amerikas, wie die große Schar von Malern und Künstlern auf seinen „Spuren“ zeigt, siehe: R. Löscher, Alexander von Humboldt als Initiator eines künstlerisch-wissenschaftlichen Amerikabildes, in: Amerika 1492-1992. Neue Welten-Neue Wirklichkeiten, hrsg. v. Ibero-Amerikanisches Institut Preußischer Kulturbesitz und Museum für Völkerkunde Staatliche Museen zu Berlin, 2 Bde., Braunschweig 1992, Bd. II: Essays, S. 247ff.
 - 43 Siehe: O. Ette, „Unser Welteroberer“: Alexander von Humboldt, der zweite Eroberer und die zweite Eroberung Amerikas, in: ebenda, S. 130ff.
 - 44 Siehe: G. Hoffmeister, Spanien und Deutschland. Geschichte und Dokumentation ihrer literarischen Beziehungen, Berlin 1976, bes. S. 123ff.
 - 45 Siehe: G. Kahle, Simón Bolívar und die Deutschen, Berlin 1980; Simón Bolívar in zeitgenössischen deutschen Berichten (1811-1831), hrsg. und eingeleitet v. G. Kahle unter Mitwirkung v. H.-J. Domnick u.a., Berlin 1983.
 - 46 Siehe verschiedene Beiträge in: Columbus zwischen den Welten (wie Anm. 3).
 - 47 W. Treue, Die Eroberung der Erde. Auf den Spuren großer Entdecker, Berlin 1939, S. 13.
 - 48 Siehe für den nordamerikanischen Bereich: I. Altman/ J. Horn, To make America: European emigration in the Early Modern Period, Berkeley 1991.

- 49 Für den deutschen Sprachraum siehe etwa die politischen Arbeiten eines exzellenten Forschers: W. Sievers, *Südamerika und die deutschen Interessen. Eine geographisch-politische Betrachtung*, Stuttgart 1903.
- 50 W. Kießling, *Exil in Lateinamerika (Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil, Bd. 4)*, Leipzig 1980; siehe auch die neue Arbeit: H. M. Meding, *Flucht vor Nürnberg? Deutsche und österreichische Einwanderung in Argentinien 1945-1955*, Köln/ Weimar/ Wien 1992.
- 51 Siehe die Resumécbande der französischen Lateinamerikaforschung: F. Mauro (Ed.), *Quel avenir pour la démocratie en Amérique Latine?* Centre Régional de Publication de Toulouse, Toulouse 1989 sowie: G. Baudot (Ed.), *L'Amérique Latine: Vingt-cinq ans de bouleversements 1963-1988*, Toulouse 1991. Besonders soll hier auch Vargas Llosa genannt sein, siehe: Europa muß offensein für die Herausforderung durch Lateinamerika. Ein Gespräch mit dem peruanischen Schriftsteller Mario Vargas Llosa, in: UNIVERSITAS, 10 (Oktober 1992), S. 1000-1019; siehe auch die Beiträge von M. Mols und P. Gärtner in COMPARATIV, 2 (1992): Dritte Welt: Demokratie-Ökonomie, hrsg. v. R. Müller-Syring, S. 47ff. u. S. 60ff.
- 52 Siehe: C. Fuentes, *Das andere Gesicht Europas. Brief an Europa*, in: Liber, Nr. 2 (1989), S. 20ff.

Das Jahr 1492. Ein Versuch

Die Erinnerung an das Jahr 1492 ist durch eine bemerkenswerte Verengung des historischen Horizonts geprägt: Der Blick richtet sich fast ausschließlich und beinahe zwanghaft auf die Fahrten des Christoph Kolumbus und ihre Folgen. Selbst der Begriff der „Neuzeit“ verbindet sich direkt damit. „Neue Zeit“ und „Neue Welt“ stehen in unmittelbarer Beziehung zueinander. Ist ohne die Existenz der „neuen Welt“ die Vorstellung einer „neuen Zeit“ überhaupt denkbar? Zweifellos hat die Revolutionierung des geographischen Weltbildes zur Revolutionierung der alteuropäischen Menschenexistenz beigetragen. Trotzdem war 1492 mehr als ein Kolumbusjahr.¹

Was bedeutet 1492 über Christoph Kolumbus hinaus?

1492 – natürlich: „Kolumbus entdeckt Amerika“; klassisches Schulwissen. Aber lassen wir für einen Moment den Blick ein wenig schweifen, was noch zu und um das Jahr 1492 gehört:

- Nach zehnjährigem Kampf fiel das islamische Troja. Mit der Eroberung Granadas im Januar 1492 endete das Nasridenreich und mit ihm die letzte arabisch-islamische Bastion im Westen Europas.² Der Fall Granadas hatte für den Islam eine ähnlich dramatische Bedeutung wie die Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen für die Christen. Im Anschluß an die Eroberung Granadas verkündeten die Katholischen Könige die Austreibung der Juden. Es begann eines der dunkelsten Kapitel in der Geschichte der Sephardim.³ Auch die verbliebenen Mauren (Moriscos) waren bald Opfer gezielter Verfolgung.
- In Florenz starb Lorenzo de' Medici, dessen Tod einen tiefen Einschnitt in die Wirtschaft, Politik und Kunst des Renaissancezentrums Florenz bedeutete. An seinem Sterbebett stand der Dominikanermönch Girolamo Savonarola, der größte Ketzler in spe.
- In Rom bestieg Alexander VI., Symbol für Licht und Schatten des Renaissancepapsttums, den Heiligen Stuhl.
- Das Herzogtum Mailand befand sich in Geheimverhandlungen mit Frankreichs Herrscher Karl VIII., dessen Invasion die für Italien verhängnisvollen Renaissancekriege auslösen sollte, die das Land in ein Objekt des spanisch-französischen Hegemonialkonflikts verwandelten.⁴
- Im Osten Europas ließ Ivan III., Herrscher des Großfürstentums Moskau, die Festung Ivangorod als erste Bastion des Vorstoßes zur Ostsee erbauen.

- Große Leistungen der Renaissancewissenschaft und Kultur entstanden: Tilman Riemenschneider beendete eines seiner Meisterwerke, den Altar der Pfarrkirche zu Münnernstedt; Donato Bramante begann den Chor von Santa Maria della Grazie, der seinen Ruhm begründete; Veit Stoß vollendete das Grabmal für den polnischen König Kasimir in Krakau; Martin Behaim schuf den ersten Globus und machte damit die Kugelgestalt der Erde für jedermann erfahrbar.
- Südlich der Sahara trat Askia Mohammed die Nachfolge von Sonni Ali Ber an der Spitze des wehrhaften hochorganisierten Songhaireiches an, einem Zentrum der „mohammedanischen Renaissance in Schwarzafrika“,⁵ das die Elite der maghrebinischen und ägyptischen Wissenschaft an sich zog. Timbuktu avancierte zum Mittelpunkt afroislamischer Gelehrsamkeit. Weitere Beispiele für große afrikanische Staatenbildungen waren z.B. das Kongoreich, zu dem die Portugiesen diplomatische Beziehungen unterhielten, und das Reich von Monomotapa, dessen Ausdehnung die Größe Frankreichs übertraf.
- In Indien begann die Auflösung des nördlichen Bahmani-Reiches in die fünf unabhängigen Dekka-Sultanate, während in Südindien das Reich von Vijayanagar in Blüte stand.⁶
- China, dessen Flotten in den ersten Jahrzehnten des 15. Jh. die Meere bis an die Küsten Ostafrikas befuhren, verfiel am Ende dieses Jahrhunderts schweren inneren Krisen: politisch durch die Macht der Eunuchen und der „Frauenpartei“ des Palastes; militärisch durch die erneuten Invasionen der Mongolen und Tungusen; wirtschaftlich durch katastrophale Hungersnöte und Pestseuchen, begleitet von inneren Unruhen.⁷
- Japan, gefürchtet wegen der effizienten Verbindung von expansivem Handel und aggressiver Piraterie in Richtung China und Korea, schien am Ende des 15. Jh. in der Senkoko-Periode, d.h. der Anarchie der „kämpfenden Reiche“ zu versinken, die sich jedoch als Übergang zur künftigen quasi-absolutistischen Herrschaft der Shogune erwies.
- Koren zeigte sich unter der Dynastie Yi auf Grund seiner wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und militärischen Potenzen (Bau von metallbewehrten Panzerschiffen, den sog. Schildkröten) in der Lage, sowohl den chinesischen als auch japanischen Annexionsabsichten zu widerstehen.
- Für Altamerika sind im Moment der Kolumbusfahrten vier unterschiedliche gesellschaftliche Entwicklungsstufen der einheimischen Kulturen⁸ auszumachen:
 1. die primären Hochkulturen der Azteken, Maya und Inka. Die gesellschaftliche Entwicklung der Azteken, die deutlich von den Elementen einer militärischen Demokratie geprägt war und deren Grundlage die Ausbeutung

der umliegenden Regionen bildete, zeigte (in der endgültigen Tendenz noch offene) Entwicklungsansätze in Richtung Sklaverei oder/und Feudalismus. Die theokratisch-despotische Herrschaft der Inka läßt am ehesten historische Vergleiche mit der aliorientalischen Gesellschaft zu. Das ebenfalls theokratische Macht- und Gesellschaftssystem der Maya befand sich bereits in offenem Niedergang. Über das Ende der Maya-Kultur (innere, äußere, natürliche Faktoren?) existieren bis heute nur Vermutungen.

2. Die sekundären Hochkulturen, zu deren bedeutendsten Beispielen die Chibcha im Hochland von Bogotá zu zählen sind.
3. Indianische Kulturen im Übergang vom Nomadentum zur Sesshaftigkeit (vorrangig in Nordamerika, teils in der Karibik und Südamerika).
4. Jäger- und Sammlervölker (westliches Nordamerika, Patagonien, Amazonasgebiet).

Es fällt auf, daß in Synthesen zur Weltgeschichte um 1500 die Frage nach der Vielfalt regional-autochthoner Alternativen gesellschaftlicher Entwicklung kaum eine Rolle spielt. Auch die schematisch-generalisierende Anwendung des Marxschen Formationsschemas trug dazu bei, den Blick für das breite Spektrum historischer Entwicklungswege an der Schwelle der Neuzeit zu verschütten.⁹

Unbestreitbar bleibt, daß das seit dem Untergang Roms auf den Osten fixierte Europa mit den Kolumbusfahrten seinen Blick gegen Westen richtete. Nicht ohne Grund ist die Frage gestellt worden, inwieweit die Bindung Spaniens und Portugals, aber auch der nachfolgenden Kolonialmächte auf dem amerikanischen Kontinent wesentlich dazu beigetragen hat, daß Afrika und Asien – mit der relativen Ausnahme Indonesiens, der Philippinen und Molukken – zunächst von der europäischen Kolonialexpansion nur peripher berührt wurden.

Das Jahr 1492 übt eine Prismafunktion aus, wie sie eigentlich jedem historischen Schlüsseljahr zukommt. In ihm bündelten sich die unterschiedlichsten Entwicklungslinien materiell-ökonomischer, sozialer, politisch-institutioneller, technisch-wissenschaftlicher sowie kulturell-geistiger und religiöser Natur. Die Person, der Traum und die Tat des Christoph Kolumbus, kulminierend im „weltgeschichtlichen Moment der Entdeckung Amerikas“¹⁰, sind gleichsam das zentrale, bis auf unsere Zeit mit unvermittelter Kraft ausstrahlende Symbol dieser Wende geworden. Trotz zeitgenössischer Urteile über den Zäsurcharakter des Jahres 1492 dauerte es bis in die Zeit der Aufklärung, ehe sich die Dimension jener Zeitenwende voll in das europäische Bewußtsein einsonkter. „Erst im 18. Jahrhundert wurde Amerika zu einem

europäischen Thema der geistigen Diskussion.¹¹ Die tatsächlichen politischen Konsequenzen zeigten sich mit den Folgen der Unabhängigkeitsrevolution Lateinamerikas von 1790 bis 1830¹² und dem Aufstieg der USA von einem peripheren Kolonialgebiet zur Großmacht¹³ mit konkurrierenden Eigeninteressen.

Näher betrachtet erweist sich das Jahr 1492 eher als ein Datum „auf der Mitte des Weges“¹⁴; es umschloß Anfang wie Ende; es war in seinen folgenreichen Wirkungen selbst Ergebnis lange vorhergegangener und herangereifter dynamischer Veränderungen, die an die Stelle der (relativen) „Ruhelage“ des Mittelalters eine Epoche der steten Umwälzung (Transformation) setzten. Eine zuvor nie gekannte geometrische Beschleunigung der Zeit bei gleichzeitiger neuer Qualität der historischen Zeit trat ein. Bildhaft gesprochen erfolgte die Ablösung der „Zeit des Ostens“ durch die „Zeit des Westens“. Unter dem Gesichtspunkt der Expansion gehört das Jahr 1492 als Knoten- und Wendepunkt in eine historische Übergangszeit, die sich vom 14. Jh. bis auf die Höhe des 16. Jh. erstreckte. Mit der Wanderung des Zentrums der Geschichte vom nahöstlich-asiatischen Osten in den europäischen Westen drehte sich die Achse der Menschheitsgeschichte um 180 Grad. Europa und die Welt traten in die Epoche einer permanenten Revolution ein, gekennzeichnet von der ständigen, sich zunehmend beschleunigenden Umwälzung der materiellen und sozialen Produktionsbedingungen, der Wissenschaft, Kunst und Kultur und der handlungsprägenden Wertsysteme.

In dieser Zeit des Übergangs begegneten, überlagerten und durchdrangen sich in symbiotischer Weise zwei Grundlinien an der Schwelle zur Moderne: „Der Herbst des Mittelalters“ (Johan Huizinga)¹⁵ und die „Morgenröte des Kapitalismus“ (Karl Marx).¹⁶ Weltentdeckung und Selbstentdeckung des (europäischen) Menschen – das große Vermächtnis der Renaissance¹⁷ – bildeten zwei Seiten ein und derselben Medaille.

Wenn es um die Frage der Voraussetzungen für den Übergang Europas in die Moderne geht, dann rückt mit dem Blick auf 1492 naturgemäß die koloniale Expansion in den Vordergrund. In diesen Bezugsrahmen ist die gegenwärtige zugespitzte Polemik um das „Fünfhundertjährige Reich“¹⁸ einzuordnen. Trotzdem müssen hinsichtlich der ökonomischen Grundlagen dieses Übergangs zumindest drei Faktorebenen deutlich unterschieden werden:

1. Zu den fundamentalen Voraussetzungen der Moderne gehört die sich progressiv abzeichnende, völlig neue Dominanz des Menschen über die Natur. Keine vorangegangene Epoche der Menschheit hat die Ressourcen der Natur einer derartigen Exploitation unterworfen wie die „Neuzeit“. Auch hier kann von einer geometrischen Progression gesprochen werden.

2. Europas Übergang zur Moderne bedeutete eine völlig neue Form und Qualität der „Selbstaussbeutung“, die ihren ersten Höhepunkt in der industriellen Revolution und in der Pionierfunktion Englands erreichte. Die soziale Antwort auf diese Herausforderung war bekanntlich die sozialistische Bewegung. Fast alle Arbeiten über die ökonomischen Grundlagen der Moderne bauen in stillem Konsens auf der Marxschen Analyse der Hauptmomente der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals¹⁹ auf. Ein genauer Blick auf diese Momente läßt aber erkennen, daß ihre Mehrzahl interner Natur ist, d.h. dem System der europäischen Selbstausbeutung, am deutlichsten faßbar in den agrarischen Umwälzungen, der Urbanisierung, Industrialisierung und Proletarisierung, immanent ist.
3. Für das Herauswachsen aus der feudal-ständischen und das Hineinwachsen in die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft – um den ökonomisch-sozialen Kern der Moderne exakt zu bezeichnen – gehört die europäische Kolonialexpansion zur dritten der Fundamentalbedingungen. Ursprünglich Folge der inneren Expansionskräfte im Frühkapitalismus, wird das Kolonialsystem eine entscheidende Voraussetzung für das volle Ausreifen der bürgerlichen Gesellschaft. In diesem Sinne trifft die von Immanuel Wallerstein²⁰, Eric Wolf²¹, Jean Piel²² u.a. betonte neue Dialektik von Zentrum und Peripherie in der Geschichte der Neuzeit zu; sie ist aber nur ein Teil des Ganzen und nicht das Ganze, wofür in der Regel linke und alternative Dritte-Welt-Theoretiker, -Historiker und -Ökonomen plädieren.

Europas Ausgriff nach der Neuen Welt und die sich daran knüpfende Entstehung globaler Handels- und Wirtschaftsverbindungen ebenso wie der Aufbau ganze Kontinente umspannender Kolonialsysteme führte zu einer folgenreichen Europäisierung. Die wirtschaftliche, geistige und politische Macht (West-) Europas war die erste in der Menschheitsgeschichte, die ausgehend von 1492 eine wirklich globale Ausdehnung gewann. Der Begriff der Welt – und in Abhängigkeit davon: Weltwirtschaft (statt bisheriger Wirtschaftswelten), Weltmacht (anstelle kontinental-regionaler Dominanz), Weltpolitik (im Sinne globaler Dimensionalität) – erhielt seine neue, bis in die Gegenwart gültige Grundlegung. Erst jetzt verdichtete sich die Menschheitsgeschichte zur Weltgeschichte im engeren Sinne von gegenseitiger Abhängigkeit, Durchdringung, Wechselwirkung, Symbiose. Weltgeschichte im Zeichen Europas – nach Hans Freyer: „Weltgeschichte Europas“²³ – bedeutete jedoch zugleich die Errichtung eines in seiner tendenziellen Entwicklung globalen Hegemonialsystems. Integraler Bestandteil dieser Welt-/Hegemonialgeschichte Europas (und des nordatlantischen Westens) war das moderne Kolonialsystem

in direkter und indirekter Form. Natürlich ist es möglich, mit René Sedillot²⁴ die gesamte Menschheitsgeschichte als Kolonial-, weil Migrationsgeschichte zu deuten; das moderne Kolonialsystem bleibt jedoch eindeutig an die etappenweise Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaftsformation gebunden.

Seit der Formierung arbeitsteiliger Gesellschaften und der Entstehung von Staaten hat es immer herrschende Gewalten und beherrschte Gebiete gegeben; ebenso existierten als Folge unterschiedlicher Entwicklungsstrukturen dynamischere („offenere“) und weniger dynamischere (traditionalistisch verankerte) Regionen. Europas Hegemonie war jedoch nicht allein das Ergebnis einer aus dem eigenen Schoße (wenn auch hier primär) erwachsenen Dynamisierung und Expansion aller Potenzen, die rasch über die Grenzen des Mutterkontinents hinauswuchsen. Das neue Zentrum benötigte für seine weitere Konsolidierung eine Struktur abhängiger Peripheren, deren natürliche und humane Ressourcen über die koloniale Unterwerfung oder indirekte Abhängigkeit absorbiert wurden; es vollzog sich ein immenser Prozeß der strukturellen Umpolung von Geschichte. Bisherige Entwicklungsunterschiede fanden nun ihre dauerhafte ökonomisch-strukturelle und politisch-institutionelle Verfestigung im Status der für Altamerika auf besonders abrupte, dramatische und katastrophale Weise eintretenden Unterentwicklung. Es begann, wie André Gunder Frank es formulierte, die „Entwicklung der Unterentwicklung“²⁵.

In dem Maße, wie Europas Hegemonie ihre globale Dimension gewann, wuchs das Bewußtsein der kulturell-zivilisatorischen Überlegenheit, zunächst religiös-missionarisch, später aufklärerisch-rational begründet. Der entstehende Eurozentrismus war mehr als eine Variante traditioneller Ethnozentrismen: über regionalen und kontinentalen Vormachtanspruch hinaus, reflektierte er eine globale Machtposition. Auf naive Weise findet sich dieser Anspruch bereits im Bordbuch des Christoph Kolumbus begründet.²⁶

Der Eurozentrismus, an dem das westliche Geschichts- und Politikverständnis bis in die Gegenwart leidet, hatte Konsequenzen selbst für das geographische Weltbild.²⁷ Auf den nach dem Merkatorprinzip hergestellten Weltkarten sind die Proportionen eindeutig zuungunsten der nichteuropäischen Regionen verschoben. Auf ihnen erscheint Europa (mit 9,7 Mio km²) größer gezeichnet als das 17,8 Mio km² umfassende Südamerika. Eine grundlegende Korrektur dieses im wörtlichen Sinne falschen Weltbildes hat der Geograph und Historiker Arno Peters mit dem Entwurf einer neuen Weltkarte vollzogen. Diese Karte fand die Anerkennung der UNESCO, traf und trifft im übrigen jedoch auf konservativen Widerstand. Es ging Peters um den Nachweis, daß „die Länder der ‘dritten Welt’ ..., die Länder der früheren Kolonialvölker, der farbigen Völker, ... auf der Mercatorkarte zu kurz kommen. So ist diese Karte

Ausdruck der Epoche der Europäisierung der Erde, der Epoche der Welt-herrschaft des weißen Mannes... Diese Epoche darf aber nicht verewigt werden durch das Festhalten an den von ihr geschaffenen und ihr zugehörigen Weltbilde, wie es der Mercatorkarte zugrunde liegt.²⁸ Schon die in der Mercatorkarte nach unten verschobene Äquatorlinie reduziert den Raum für den „Süden“ auf ein Drittel, während dem „Norden“ zwei Drittel vorbehalten bleiben.

Zu den Selbstverständlichkeiten des eurozentrisch fixierten Bewußtseins gehört die Verwendung des Begriffs „Entdeckungen“ für die transatlantischen Expeditionen. Nur: Wer entdeckte eigentlich wen? War für die Indianer der über zehntausende von Jahren erschlossene Heimatkontinent nicht längst eine alte und nicht, wie in den Augen der Europäer, eine neue Welt? Wer hatte Afrika entdeckt, wenn nicht seine Ureinwohner, von denen wir inzwischen wissen, daß sie am Anfang des Menschengeschlechts stehen? Wie weit reicht die Entdeckung Asiens durch die vieltausendjährigen Kulturen Chinas und Indiens zurück, ehe die Dreimaster der „Barbaren des Westens“ vor ihren Küsten auftauchten? Im Bewußtsein der historischen Ambivalenz des Begriffs Entdeckungen ist nun mit der fünfhundertjährigen Erinnerung an die Fahrten des Christoph Kolumbus von der „Begegnung der Kulturen“ die Rede. Statt des Euphemismus, der das histerische Gewissen Europas angesichts einer Jahrhundertschuld beruhigen soll, muß festgehalten werden, daß es sich in Wirklichkeit um einen schockartigen Zusammenstoß von nicht selten vernichtender Wirkung und bis in unsere Zeit anhaltender Traumatisierung handelte. Noch immer bildet die Vernichtung der altamerikanischen Kulturen Mittel- und Südamerikas durch die spanischen Konquistadoren²⁹ das dunkelste aller Kapitel der neuzeitlichen Völkermorde. Dies festzustellen, heißt keineswegs der kritiklosen Idealisierung der altamerikanischen Gesellschaft, wie sie gelegentlich in der Debatte um 1492 und den Folgen zu spüren ist, das Wort zu reden. Worum es vielmehr geht, ist die illusionslose Bestimmung des Preises, den die Menschheit für den Fortschritt zu zahlen hatte, nachdem – und gerade das gehört zu 1492 – eine Minderheit von Subjekt-Nationen ihre Herrschaft über eine Mehrheit von Objekt-Regionen etablierte. Das ist nicht allein Geschichte, das trägt die bittersten Früchte bis in die Gegenwart. Angesichts der Problematik, die im Begriff der „Begegnung der Kulturen“ oder „der zwei Welten“ steckt, ist inzwischen in Spanien schmucklos vom „500. Jahrestag“ die Rede.

Europas Ausgriff auf die übrige Welt – schon ein Blick auf die Kolonialdebatten des 16. Jh. vermag das zu bestätigen³⁰ – war in seinen ideologischen Aspekten ein zutiefst fundamentalistischer Akt, getragen vom universalen Anspruch abendländisch-christlicher Werte, die sich auf diese Weise in

Elemente einer globalen Herrschaftslegitimation verwandelten. Was sich in späterer Zeit veränderte, war lediglich die tendenzielle Säkularisierung dieses Herrschaftsanspruches.

Wenn heute fremde Denk- und Wertsysteme, die sich in Abwehr des westlich-europäischen Hegemonieanspruchs zunehmend radikalisieren, als fundamentalistisch empfunden werden, dann hilft nur ein Blick auf über Jahrhunderte herangewachsene historische Realitäten der Herrschaft und Unterordnung unter europäisch-westlichem Vorzeichen, um die tieferen Wurzeln dieser Konfliktsituation bloßzulegen. Es ist eben noch nicht so, wie es der englische Historiker und Kulturphilosoph Arnold Toynbee einst erträumte: „Unsere Nachkommen werden nicht einfach Abendländer sein, so wie wir. Sie werden ebenso gut die Erben von Konfuzius und Lao-Tse wie von Sokrates, Platon und Plotin sein; Erben des Buddha so gut wie des Deutero-Jesajas und Jesu Christi; von Zarathustra und Mohammed ebenso wie von Elias, Elisäus, Petrus und Paulus; Erben von Shankara und Ramunaja, so gut wie von Klemens und Origenes; Erben der kappadokischen Väter der orthodoxen Kirche so gut wie unseres afrikanischen Augustinus und unseres umbrischen Benedikt; Erben von Ibn-Kaldun wie von Bossuet und Erben schließlich (wenn die trostlose Lage anhält) von Lenin, Ghandi und Sun Yat-Sen so gut wie von Cromwell, George Washington und Mazzini.“ Ist es ein Zufall, daß dem bedeutendsten Vertreter universalgeschichtsphilosophischen Denkens bei der Aufzählung des imposanten Erbes der Weltkultur ganz Altamerika eingegangen ist?

Gegen das sei 1492 historisch gewachsene und von der Geschichtsschreibung über Generationen sorgfältig gepflegte Selbstverständnis Europas hat Fernand Braudel³¹ die Frage gesetzt: „Warum Europa und nicht eine andere Zivilisation oder Kultur? Wir dürfen nicht a priori ausschließen, die Kulturen hätten nicht im Wettbewerb um die Schifffahrtswege gestanden.“ Diese These ist eindeutig der in der Historiographie verbreiteten Neigung entgegengesetzt, historische Prozesse von ihrem Ergebnis her zu beurteilen und ihnen damit nachträglich Gesetzmäßigkeit zuzusprechen. Mögliche Alternativen scheiden damit aus der Betrachtung aus; das Gewordene ist das Vernünftige. Tatsächlich gab es im 15. Jh. zumindest zwei Kräfte, deren Entwicklungsniveau eindeutig über dem Europas lag: China und Islam.

Bis in das erste Drittel des 15. Jh. beherrschten Chinas Flotten, deren mehrstöckige Großraumschiffe die damals aufkommenden portugiesischen Karavellen an Größe und Seetüchtigkeit um ein Vielfaches übertrafen, die Ozeane vom Gelben Meer bis zur Ostküste Afrikas. Admiral Zheng Ho durchsegelte in den ersten Jahrzehnten des 15. Jh. eine weitausgedehnte économie-monde, die das Kerngebiet der „alten“ Weltwirtschaft darstellte

und über den Nahen Osten und Afrika mit dem Mittelmeer verbunden war.³² Neben dem Nahen Osten spielte Afrika eine entscheidende wirtschaftliche Vermittlungsrolle, deren tatsächliche Dimensionen für unser Geschichtsverständnis erst wieder mühselig erschlossen werden müssen.³³ Dieser Kontinent, dessen Ostküste in der bis 1500 von Asien bestimmten „Welt“ wirtschaft eine strategische Position einnahm, wurde durch die Verlagerung der Handelswege in den atlantischen Raum bereits vor Beginn des europäischen Sklavenhandels ins Mark getroffen: „Das Jahr 1492 symbolisiert besonders gut die verschiedene Bedeutung des Endes des Mittelalters für Europa einerseits und Afrika andererseits.“³⁴

Lassen wir für einen Moment unsere Phantasie spielen: Welche Folgen hätte es gehabt, wären die Schiffe des Admirals Zeng Ho an Afrikas Ostküste über Malindi und Mombasa weiter zum Kap und von dort entlang der Westküste in Richtung Portugal vorgestoßen, wie es die Portugiesen ab 1488/98 in umgekehrter Weise taten? Tatsache ist jedoch, daß aus einer ganzen Reihe von Gründen in den dreißiger und vierziger Jahren des 15. Jh. in China die „Land-“ über die „Seepartei“ die Oberhand gewann. Die chinesische Gesellschaft vollzog eine autozentrische Wende, wobei – wie schon betont – der anhaltende Kampf gegen die Mongolengefahr keine unwesentliche Rolle spielte.³⁵

Auch der Islam schied als Seemacht erst 1571 in der Schlacht von Lepanto gegen die europäischen Mittelmeerflotten aus. Die drei islamischen Großreiche jener Zeit – Osmanen, Safawiden, Moguln – verkörperten jedoch einen vormodernen Typ von Expansion, der die in Europa ausgeprägten frühkapitalistischen Triebkräfte nicht kannte. Trotz des Vorstoßes in Richtung Nordafrika ab 1516/17 wies die Hauptexpansionsrichtung der Osmanen weiterhin in Richtung Balkan; allerdings wirkten neben den inneren Staginationserscheinungen³⁶ auch die Auseinandersetzungen mit den Safawiden³⁷ an der Ostfront hemmend. Die geographische Ausdehnung der drei großen islamischen Reiche an der Schwelle zur Neuzeit stand der iberischen Expansion nicht nach. Jedoch: „die großen islamischen Reiche, die sich im 16. und 17. Jh. so eindrucksvoll präsentiert hatten, versäumten den Übergang in das moderne Zeitalter“.³⁸ Dies festzustellen ist leichter, als die Ursachen dafür aufzudecken.

Das Jahr 1492 als ein Schlüsseldatum und Schwellenjahr für den Übergang zur Moderne, d.h. in die „Neuzeit“, anzusehen, enthält zugleich die Einschränkung, daß diese Neuzeit zunächst nur für Europa als Epochenbestimmung im engeren Sinne des Begriffs zutrifft. Bestimmend für die Weltgeschichte als Ganzes blieb die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen durch das Fort- und Nebeneinanderbestehen unterschiedlicher Gesellschafts- und Kulturformen,

die jedoch unter der Glocke der europäischen Hegemonie einem sich zunehmend globalisierenden Kommunikations- und Herrschaftssystem unterworfen wurden.

Christoph Kolumbus hat den Geist von 1492 auf idealtypische Weise verkörpert. Wenn zu Recht festgestellt worden ist, daß sich für Kolumbus die Worte Gott und Gold auf denselben Generalnenner reimten, dann folgt daraus, daß die eigenartige Explosivität der europäischen, insbesondere der iberischen Expansion, die innerhalb von weniger als neunzig Jahren den Weg von Ceuta nach Kalikut erschloß und in reichlich fünfzig Jahren die Eroberung Amerikas ermöglichte, auf der spezifischen Symbiose von „Mittelalterlichem“ und „Neuzeitlichem“ fußte.

Die wesentlichen Voraussetzungen und Ursachen der iberischen Expansion und insbesondere der Kolumbusfahrten sind von Richard Konetzke auf der Grundlage einer detaillierten Auswertung des internationalen Forschungsstandes 1941 und 1956 skizziert worden. Die seitdem erschienene Literatur hat das entworfen Bild angereichert und differenziert, ohne die wesentlichen Aussagen zu korrigieren.³⁹ Auch der Erkenntnisgewinn der neuen Welle von Kolumbusliteratur anläßlich des 500. Jahrestages hält sich noch in Grenzen; es werden zum wiederholten Male seine Herkunft – war er Genueser, Christ, Konvertit oder strenggläubiger Jude?⁴⁰ – und die umstrittene Reiseroute⁴¹ diskutiert. Generell scheint es so, als seien – zugespitzt formuliert – die Uhren der Kolumbusforschung seit den klassischen Arbeiten von Samuel Eliot Morrison (1942, 1974)⁴² stehen geblieben, was nicht zuletzt der schütterten Quellenlage geschuldet ist, wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß Kolumbus selbst nicht wenig Interesse hatte, seine Abkunft und Frühzeit im Dunkel zu lassen. Erst mit seiner Ankunft in Spanien im Jahre 1484 werden die Zeugnisse zuverlässiger. Den aktuellsten Überblick zur Kolumbusproblematik verdanken wir P. E. Taviani (1985).⁴³

In welches übergreifende historische Strukturraster ordnen sich die vier Kolumbusfahrten von 1492 bis 1504 ein?

1. Die „Westwanderung“ des Mittelmeerhandels setzte bereits im Verlaufe des 14. Jh. ein. So betrachtet, stellten die Ereignisse von 1492 und ihre welthistorischen Folgewirkungen ein Ergebnis von Prozessen der „longue durée“ dar, was die Stellung von 1492 als ein Ereignis „auf der Mitte des Weges“ begreiflich macht. Dieser Westwanderung lag die Kombination von drei eigenständigen Expansionslinien zugrunde:

a) die Erschließung der Nordwestroute in Richtung Nordfrankreich, England/ Schottland/ Irland und Flandern als wesentliche Voraussetzung für

den wirtschaftlichen Aufschwung der spanischen Königreiche und vor allem Portugals.⁴⁴ Das bis dahin in zwei „économie-mondes“ geteilte Europa (Nord- und Nordwesteuropa – mittelmeeerisches Südeuropa) begann zu einer europäischen économie-monde zusammenzuwachsen. Gegenüber dem beschwerlichen Landtransport über die Alpen brachte der Seeverkehr (ungeachtet der verlängerten Distanz) eine Vervierfachung des Transportvolumens.⁴⁵

- b) der Vorstoß zu den atlantischen Inseln. Die bereits im Altertum bekannte, später wieder vergessene Kanarenroute wurde 1312 von neuem durch den Genuesen Malocello auf der Suche nach den „Glücksinseln“ (islae fortunatae) erschlossen. Die portugiesisch-spanische Rivalität um die Kanaren endete erst 1490 endgültig zu Gunsten Spaniens.⁴⁶ Die Erschließung anderer Inselregionen (Azoren, Madeira, Kapverden) bestätigte die antik-mittelalterliche Vorstellung von einer weitgefächerten atlantischen Inselwelt⁴⁷, unabhängig davon, ob die Welt als Scheibe oder Kugel gedacht wurde.
- c) das Interesse an der afrikanischen Gegenküste und an der atlantischen Westküste des schwarzen Kontinents, das bereits für das 13. Jh. nachweisbar ist.⁴⁸ Kastilien wurde erst 1479 im Vertrag von Alcaçovas durch Portugal von den Expeditionen (und vom Fischfang) entlang der afrikanischen Westküste ausgeschlossen.⁴⁹ Hier lag die Vorentscheidung begründet, warum Spanien – abgesehen von Eroberungszügen unter Karl V. entlang der nordafrikanischen Küste⁵⁰ – für lange Zeit als Kolonialmacht auf diesem Kontinent ausschied und für den Weg nach Asien auf die Westroute gedrängt wurde. Genaugenommen war der Vertrag von Alcaçovas das erste Dokument zur kolonialen Aufteilung der Erde: Eine horizontale Linie etwa auf der Höhe der Kanaren legte die Grenze fest, die von den Spaniern nicht in Richtung Süden überschritten werden durfte.⁵¹ Allerdings ging es den Portugiesen damals weniger darum, die Spanier am Vorstoß nach Asien zu hindern, als vielmehr den Zugriff zu den transsaharischen Goldquellen zu monopolisieren.

2. Die mit der Wiederentdeckung der Kugelgestalt der Erde verbundene geographische Revolution. Erst dadurch ergaben die von Kolumbus aus der Bibel, der Imago mundi des Pierre d'Ailly oder aus der (umstrittenen) Toscanelli-Weltkarte abgelesenen und höchst subjektiven, d.h. im Sinne seiner a priori gesetzten Erwartungen überhaupt einen Sinn.⁵²

3. Um jedoch die praktischen Konsequenzen aus dem neuen Weltbild (unabhängig davon, ob man noch ptolemäisch dachte oder schon Koperniks

antizipiert hatte) ziehen zu können, bedurfte es fundamentaler wissenschaftlicher und technischer Erfahrungen-, dazu gehörte ein neuer Schiffstyp für Expeditionsfahrten: das war die in Portugal entwickelte Karavelle mit neuer Takelage und neuen Manövrierfähigkeiten; dazu die teils neuen, teils verbesserten nautischen Orientierungsinstrumente: Portolanen, Jakobsstab, Astrolabium, Kompaß. Auf den Schultern der chinesisch-arabischen Wissenschaft stehend, entwickelte die westeuropäische Schifffahrt die Fähigkeit, sich von den Küstenhorizonten zu lösen und die transozeanische Hochseefahrt zu wagen.⁵³

4. Zum ökonomischen Rückgrat der Westwanderung avancierte das genuesische Handels- und Bankkapital.⁵⁴ Die oft als Zäsur betonte Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453 durch die Osmanen spielte für die Westverlagerung der Mittelmeerökonomie in Wirklichkeit eine sekundäre Rolle, da die Markusrepublik Venedig ihre Monopolstellung im Orienthandel, wenn auch nicht ohne Konflikte und Kompromisse mit den neuen Herren, aufrechtzuerhalten mußte.⁵⁵ Es war die Position des Schwächeren, die Genua – trotz seiner weiterhin im Schwarzmeer-, d.h. Getreidehandel bedeutende Rolle – auf den Weg nach Westen drängte. Im iberischen Raum wurde das Wort „Genuese“ zum Synonym für Kaufmann, und die Geschichte des iberischen Frühkapitalismus wäre unvorstellbar, ohne die genuesische „Kolonisation“ dieser Region. „Diese Verlagerung der kommerziellen Aktivitäten gen Westenerklärt auch das Interesse, welches die Genueser der muslimanischen und der iberischen Welt, reichen Exportmärkten, entgegenbringen.“⁵⁶ Ohne oberitalienischen Frühkapitalismus keine europäische Kolonialexpansion. Kolumbus gelangte als Agent des genuesischen Handels- und Bankhauses Centurione nach Portugal, und genuesische Quellen finanzierten wesentlich seine Fahrten (nicht der angeblich von seiner Gönnerin Isabella von Kastilien verpfändete Kronschatz). Dieser wichtige finanziell-ökonomische Hintergrund, den Richard Konecny stets gebührend betonte⁵⁷, spielt in der einschlägigen Kolumbusliteratur kaum oder gar keine Rolle. Eine knappe, aber äußerst präzise Skizze des historischen Umfelds des Kolumbusunternehmens entwarf der spanische Historiker Miguel Angel Ladero Quesada in seinem Eröffnungsvortrag anlässlich des 17. Welthistorikerkongresses in Madrid 1990.⁵⁸

5. Innerhalb der ökonomischen Motivation der Westfahrt lassen sich unterschiedliche Interessensfelder ausmachen:

- a) das ursprünglichste, in der Regel unterschätzte Interessensfeld war die Erschließung neuer Gebiete für die Getreidekultur, dem in jener Zeit –

neben Salz – entscheidenden Massengut. Die atlantischen Inseln dienten in der ersten Phase ihrer Inbesitznahme (mit der versuchten Ansiedlung von Bauern⁵⁹) diesem Zweck, d.h. die Expansion folgte ursprünglich einer „Getreidedynamik“.

- b) Eine kaum geringere Rolle spielte die Westwanderung des Zuckerrohranbaus. Nach den Worten des portugiesischen Wirtschaftshistorikers Vitorino Magalhaes Godinho wirkte eine „Dynamik des Zuckers“, was erklärt, daß die atlantischen Inseln bald den Namen „Islas des azucar“ trugen.⁶⁰ Auch hier stand das genuesische Kapital Pate.
- c) Zuckerrohranbau, der in Plantagenform erfolgte, setzte jedoch wiederum Sklavenarbeit voraus. Damit trat das Interessenfeld des Sklavenhandels hinzu. „Zucker und Negersklaven wurden zu hauptsächlichen Grundlagen der Kapitalbildung.“⁶¹ Sklaven mußten jedoch – neben der Piraterie – primär aus Afrika bezogen werden; dies geschah weniger durch eigene Sklavenjagd als über Verträge mit afrikanischen Herrschern. Charles Verlinden hat in umfangreichen Studien nachgewiesen, daß nach dem Untergang der antiken Sklaverei sich Sklavenarbeit im Mittelmeerraum über das Mittelalter hindurch erstreckte und damit fast bruchlos in die „moderne“ Sklaverei der Neuzeit hinüberwuchs.⁶²

6. Bleibt schließlich das Grundmotiv. Europas Handel mit dem „Orient“ stellte sich chronisch defizitär dar; die importierten Waren mußten in der Regel mit Edelmetall bezahlt werden, was einen ständigen Abfluß von Westen in Richtung Osten bedeutet. Die Mittelmeerwirtschaft bezog das benötigte Geld vorrangig aus Afrika, das auf diese Weise eine unverzichtbare Rolle für das Florieren der mittelmeerisch-nahöstlichen *économie-monde* spielte. Über die transsaharischen Karawanenwege, einem hochorganisierten Kommunikationssystem⁶³, gelangten die Goldtransporte aus den Reichen südlich der Sahara an die nordafrikanische Küste. Bereits im frühen 14. Jh. war der Wunsch für einen direkten Zugriff zum „Goldfluß“ ein wesentliches Motiv der Entdeckungsfahrten.⁶⁴ An eine direkte Eroberung der „Goldländer“ war indes nicht zu denken, da es sich, wie z.B. im Falle des Mali- oder Songhai-Reiches, um hochorganisierte und militärisch wehrhafte Staatswesen handelte. Das für Kolumbus schon betonte Goldmotiv hatte seinen konkreten Hintergrund nicht nur in den Erwartungen der nach dem Krieg gegen Granada finanziell erschöpften Katholischen Könige Ferdinand von Aragón und Isabella von Kastilien, auch das Handels- und Bankhaus Centurione, in dessen Diensten Kolumbus ursprünglich stand, war darin engagiert, in Genua die Goldwährung durchzusetzen, was entsprechende Bezugsquellen erforderte. Das West-Ost-Gefälle im Edelmetallfluß hielt über 1492 an und gewann sogar neue Dimen-

sionen. Ein nicht unerheblicher Anteil der künftigen mexikanischen Silberproduktion floß über die Philippinen (Manila) weiterhin nach China, um die von dort bezogenen Seiden- und Porzellanwaren zu bezahlen.⁶⁵

7. Das Motiv der Westfahrt, um Asien zu erreichen, trat relativ spät hinzu. Die Portugiesen, die sich 1415 im nordafrikanischen Ceuta festgesetzt hatten, blieben konsequent auf die Idee fixiert, durch Umrundung Afrikas in Richtung Osten die ersehnten Gewürz- und Schatzländer zu erreichen. Dank der Karte des Kamaldulensermonches Fra Mauro aus dem Jahre 1459 hatten sie dafür den „Beweis“ in der Hand.⁶⁶ Mit dem Vorstoß zur Küste von Guinea schienen sie in den siebziger Jahren des 15. Jh. kurz vor dem Ziel zu stehen. Trotz der eindeutig dominierenden Ostorientierung der Portugiesen verloren sie eine mögliche Westfahrt nie ganz aus dem Auge, was die wiederholt erteilten Patente (1457, 1462, 1473, 1474 oder 1486) beweisen.⁶⁷ Nicht zuletzt in diesen Initiativen sind die Gründe für die umstrittenen Annahmen einer „Vot-entdeckung“ Amerikas durch portugiesische Seefahrer zu suchen.

Der Kolumbusplan bot Spanien die Möglichkeit, nicht nur die ausschließende Wirkung von Alcaçovas zu kompensieren, sondern das Wettrennen um Asien am Ende noch zu gewinnen.

Der im Anfrüß skizzierte Interessen- und Motivkomplex fand seine Ergänzung durch politisch-strategische Überlegungen aus der Sicht der spanischen Krone, die über das unmittelbare Gewinnmotiv hinauswies:

1. Nach dem Fall von Granada⁶⁸ war in der säkularen Auseinandersetzung mit dem Islam eine neue strategische Situation entstanden. Der Triumph über das Nasridenreich beendete zwar die Reconquista, konnte sich aber als Pyrrhussieg erweisen, wenn es nicht gelang, die Gefahr künftiger islamischer Gegenoffensiven zu bannen. Voraussetzung dafür war die Kontrolle der afrikanischen Gegenküste (eine Politik, der sich – wie angedeutet – nachfolgend Karl V. verschrieb) und die Gewinnung eines Verbündeten im Rücken des Islam. Damit trat erneut das Interesse für den legendären Priester Johannes in den Vordergrund, der an der Spitze eines großen christlichen Reiches jenseits, d.h. östlich des Islam von Osten her in die Zange nehmen zu können und das nie aufgegebene große Ziel – die Befreiung des Heiligen Grabes – zu erreichen.
2. Bei den Eroberungsunternehmen bediente sich die Krone der militärischen und finanziellen Potenzen andalusischer Adelsgeschlechter (Medinaceli, Medina Sidonia, Marqués de Cádiz), die teils im Mittelmeer- und Afrika-handel (bis auf die Höhe von Guinea), teils in neuen territorialen Eroberungen (z.B. auf den Kanaren) engagiert waren. Der Herzog von Medinaceli erklärte sich bereit, die geplante Kolumbusexpedition zu finanzieren⁷⁰; er

verfügte auch über die entsprechende Flotte. Eingedenk der langjährigen innenpolitischen Wirren als Folge des Adelsseparatismus sorgten die Katholischen Könige allerdings dafür, daß die eroberten Territorien (wie z.B. im Falle Melillas) keine traditionellen Lehen, sondern Krongut wurden. „Die spanischen Monarchen wollten keine lehensrechtliche Veräußerung überseeischer Erwerbungen.“⁷¹ Damit war eine prinzipielle Vorentscheidung getroffen, die eine traditionell-mittelalterliche „Feudalisierung“ der künftigen Kolonisation Amerikas verhinderte und die ständige zentralistische Kontrolle durch die absolutistische Staatsgewalt sicherte. So stellte der metropolitane Feudaladel zweifellos ein entscheidendes und tragendes Element der Territorialexpansion nach dem Ende der Reconquista dar. Über die großadligen Oberschichten hinaus spielte der nach Auflösung der bewaffneten Aufgebote des Granadakrieges (einschließlich der städtischen Hermandades) orientierungs- und perspektivlos gewordene Kleinadel (Hidalguía) eine besondere Rolle. Als Ritter der ursprünglichen Akkumulation drängten die Hidalgos auf die überseeische Verlängerung und Fortsetzung der Reconquista und wurden somit zu einer Hauptkraft der amerikanischen Kolonisation.

3. Das Interessenbündel von Krone und Kirche: Im Ergebnis der Reconquista, dem Schlüsselereignis der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte Spaniens, entstand eine spezifische Form der Interessensymbiose zwischen Krone und Kirche, zu deren Symbolen die 1478 erneuerte Inquisition gehörte.⁷² Territoriale Expansion und christliche Missionierung bildeten eine unauflösbare Einheit. Unter den Mönchsorden vertraten die Franziskaner am ausgeprägtesten eine „Mystik der Expansion“. Ihre Missions- und Handelsinteressen hatten längst den islamischen Bereich im Visier und reichten bis nach Ostasien. Das Franziskanerkloster von La Rábida mit seinem Prior Fray Juan Pérez und der Franziskanerkustos von Sevilla, Antonio de Marchena, nehmen in der Vorgeschichte der Kolumbusfahrten eine zentrale Stellung ein, denn sie unterstützten den Projektentwickler aus Genua in den kritischsten Momenten seines Spanienaufenthaltes.⁷³ Ungeachtet der phantasievollen Ausschmückungen, die der Aufenthalt des Kolumbus im genannten Kloster in der Historiographie, Malerei und Literatur gefunden hat, steht die Dreieinigkeit, die La Rábidas Rolle als „Entdeckungskloster“ ausmachte, außer Zweifel: das missionarische, kommerziell-finanzielle und wissenschaftliche (astronomische) Interesse.

Angesichts der in ihrer Verflechtung schier unübersichtlichen Entwicklungs- und Veränderungstendenzen auf wirtschaftlich-kommerziellem, sozialem,

wissenschaftlich-technischem, geistig-kulturellem, politisch-institutionellem und militärischem Gebiet, die Europa im Verlaufe des 15. und zu Beginn des 16. Jh. durchlebte, schrumpft das Kolumbusprojekt auf eines neben vielen anderen, das allein durch seine unerwarteten und von Kolumbus selbst nie wahrgenommenen Folgewirkungen den erst post festum wirksam gewordenen überragenden historischen Stellenwert für den Zäsurcharakter des Jahres 1492 im europäischen Geschichtsbewußtsein gewann. Vom simplen Handelsagenten, dem auch die Piraterie nicht fremd war, bis zum Seefahrer mit der Ambition einer Westfahrt in Richtung Asien, stieg Christoph Kolumbus dank seines langjährigen Aufenthaltes in Portugal auf. Von hier aus führten ihn wiederholte Fahrten bis zur Küste von Guinea und in Richtung Norden bis England und Irland; für das transatlantische Interesse wurde der Aufenthalt auf Madeira entscheidend.⁷⁴

In Portugal gehörte das „Entdecken“ in den siebziger und achtziger Jahren des 15. Jh. längst zum Alltagsgeschäft der Hochseefahrt. Ganze Dynastien von Seefahrerfamilien, wie die Dias und da Gama, beherrschten dieses ebenso risikoreiche wie lukrative Metier.⁷⁵ Auch hier geht es ohne Legendenbildung nicht ab. Die berühmte „Seefahrerschule von Sagres“⁷⁶ unter Enrique el Navigador hat in der von den Historikern gedachten Form nie existiert.⁷⁷ Wenn die vom portugiesischen König Joao II. eingesetzte „Junta der Mathematiker“ die Kolumbuspläne für eine Westfahrt ablehnte, dann nicht, weil sie eine solche Fahrt prinzipiell für unmöglich hielt (schließlich hatte sich auch in Portugal die Kugelgestalt der Erde längst herumgesprochen), sondern weil die zur Prüfung vorgelegten Angaben ebenso phantastisch und unreal waren wie die geforderten Privilegien übermäßig. Das bis in die Gegenwart durch die Geschichtsbücher geisternde Verlachen eines Narren, dem die Kleingeister seiner Zeit nicht zu folgen vermochten, hat in Wirklichkeit weder in Portugal noch später in Spanien stattgefunden. Daß die „Entdeckung“ Amerikas in jenen Jahren sozusagen in der Luft lag, ist an vielem ablesbar und nährt die andauernde Debatte um die Vorentdeckungen oder die Thesen, daß sich Kolumbus portugiesischer Staatsgeheimnisse über Länder im fernen Westen bedient hätte.⁷⁸ Es war nur eine Frage der Zeit, bis sich die Geschichte die Persönlichkeit schuf, um das Mögliche Wirklichkeit werden zu lassen.

Die Begründungen, mit denen Kolumbus für sein Projekt warb, waren auf eigenartige Weise widersprüchlich. Als erfahrener Praktiker verfügte er über genügend Argumente, die für die Plausibilität seines Vorhabens sprachen. Seine wissenschaftlichen Begründungen leitete er jedoch nicht aus den geographisch-nautischen Erkenntnissen der Zeit, sondern aus der Bibel, speziell der Offenbarung des Propheten Jesaja (60, 9-10: „Die Inseln harren auf mich und die Tarsisschiffe vor allem, daß sie deine Söhne von ferne

herbringen samt ihrem Silber und Gold...“) und der Esra-Apokalypse ab. „Mittelalter“ und „Neuzeit“ verschmolzen in der Persönlichkeit von Kolumbus auf untrennbare Weise; die klassische Gestalt des historischen Übergangs verkörperte wie die Generation der ihn umgebenden Seefahrer und Eroberer die ganze Motivskala der Epoche: Entdeckerdrang, Wagemut, Ruhmsucht, missionarische Heilserwartung, Goldgier, Gottesfurcht, übersteigertes Selbstbewußtsein, mystische Besessenheit... Der Genuese in portugiesischen und spanischen Diensten mag – nm an ein Wort von Friedrich Engels zu erinnern – kein „Riese an Denkkraft“⁷⁹ gewesen sein; auf jeden Fall war er ein Riese an Entschlußkraft und Opferbereitschaft, wie profan-materiell manches seiner Ziele im einzelnen gewesen sein mag (R. Konetzke spricht von einem „mystischen Glauben an die Macht des Goldes“⁸⁰) – ein Beispiel für den Gestaltungsraum von Persönlichkeiten in Epochen historischen Umbruchs, die Geschichte auf neue Weise öffnen; Demonstration für die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte, auch ohne Zuhilfenahme abstrakt-psychologisierender Interpretationen, wie sie um Kolumbus Legion geworden sind.

Wenn Kolumbus nach dem Fiasko am portugiesischen Hofe die nicht weniger frustrierenden Jahre in Spanien durchhielt, bis die erlösende „Capitulación“ vom 17. April 1492 erging, dann verdienen neben La Rábida, den Medinaceli auch die Gebrüder Pinzón, Reeder und Seefahrer in der Hafenstadt Palos, vorrangig Erwähnung. Ihre Finanzkraft, die sie in das Kolumbusunternehmen investierten, verband sich mit umfangreichen Erfahrungen der Pinzóns im Afrika-, speziell Guinea- und Atlantikhandel.⁸¹

Die Frage, warum die Katholischen Könige trotz ablehnenden Gutachtens letztlich doch das Projekt billigten, ist bislang nicht überzeugend geklärt. Im entscheidenden Moment hatte Kolumbus bei den Verhandlungen einflußreiche Fürsprecher: den schon genannten Fray Juan Pérez von La Rábida, vor allem Luis de Santángel, den konvertierten Finanzminister und Bankier der Krone. Gerade die Schlüsselrolle Santángels veranlaßte Simon Wiesenthal in seiner Kolumbusbiographie⁸², das gesamte Unternehmen sichtlich überhöht als Ausdruck für die Allgewalt des jüdischen Kapitals auf der iberischen Halbinsel zu interpretieren. Nicht minder gewichtig dürfte die Rolle der Königin Isabella von Kastilien gewesen sein, die sich später als die eigentliche politische Gönnerin des Genuesen erwies, während Ferdinand von Aragón distanzierter blieb, was nicht zuletzt der Tatsache geschuldet war, daß die traditionellen Expansionsinteressen von Aragón-Katalonien auf Süditalien-Sizilien und das östliche Mittelmeer abzielten.⁸³ Juristisch fielen die ab 1492 in Amerika eroberten Gebiete an die Krone Kastiliens, womit das Teilkönigreich Aragón von der neuen Kolonialsphäre ausgeschlossen blieb.

Als „Entdecker“ ist Christoph Kolumbus subjektiv wie objektiv gescheitert.

Die tatsächliche historische Größe seines Unternehmens konnte er oder wollte er nicht wahrnehmen. Er starb in der Überzeugung, den westlichen Weg nach China (Cathay) erschlossen zu haben. Nicht Kolumbus, sondern Amerigo Vespucci⁸⁴ gab der Neuen Welt den Namen. Als Kolumbus 1506 starb, nahm die Öffentlichkeit davon keine Notiz; längst bestimmten die „kleinern Entdecker“ das Bild.

Objektiv scheiterte Kolumbus nicht minder an den Realitäten der „Neuen Welt. Dabei fällt weniger die Unfähigkeit ins Gewicht, vom „Entdecker“ zum Verwalter der eroberten Territorien überzugehen; ein Versagen, das den Katholischen Königen die geeignete Handhabe bot, um die Privilegien des „Admirals des Weltmeeres“ zugunsten einer sich etablierenden proabsolutistischen Kronbürokratie auszuhebeln.⁸⁵ Viel bedeutsamer ist die Tatsache, daß der von Kolumbus gedachte Kolonialtyp scheiterte. Sichtlich von den portugiesischen Faktoreierfahrungen entlang der afrikanischen Westküste beeinflusst, glaubte Kolumbus, die karibischen Inseln als Handelskolonien ausbeuten zu können. Für diesen Typ, der – wie im Falle Afrikas – ein tiefes Hinterland voraussetzte, fehlten in der Karibik alle Gegebenheiten. Allein das allorts gesuchte Gold, das in relativ geringen Mengen aus den Flüssen gewaschen wurde, erschöpfte sich rasch. Eine Versklavung der Inselbevölkerung konnte diesen Ausfall nicht kompensieren, da einerseits die Humanreserven zu gering waren, andererseits die Krone bald jede pauschale Versklavung der neuen „Untertanen“ ablehnte. Ebenso scheiterte die Möglichkeit einer freibäuerlichen Agrarkolonisation, wie sie Generationen später die englischen Puritaner in Nordamerika als Voraussetzung einer autochthonen kapitalistischen Entwicklung praktizierten.⁸⁶

Mit der Eroberung des amerikanischen Festlandes und der Unterwerfung der altamerikanischen Hochkulturen seit 1519 etablierte sich ein eigenständiger Kolonialtyp: die feudal-herrschaftliche Landnahme, deren Basis eine spezifische Form des Feudalkolonialismus (nicht zu verwechseln mit einem Feudalismus mittelalterlichen Typs auf Basis des Lehnswesens, wie er z.B. durch Heinrich Mitteis⁸⁷ idealtypisch dargestellt worden ist), und der Tributgesellschaft wurde. Aus der Sicht der Konquistadoren stellte die Unterwerfung der „Neuen Welt“ eine Fortsetzung der in Spanien abgeschlossenen Reconquista jenseits des Atlantiks dar. Das ökonomische Grundgesetz lautete: Land mit Menschen. Bodenbesitz rentierte sich im Maße der für seine Bearbeitung (einschließlich der Ausbeutung der Bergwerke) vorhandenen abhängigen Arbeitskräfte. Das anfänglich geübte System des sklavereiähnlichen Repartimento (der Verteilung von materieller und humaner Beute) wurde

durch die Encomienda⁸⁸ abgelöst: Für die Verpflichtung, die Indianer zum Christentum zu bekehren, konnte der Grundherr über die Arbeitskraft der ihm Anempfohlenen verfügen. Formen der vorkolumbischen Gemeinschaftsarbeit, wie z.B. das inkaische Mitasystem, wurden in periodische Zwangsarbeit (speziell für Wege- und Bergbau) umfunktioniert, die nur wenige der Betroffenen überlebten und einen folgenschweren Eingriff in gewachsene Bevölkerungs- und Wirtschaftsstrukturen darstellten.

Auch die konkreten Formen der spanischen Kolonialherrschaft lassen erkennen, wie eng mittelalterliche und neuzeitliche Elemente des Kolonialismus zusammenwirkten. Aus der Reconquista übernommene Praktiken wurden in den Dienst der Kapitalakkumulation gestellt; das Tributsystem regelte den ständigen Kapitalabfluß von der Kolonie in Richtung Metropole. Die spanische wie die portugiesische Kolonialexpansion – für Portugal vor allem durch das in Brasilien angewandte Donatario- und Sesmariasystem – trug noch die Merkmale der historischen Übergangssituation an der Schwelle zur Neuzeit. Nachfolgende Kolonialsysteme prägten dagegen die Kriterien der „reinen“ kapitalistischen Kolonialexpansion wesentlich deutlicher und dynamischer aus: zunächst die handelskapitalistischen Niederlande, anschließend das manufakturkapitalistische England. Den Reifestufen der Herausbildung, Formierung und Konsolidierung der bürgerlichen Gesellschaft in Europa entsprach eine historisch-strukturelle Reihe („Typologie“) der neuzeitlichen Kolonialsysteme. Diese stadial-typologische Differenzierung ist von essentieller Bedeutung, um zu begreifen, daß es zwar im kontinental-globalen, mitnichten jedoch im nationalen Maßstab eine unauflösbare Dialektik von Konstituierung der bürgerlichen Gesellschaft und Kolonialismus gab. Obwohl Portugal und Spanien als Pionierländer in die Geschichte der frühneuzeitlichen Kolonialexpansion Europas eingegangen sind, erfolgte infolge eines ganzen Komplexes innerer wie äußerer Faktoren⁸⁹ nicht in diesen beiden Ländern der Durchbruch zur neuen Gesellschaft, statt dessen wurden, ähnlich wie in Oberitalien, die frühkapitalistischen Entwicklungsansätze durch den Prozeß einer Refeudalisierung absorbiert.⁹⁰ Spanien als reichstes Silberland der Erde verfiel im 17. Jh. der Kupferinflation; die kolonialen Schätze flossen nach den Niederlanden oder England, d.h. den „eigentlichen“ kapitalistischen Metropolen, ab. Koloniales Mehrprodukt verwandelte sich nur dort in produktiven Mehrwert wo die inneren Voraussetzungen innerhalb der Metropole dafür existierten.

Charakter und Struktur der seit 1492 etablierten Kolonialsysteme wurden nicht allein durch die von den Metropolen ausgehenden Triebkräfte bestimmt; ebenso wirkten die in den eroberten und kolonisierten Gebieten vorgefundenen natürlichen und gesellschaftlichen Bedingungen. Auf den Differen-

zierungsprozeß innerhalb der sich herausbildenden Kolonialsysteme wirkte ein vielschichtiger Faktorenkomplex⁹¹: geographische Vorbedingungen; wirtschaftliche Spezifik (Bergbau, Viehzucht, Getreideanbau, Plantagenökonomie u.a.); soziale Strukturen; ethnische Bedingungen (einschließlich der Immigration); normative Wirkung der etablierten politisch-administrativen Strukturen; kulturell-mental-linguistische Faktoren. Hinzu treten die internationalen Einwirkungen auf Kolonialökonomie und Kolonialpolitik, die im Falle Spaniens und Portugals auf Grund der Transferfunktion bei der Abschöpfung des kolonialen Mehrprodukts durch die dynamischeren kapitalistischen Zentren eine besondere Rolle spielten.⁹²

Ihre juristische Fixierung fand die Aufteilung der Welt in Subjekte und Objekte europäischer Dominanz im Vertrag von Tordesillas vom 7. Juni 1494. Dieser Vertrag war die historische Geburtsurkunde für die Entstehung der „Dritten Welt“ (um uns hier einmal dieses unpräzisen, um nicht zu sagen total falschen Begriffs zu bedienen). Seine moralische Absegnung erhielt dieses Vertragswerk, das die gesamte nichteuropäische Welt in eine spanisch dominierte West- und eine portugiesisch dominierte Osthälfte aufteilte,⁹³ durch den Heiligen Stuhl. Papst Alexander VI. aus dem spanischen Hause Borja (Borgia) bestätigte diese Demarkation in nicht weniger als fünf Bullen (Inter Cetera I, Piis fidelium, Inter Cetera II, Eximie devotionis, Dudum siquidem), was durchaus als Zeugnis für das Bewußtsein der Tragweite der getroffenen Entscheidungen durch die geistliche Universalmacht gelten kann.⁹⁴ Allerdings haben weder Frankreich noch die Niederlande oder England den Monopolanspruch der iberischen Mächte jemals anerkannt. Der dagegengesetzte englische Grundsatz „No peace beyond the line“ beinhaltete nicht nur diese Negation, sondern ermöglichte auch jene eigenartige Rechtskonstruktion, daß trotz europäischer Friedensschlüsse der Kampf um die Kolonien „jenseits der Linie“ weitergehen konnte.

Das Erbe von 1492 ist nicht allein die Geschichte eines in seinen tatsächlichen Dimensionen bis zum heutigen Tag nicht aufgearbeiteten Völkermordes von seiten eines durch die Weltgeschichte zur „Dominanz“ verurteilten Kontinents.⁹⁵ Zugleich wurde mit 1492 die erste Menschenrechtsdebatte der Neuzeit aus der Taufe gehoben. Wie kaum eine andere außereuropäische Geschichte ist die Geschichte Lateinamerikas aus der Perspektive der europäischen und kreolischen Sieger geschrieben worden. Selbst neueste Dokumentationen über den „Untergang der indianischen Kulturen im Spiegel zeitgenössischer Texte“⁹⁶ begnügen sich mit der Wiedergabe aus europäischer Sicht. Forschungen im Stile des mexikanischen Archäologen und Historikers Miguel León Portilla, um der „Stimme der Besiegten“ Gehör zu verschaffen⁹⁷, haben in Europa kaum die Chance, auf ein Echo zu treffen.

Um sich wenigstens vage Vorstellungen von jener Traumatisierung zu machen, die als Folge der europäischen Eroberung die unterworfenen Völker befiel, ist der Rückgriff auf Zeitzeugnisse der Geschlagenen unabdingbar. In den „Aufzeichnungen der Azteken über den Untergang ihres Reiches“⁹⁸ lesen wir:

*Zerbrochene Speere liegen auf allen Wegen
In unserem Gram haben wir uns das Haar zerrauft
Unsere Häuser verloren die schützenden Dächer
Sie haben jetzt rote Wände, vom Blut.*

*Würmer kriechen auf Straßen und Plätzen
Mit Kot und Blut sind die Mauern getüncht
Das Wasser ist rot wie Gerberlohe
Und wenn wir es trinken
Schmecken wir Tränen.*

*An den staubigen Ziegelmauern
Zerstoßen sich die leeren Hände
Wir haben unser Erbe verloren, unsere Stadt ist tot
Die Schilde unserer großen Krieger
Retteten nichts.*

Welcher Stolz erfüllte in der Überlegenheit der christlichen Herrschaftsreligion dagegen die Konquistadoren, die mit dem Verlesen des in unbekannter Sprache geschriebenen „Requerimiento“ die Indianer zur Unterwerfung aufforderten, und wie wenig wußten sie von der transzendenten Begegnung der Welten.

Das Erste Buch Mose des Alten Testaments beginnt mit den Worten:

*Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und
die Erde war wüst und leer, und es war
finster auf der Tiefe; der Geist Gottes schwebte
auf dem Wasser.
Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht!*

Und so beginnt Popol Vuh, das heilige Buch der Maya:⁹⁹

*Das ist die Kunde:
Da war das ruhende All. Kein Hauch. Kein
Laut. Reglos und schweigend die Welt. Und
des Himmels Raum war leer.*

...

Es werde Licht! Daß Erde und Himmel sich erhellen!

Zu den geistigen Vätern der Eroberung Amerikas gehörte auf zweifache Weise Aristoteles: sein wiederentdecktes Weltbild und die durch ihn zu rechtfertigende Sklaverei der Indianer.¹⁰⁰ In der Theorie der natürlichen Sklaverei lag zugleich die Argumentation des „gerechten Krieges“ (*guerra justa*) gegen die Ureinwohner der Neuen Welt begründet. Der Standpunkt, daß die Indianer versklavungswürdige Werkzeuge seien, wurde in der ausgedehnten theologisch-politischen Debatte¹⁰¹ am entschlossensten durch den Kronjuristen Juan Ginés de Sepúlveda vertreten.¹⁰² Ihm widersprach auf das energischste der Dominikanerpater und spätere Bischof von Chiapas, Bartolomé de Las Casas, dessen Werk „*Indiarum devastationis, et excidii narratio brevissima*“ (1542 vollendet, 1552 erschienen)¹⁰³ die umfassendste Quelle über das Wüten der spanischen Eroberer darstellt. Die Disputation über Versklavung oder Freiheit der Indianer erreichte ihren Höhepunkt 1550 in Valladolid vor dem Thron Karls V.¹⁰⁴ Las Casas und Sepúlveda repräsentierten gleichsam die Spitze eines Eisberges an Debatten, die das geistige Spanien – auffallenderweise aber kaum das übrige Europa – zutiefst bewegte. Aus dem Streit ging Las Casas als der eindeutige moralische Sieger hervor. Indes: Wenig wog die Moral. Bereits 1542 waren die „*Leyes nuevas*“, die eine Freilassung der Indianer vorsahen, nicht zuletzt unter Einfluß des Dominikaners erlassen worden, konnten allerdings nur in stark abgeschwächter Form gegen den Widerstand der *Encomenderos* durchgesetzt werden. Während Las Casas an der Utopie von Chiapas baute, herrschte in der kolonialen Realität weiter der Grundsatz von Fernández de Oviedo, „Wer darf zweifeln, daß das Pulver gegen die Ungläubigen Weihrauch für den Herrn ist?“¹⁰⁵ – das Doppelgesicht der spanischen (und europäischen) Kolonialethik in einer (längst nicht vergangenen) Zeit, da – nach einer Metapher von Karl Marx¹⁰⁶ – der Fortschritt jenem heidnischen Götzen glich, der gewohnt war, den Nektar aus den Schädeln Erschlagener zu trinken.

Für die Apologeten der spanischen Kolonialherrschaft gilt Las Casas als der Begründer der „*Leyenda negra*“¹⁰⁷, die von Niederländern (vor allem in den Stichen Theodor de Brys)¹⁰⁸, Engländern und Franzosen dankbar benutzt wurde, um von den eigenen Missetaten abzulenken. Las Casas sollte jedoch lebendig bleiben als Vordenker dessen, was wir heute als die Eine Welt begreifen und als einer, der um den Preis der anbrechenden Moderne wußte, und dies unzählige Generationen bevor sich Kolonialkritik in postmoderner Manier präsentierte.

Gewiß: „Kolumbus ist tot“¹⁰⁹ und das Jahr 1492 ein Datum historischer Erinnerung. Doch den leichten Abschied vom Süden samt Rückzug auf die Festung des Nordens – so das neueste eurozentrische Diskursprodukt des Postmodernismus¹¹⁰ – wird es nicht geben. Denn: Diese Geschichte hat ihr

Das Jahr 1492. Ein Versuch

„Ende“ noch nicht erreicht; die Bilanz des „Fünfhundertjährigen Reiches“¹¹¹ bleibt offen.

- 1 Vgl. M. Kossok, *Das Jahr 1492. Die Welt an der Schwelle zur Neuzeit*, Leipzig 1992.
- 2 R. G. Peinado Santaella/ J. E. López de Coca Castañer, *Historia de Granada*, Bd. II: La época medieval. Siglos VIII-XV, Granada 1987, S. 351ff.
- 3 B. Leroy, *Die Sephardim. Geschichte des iberischen Judentums*, Frankfurt/M.-Berlin 1991, S. 90ff.
- 4 „Jedenfalls konzentrierten sich nach dem französischen Angriff auf Italien die politischen Interessen der europäischen Mächte für nahezu ein halbes Jahrhundert auf diesen südlichen Schauplatz der großstaatlichen Politik.“ Propyläen Weltgeschichte, hrsg. von G. Mann und A. Nitschke, Berlin-Frankfurt/M. 1986, Bd. 6, S. 410.
- 5 R./M. Comevin, *Geschichte Afrikas von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1966, S. 213.
- 6 E. Waldschmidt u.a., *Geschichte Asiens*, München 1950, S. 184ff.
- 7 Ebenda, S. 496f.
- 8 H. Dieterich, *Emanzipation und lateinamerikanische Identität*, in: ders. (Hrsg.), *Die Neuentdeckung Amerikas*, Göttingen 1990, S. 51ff. – F. Katz, *Vorkolumbische Kulturen. Die großen Reiche des Alten Amerika*, München 1969, S. 143ff.
- 9 Vgl. I. Sellnow (Hrsg.), *Weltgeschichte bis zur Herausbildung des Feudalismus*, Berlin 1977. – E. R. Wolg, *Die Völker ohne Geschichte. Europa und die andere Welt seit 1400*, Frankfurt/M.-New York 1986. – Besonders anregend: U. Bitterli, *Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“. Die europäisch-überseeische Begegnung*, München 1976. Primär chronologisch orientiert, dazu ohne Afrika: A. Toynbee, *Menschheit und Mutter Erde. Die Geschichte der großen Zivilisationen*, Düsseldorf 1979.
- 10 R. Konetzke, *Der weltgeschichtliche Moment der Entdeckung Amerikas*, in: G. Kahle/ H. Pietschmann (Hrsg.), *Lateinamerika. Entdeckung, Eroberung, Kolonisation. Gesammelte Aufsätze von Richard Konetzke*, Köln/Wien 1983, S. 433ff.
- 11 Ebenda.
- 12 Vgl. M. Kossok, *Legitimität gegen Revolution. Die Politik der Heiligen Allianz gegenüber der Unabhängigkeitsrevolution Mittel- und Südamerikas 1810-1830*; ders., *Historia de la Santa Alianza y la Emancipación de América Latina*, Buenos Aires 1968.
- 13 Es ist bemerkenswert, daß anläßlich der Erklärung der Monroe-Doktrin im Dezember 1823 und im Zusammenhang mit dem Schicksal Kubas (1825) zum ersten Mal die Furcht auftauchte, die USA könnten in den „Aeropag“ der Großmächte eindringen. Das war der früheste Zeitpunkt für die Erkenntnis, daß das Schicksal der Welt nicht mehr allein von der europäischen Pentarchie bestimmt werde. Die bis dahin primär ökonomischen Konsequenzen der Inbesitznahme Amerikas erhielten jetzt eine eigene politische Qualität mit unüberschbaren Auswirkungen für das internationale Kräfteverhältnis.
- 14 F. Cardini, *Europa 1492. Ein Kontinent im Aufbruch*, München 1989.
- 15 J. Huizinga, *Der Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jh. in Frankreich und in den Niederlanden*, Stuttgart 1953.
- 16 M. Kossok (Hrsg.), *Allgemeine Geschichte der Neuzeit 1500-1917*, Berlin 1986, S. 14ff.
- 17 R. Romano/ A. Teneti, *Die Grundlegung der modernen Welt. Spätmittelalter, Renaissance, Reformation*, Frankfurt/M. 1967.
- 18 Vgl. H. Dieterich/ B. Höfer/ H. Zickgraf, *Lateinamerika: Die permanente Invasion 1492-1992*, Hamburg/ Zürich 1991.
- 19 K. Marx, *Das Kapital*, Bd. I, Buch 1, in: K. Marx/ F. Engels, *Werke*, Bd. 23, Berlin 1962, S. 741ff.

- 20 I. Wallerstein, *The Modern World System*, 2 Bde., New York 1974 und 1989.
- 21 E. Wolf, *Die Völker ohne Geschichte. Europa und die andere Welt seit 1400*, Frankfurt/M.-New York 1986.
- 22 J. Piel, *Esquisse d'une histoire comparée des développements dans le monde jusque vers 1850*, Nanterre 1989, S. 57ff.
- 23 H. Freyer, *Weltgeschichte Europas*, Stuttgart 1954, S. 476ff.
- 24 R. Sedillot, *Histoire des colonisations*, Paris 1958, S. 7ff.
- 25 Zur Position G. A. Franks vgl. *El Subdesarrollo del Desarrollo. Un Ensayo autobiográfico*, Amsterdam 1991 (mit ausführlicher Bibliographie, S. 125ff.)
- 26 Eine als authentisch anzusehende deutsche Übersetzung existiert bis heute nicht. – E. G. Jacob (Hrsg.), *Christoph Kolumbus. Bordbuch, Briefe, Berichte, Dokumente*, Bremen 1956.
- 27 Vgl. für das folgende: D. Kloss/ A. Peters, *Die Überwindung des Eurozentrismus in der Kartographie*, in: *Latinamerika. Die permanente Invasion*, S. 67ff.
- 28 A. Peters, *Raum und Zeit. Ihre paritätische Darstellung als unabdingbare Prämisse eines wissenschaftlichen Weltbildes*, Klagenfurt 1985, S. 9.
- 29 Gesamtdarstellung bei M. Zeuske, *Die Conquista*, Leipzig 1992.
- 30 Diesen Aspekt hat am umfassendsten Lewis Hanke aufgearbeitet.
- 31 F. Braudel, in: *Chapters in Western Civilization*, hrsg. von Contemporary Staff of Colombia College, New York-London 1961, Bd. 1, S. 245-288. – Dt. in: *Universalgeschichte*, hrsg. von E. Schulz, Köln 1974, S. 255ff. (Zit. S. 258). – Vgl. die fast analoge Frage bei W. Reinhard, *Geschichte der europäischen Expansion*, Bd. 1, *Die Alte Welt bis 1818*, Stuttgart u.a. 1983, S. 27.
- 32 Ebenda, S. 25ff.
- 33 P. T. Niane, *General History of Africa*, Bd. 4: *Africa from the Twelfth to the Sixteenth Century*, Berkeley Ca. 1984.
- 34 R./M. Cornevin, *Geschichte Afrikas* (wie Anm. 5), S. 202.
- 35 E. Waldschmidt u.a., *Geschichte Asiens* (wie Anm. 6) S. 496.
- 36 W. Markov/E. Werner, *Geschichte der Türken. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Berlin 1978, S. 94ff.
- 37 Ebenda, S. 89.
- 38 Vgl. *Der Wiederaufstieg des Islam 1520 bis 1639*, in: *Knaurs Neuer Historischer Weltatlas*, München 1990, S. 170-171.
- 39 Für die bei R. Konetzke noch nicht beachtete Rolle des florentinischen Kapitals vgl. C. Varela, *Colón y los Florentinos*, Madrid 1988.
- 40 S. Wiesenthal, *Segel der Hoffnung. Christoph Columbus auf der Suche nach dem gelobten Land*, Berlin-Frankfurt/M. 1991.
- 41 J. Dyson/ P. W. Christopher, *Columbus. Die Entdeckung seiner geheimen Route in die Neue Welt*, München 1991. Plan der „wirklichen“ Route S. 152f.
- 42 S. E. Morrison, *Admiral of the Ocean Sea. A Life of Christopher Columbus*, London 1942; ders., *Christopher Columbus Mariner*, London 1955.
- 43 P. E. Taviani, *Christopher Columbus. The Grand Design*, London 1985. Vgl. auch: *Columbus*, in: *The New Encyclopedia Britannica*, Bd. 16, 1989, S. 605ff.
- 44 F. Braudel, *Sozialgeschichte des 15.-18. Jh.. Aufbruch zur Weltwirtschaft*, München 1986, S. 147ff.
- 45 J. Piel, *Esquisse d'une histoire comparée* (wie Anm. 22), S. 49.
- 46 Zur spanisch-portugiesischen Konkurrenz um die Kanaren vgl. W. Reinhard, *Geschichte der europäischen Expansion* (wie Anm. 31), Bd. 1, S. 41.
- 47 Die mittelalterlichen Ursprünge der europäischen Expansion. *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion*, hrsg. von E. Schmitt, München 1986, Bd. 1, S. 57ff.

Das Jahr 1492. Ein Versuch

- 48 Kastilien gründete 1229 einen festen Militärstützpunkt in Marrakesch; daneben wirkten Franziskanermissionen in Nordafrika.
- 49 E. Prestage, *Die portugiesischen Entdecker*, Berlin-Leipzig-Wien 1936, S. 40.
- 50 R. Konetzke, *Das spanische Weltreich. Grundlagen und Entstehung*, München 1943, S. 220ff.
- 51 Karte in: A. H. de Oliveira Marques, *History of Portugal*, Bd. 1, New York-London 1972, S. 226.
- 52 A. Venzke, *Christoph Kolumbus*, Reinbek 1992, S. 29ff.
- 53 W. Reinhard, *Geschichte der europäischen Expansion* (wie Anm. 31), Bd. 1, S. 28ff.
- 54 Die beste Darstellung bei: J. Heers, *Gênes au XVe siècle*, Paris 1971.
- 55 F. Braudel, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 44), S. 145ff.
- 56 J. Heers, *Gênes au XVe siècle* (wie Anm. 54), S. 338. Die Genuesen sollten sogar die Fugger als Bankiers der spanischen Krone verdrängen, vgl. J. von Klaveren, *Europäische Wirtschaftsgeschichte Spaniens im 16. und 17. Jahrhundert*, Stuttgart 1960, S. 70).
- 57 R. Konetzke, *Der weltgeschichtliche Moment* (wie Anm. 10), S. 445ff.
- 58 M. A. Ladero Quesada, *El entorno hispánico de Cristóbal Colón*, Madrid 1990.
- 59 Die in den Expeditionen engagierten französischen Adligen brachten ihre „eigenen“ Bauern mit.
- 60 V. Magalhaes Godinho, *Les grandes découvertes*, Coimbra 1953. Separatdruck aus: *Bulletin des études portugaises et de l'Institut français au Portugal*, IV, 1952. Vgl. R. Torres Campos, *Carácter de la conquista y colonización de las Islas Canarias*, Madrid 1901.
- 61 R. Konetzke, *Der weltgeschichtliche Moment* (wie Anm. 10), S. 448.
- 62 Als historische Synthese: Ch. Verlinden, *Civilización occidental y civilización atlántica*, in: *Atlántida*, Madrid, Bd. IV (1966) 21, S. 278ff.
- 63 Karte vgl. E. Wolf, *Die Völker ohne Geschichte* (wie Anm. 21), S. 67; R./M. Cornevin, *Geschichte Afrikas* (wie Anm. 5), S. 185.
- 64 Die mittelalterlichen Ursprünge der europäischen Expansion. (wie Anm. 47), Bd. 1, S. 53ff. (über die Fahrt des Katalanen Jaume Ferrer 1346).
- 65 Dafür gab es das sog. Manila-Schiff. Dieser lukrative Handel lag vorrangig in den Händen der Franziskaner. Vgl. M. Kossok/W. Markov, *L'Espagne et son empire d'Amérique. Histoire des structures politiques, économiques et sociales 1320-1824*, Paris 1972, S. 51.
- 66 Die mittelalterlichen Ursprünge der europäischen Expansion. (wie Anm. 47), Bd. 1, S. 69.
- 67 Ebenda, Bd. 2, S. 100ff.
- 68 R. G. Peinado Santaella/J. E. López de Coca Castañer, *Historia de Granada* (wie Anm. 2), S. 352; R. Arié, *España Musulmana (siglos VIII-XV)*, Barcelona 1984, S. 42ff.
- 69 Die mittelalterlichen Ursprünge der europäischen Expansion. (wie Anm. 47), Bd. 1, S. 125ff.
- 70 R. Konetzke, *Der weltgeschichtliche Moment* (wie Anm. 10), S. 451f.; ders. über adlige Unternehmer: *Entrepreneurial activities of Spanish and Portuguese noblemen in medieval times*, in: *Explorations in Entrepreneurial History*, Bd. IV, 1953, S. 115ff.
- 71 R. Konetzke, *Der weltgeschichtliche Moment* (wie Anm. 10), S. 452.
- 72 A. Domínguez Ortiz, *El Antiguo Régimen: Los Reyes Católicos y los Austrias*, Madrid 1988, S. 34ff.
- 73 E. Luxardi, *L'importanza del Monasterio de Santa María de la Rábida nelle genesi della Scoperta di America*, in: *Studi colombiani*, Bd. 2, S. 451ff. Lyrische Ansmalung bei G. Faber, *Auf den Spuren von Christoph Kolumbus*, München 1987, S. 58ff.
- 74 R. Konetzke, *Das spanische Weltreich* (wie Anm. 50), S. 114ff.
- 75 E. Prestage, *Die portugiesischen Entdecker* (wie Anm. 49), S. 137ff. – D. Peres, *A History of the Portuguese Discoveries*, Lissabon 1960, S. 49ff. Zur Literaturübersicht vgl. A. H. Oliveira Marques, *Guia do Estudante de História Medieval Portuguesa*, Lissabon 1964, S. 128ff. Leider existiert für die Zeit danach kein ähnlich kompletter Überblick.

- 76 Vgl. F. Mauro, *Die europäische Expansion*, Stuttgart 1984, S. 35.
- 77 Th. O. Marcondes de Souza, *Ainda a suposta Escola Naval de Sagres e a Náutica Portuguesa dos Descobrimentos*, in: *Revista de História*, São Paulo, Jg. 4 (1953), S. 181ff.
- 78 D. B. Quinn, *Etat présent des études sur la redécouverte de l'Amérique Latine au XVe siècle* (Vortrag anlässlich des Dixième Stage International d'Etudes Humanistes, Centre d'Etudes Supérieures de la Renaissance, Tours, Juli 1966, Ms.).
- 79 Zum historischen Ort der Renaissance vgl. den Forschungsbericht von: W. Dietze, *Raum, Zeit und Klasseninhalt der Renaissance*, Berlin 1974.
- 80 R. Konetzke, *Der weltgeschichtliche Moment* (wie Anm. 10), S. 449.
- 81 Ders., *Das spanische Weltreich* (wie Anm. 50), S. 135.
- 82 Vgl. Anm. 40.
- 83 J. M. Cordero Torres, *Fronteras Hispánicas. Geografía e Historia, Diplomacia y Administración*, Madrid 1960, S. 112f.
- 84 U. Bitterli, *Die Entdeckung Amerikas*, S. 116.
- 85 Vgl. G. Faber, *Auf den Spuren* (wie Anm. 73), S. 183ff., 189ff., 207ff.
- 86 Zur vergleichenden Kolonialtypologie; M. Kossok, *El estudio comparativo de los sistemas coloniales modernos*, Barcelona 1992.
- 87 H. Mitteis, *Der Staat des Hohen Mittelalters. Grundlinien der vergleichenden Verfassungsgeschichte des Lehnseitalters*, Weimar 1955.
- 88 S. Zavala, *La encomienda indiana*, Madrid 1935.
- 89 Im Falle Spaniens spielte u.a. die „Überdehnung“ seiner wirtschaftlichen und militärischen Ressourcen durch die imperiale Politik Karls V. und Philipps II. eine wesentliche Rolle. Vgl. P. Kennedy, *Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500 bis 2000*, Frankfurt/M. 1989, S. 69ff.
- 90 M. Kossok, *Revolutionärer und reformerischer Weg beim Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. Ein Diskussionsbeitrag*, in: *Leipziger Beiträge zur Revolutionsforschung*, hrsg. von M. Kossok, Leipzig, H. 16 (1986), S. 6ff., spez. S. 28ff.
- 91 Ders., *Unidad y diversidad en la historia de la América Española: El caso de la Independencia*, in: ders., *La Revolución en la historia de América Latina. Estudios Comparativos*, Havanna 1989, S. 260.
- 92 Vgl. M. Kossok/ W. Markov, *L'Espagne* (wie Anm. 65), S. 70f.
- 93 Die nötige Grenzziehung durch den Pazifik erfolgte 1529 im Vertrag von Zaragoza, der Portugal die Molukken sicherte, obwohl sie in den spanischen Machtbereich gehörten. Vgl. A. H. Oliveira Marques, *Guia do Estudante* (wie Anm. 75), S. 222ff.
- 94 F. Pérez Embid, *Los descubrimientos en el Atlántico y la rivalidad castellano portuguesa hasta el tratado de Tordesillas*, Sevilla 1948.
- 95 Vgl. die Polemik über den intellektuellen Antikolonialismus, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Bonn, 1992, H. 1 und 3.
- 96 Ch. Strosetzki (Hrsg.), *Der Griff nach der Neuen Welt. Der Untergang der indianischen Kulturen im Spiegel zeitgenössischer Texte*, Frankfurt/M. 1991.
- 97 G. Selser, *Amerika: Entdeckung, Begegnung, Erfindung, Zufallsfund? Nominalistische Quercle*, in: H. Dieterich (Hrsg.), *Die Neuentdeckung Amerikas*, Göttingen 1990, S. 179f.
- 98 M. Léon-Portilla/R. Heuer, *Rückkehr der Götter. Die Aufzeichnungen der Azteken über den Untergang ihres Reiches*, Leipzig 1964, S. 116.
- 99 W. Cordan, *Popol Vuh. Das Buch des Rates*, Leipzig 1977, S. 26f.
- 100 Ch. Jourdain, *De l'influence d'Aristotele et des interprètes sur la découverte du nouveau monde*, Paris 1861; L. Hanke, *Aristotle and the American Indians. A Study in Race Prejudice in the Modern World*, Chicago 1959, S. 12ff.
- 101 J. Höffner, *Christentum und Menschenwürde – das Anliegen der spanischen Kolonialethik im Goldenen Zeitalter*, Trier 1947; S. Zavala, *Servidumbre natural y libertad cristiana según los*

Das Jahr 1492. Ein Versuch

- tratadistas de los siglos XVI y XVII, Buenos Aires 1944; ders., La filosofía política en la conquista de América, Mexico-Buenos Aires 1947.
- 102 L. Hanke, *All Mankind is One*, Illinois 1974, S. 69ff.
- 103 J. Plojhar (Hrsg.), *Las Casas. Leben und Werk*, Leipzig 1958, hier: „Kürzester Bericht über die Verwüstung und Entvölkerung der Indischen Länder“, S. 78ff.
- 104 L. Hanke, *All Mankind* (wie Anm. 102), S. 67f.
- 105 Zit. in: F. Morales Padrón, *Manuel de Historia Universal*, Bd. VI, Madrid 1975, S. 263.
- 106 K. Marx, Die künftigen Ergebnisse der britischen Herrschaft in Indien, in: MEW, Bd. 9, Berlin 1960, S. 226.
- 107 J. Juderías, *La leyenda negra*, Madrid 1917.
- 108 Th. de Bry, *Amerika oder die Neue Welt*, Leipzig-Weimar 1977, 2 Bde.
- 109 R. Gronemeyer/ C. Leggewie, Rituale europäischer Selbstkasteiung, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Bonn, 1992, H. 1, S. 85.
- 110 Vgl. Anm. 95.

Kritische Anmerkungen zum Kolumbusjahr in Deutschland aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft

I. Opfer und Akteure einer fünfhundertjährigen Geschichte

Sicherlich ist es im Januar 1993 noch zu früh, eine einigermaßen wissenschaftlich solide Bilanz der vielfältigen Formen der Beschäftigung mit latein-amerikanischer Geschichte aus Anlaß des Kolumbus-Jubiläums zu ziehen, da noch bis in den Monat Dezember hinein zahlreiche neue Publikationen erschienen, Ausstellungen andauerten und universitäre Ringvorlesungen das ganze Wintersemester 1992/93 hinweg fort dauern, so daß eine detaillierte Sichtung und Analyse der vielfältigen Aktivitäten noch geraume Zeit in Anspruch nehmen wird. Generell wird man jedoch feststellen dürfen, daß Lateinamerika in Deutschland wohl noch nie eine solche Publizität erfahren hat wie im Jahr 1992. In den elektronischen Medien, in Film, Schauspiel und Musiktheater, in der Presse, im Verlagswesen, in Schulen, den Foren der Erwachsenenbildung, wissenschaftlichen Akademietagungen, in Graphik und Design und nicht zuletzt im kirchlichen Bereich und natürlich in zahlreichen Ausstellungen und universitären Veranstaltungen waren Lateinamerika, die Anfänge seiner Entstehung und die Probleme seiner Gegenwart unter letztinstanzlicher Berufung auf Kolumbus Gegenstand mehr oder weniger fundierter Bemühungen.

Sicherlich äußerte sich in der Vielfalt dieser Bemühungen ein breites Meinungsspektrum, doch kommt man als mit Lateinamerika befaßter Historiker nicht um die Feststellung herum, daß kritische Herangehensweisen an Geschichte und Gegenwart Lateinamerikas bei weitem überwogen. Dies beginnt bereits bei der Einengung des historischen Anlasses auf Lateinamerika. Die mit den Fahrten des Kolumbus in Gang kommende europäische Entdeckung des amerikanischen Kontinents war historisch gleichermaßen der Anstoß zur europäischen Landnahme in Nord-, Mittel- und Südamerika, doch das angelsächsische Nordamerika wurde hierzulande in die Betrachtungen allenfalls am Rande mit einbezogen. Inwieweit diesbezüglich das Faktum eine Rolle spielte, daß die angelsächsisch-protestantisch geprägten USA die einzig verbliebene globale Supermacht darstellen und sich auf der anderen Seite eine

Reihe iberisch-katholisch ausgerichtete, krisengeschüttelte sog. Entwicklungsländer als „Resultat“ der Kolumbus-Fahrten antreffen lassen, ist eine naheliegende Vermutung, die wissenschaftlich zu untermauern freilich den Rahmen eines kurzen Aufsatzes sprengen würde. In bezug auf Lateinamerika überwog eine Betrachtungsweise, die, ausgehend von dem Postulat, man müsse endlich eurozentrische Betrachtungsweisen ablegen, durch das vielfach wiederholte Motto „500 Jahre Genozid, Unterdrückung und Ausbeutung“ auch dann treffend charakterisiert wird, wenn bei den Erörterungen dieses Motto selbst nicht verwandt wurde.

Bei dieser Betrachtung der historischen Vorgänge des späten 15. und 16. Jh. wurden zumeist nur wenige Parameter der historischen Vorgänge herausgestellt: die Brutalität der Konquistadoren, ihre Goldgier, die Hilflosigkeit der in mehr oder weniger paradiesischen Verhältnissen lebenden Ureinwohner gegenüber den Mensch und Umwelt zerstörenden Eindringlingen, die Rücksichts- und Verständnislosigkeit der Missionare im Prozeß der Christianisierung der amerikanischen Ureinwohner und schließlich die zeitgenössischen Kritiker des europäischen Vorgehens, allen voran Bartolomé de las Casas. Diese Komplexe wurden dann zumeist mit einschlägigen Quellenbelegen dokumentiert und als strukturprägende Elemente für die in Gang kommende Kolonisation deklariert, um von da aus zu einem großen Sprung in das 20. Jh. anzusetzen, um dann die strukturellen Kontinuitäten wie fortdauernde Unterdrückung der Indianer, Ausbeutung der Rohstoffe, Abhängigkeit von den Industrieländern und kulturelle Fremdbestimmung etc. herauszuarbeiten. Dem Fachhistoriker ist dieses – im Detail vielfach variierte und auch differenzierte bzw. abgeschwächte – Deutungsmuster der lateinamerikanischen Geschichte zwar spätestens seit Eduardo Galeanos „Die offenen Adern Lateinamerikas“ vertraut, auch ist ihm geläufig, daß dieses Deutungsschema bereits seit den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts von der internationalen Historiographie widerlegt worden ist, so daß er zunächst einmal den Schluß ziehen muß, daß das hierzulande verbreitete Bild von der Geschichte Lateinamerikas jedenfalls nicht von der Geschichtswissenschaft und ihren Ergebnissen geprägt ist, so daß man fast versucht ist zu sagen, daß die einschlägige Fachwissenschaft streng genommen überflüssig ist, da sie es nicht mehr vermag, den öffentlichen Diskurs zu ihrem ureigensten Fachgebiet zu beeinflussen. Wie konnte es dazu kommen?

Blieben wir zunächst bei dem hierzulande vermittelten Geschichtsbild von Lateinamerika. Dabei fällt zunächst einmal auf, daß es nach wie vor eurozentrisch ist. Hat man früher die Konquistadoren mehr oder weniger als die Agenten einer überlegenen Kultur heroisiert und die Indianer als Barbaren und historische „quantité négligeable“ kaum beachtet – der alte Eurozentrismus

– so kehrt man jetzt einfach das Deutungsmuster um: die Konquistadoren als Kulturvernichter und Ausbeuter und die Indianer als arme Opfer, die mit ihren vielfältigen Kulturtraditionen untergingen. Nach wie vor sind die Konquistadoren die Handelnden, d.h. die Akteure der Geschichte, und die Indianer die passiven Opfer – Eurozentrismus also nur anders herum. Diesem Deutungswandel liegt freilich ein ziemlich simples Input-Output-Modell zugrunde. Die Bewertung der europäischen Landnahme wurde früher und wird heute nach ein und demselben Grundsatzschema vorgenommen, nämlich: Was hat Europa Amerika gebracht und was hat es dafür aus Amerika erhalten. Dabei wurde die Bewertung immer schon nach mehr oder weniger denselben Größen vorgenommen. Europa brachte Amerika die Zerstörung einheimischer Kulturen, dafür aber auch Kolonisten, die christliche Religion, technisches Know how, Nutzpflanzen und -tiere und die europäische Kultur. Es erhielt dafür Edelmetalle, Rohstoffe aller Art und eine Reihe wichtiger Nutzpflanzen. Wenn in der früheren Historiographie die Beurteilung der Konquistadoren positiver ausfiel, dann deshalb, weil man die von Europa nach Amerika transferierten immateriellen Werte wie Religion, Kultur und Know how sehr viel höher als die altamerikanischen Kulturen und die aus Amerika nach Europa gelangten Rohstoffe bewertete, während man heute umgekehrt verfährt. Das bedeutet aber, daß man heute die quantifizierbaren Werte höher als die nichtquantifizierbaren Werte wie Ideen und Menschen einstuft. Der Neubewertung liegt also einmal ein gesteigerter europäischer Materialismus und zugleich eine Verunsicherung bezüglich der eigenen kulturellen Traditionen und Werte zugrunde. Daraus läßt sich folgern, daß die historische Neubewertung der iberischen Kolonisation Amerikas gleichzeitig ein Indikator für das europäische oder zumindest deutsche Selbstverständnis und für die Zweifel an der eigenen Geschichte und an den eigenen kulturellen Traditionen ist. Zugespitzt formuliert könnte man sagen, daß der Mechanismus der Vergangenheitsbewältigung unserer jüngsten deutschen Geschichte nunmehr auch andere historische Bereiche und Epochen erfaßt hat und eine gewisse Tendenz besteht, rationale wissenschaftliche Analyse durch Moralisieren zu ersetzen. Diesbezüglich trifft sich die Haltung vieler Intellektueller in Deutschland mit einer breiten intellektuellen Strömung in Lateinamerika, die das vermeintliche Scheitern – im Gegensatz zu einem Großteil der entwicklungspolitischen Diskussion hält der Verfasser dieser Zeilen die gegenwärtige Situation Lateinamerikas nicht für ein Scheitern, sondern lediglich für eine Modernisierungskrise – des Halbkontinents im Entwicklungsprozeß mit einer moralisierenden historischen Rückschau zu erklären versucht. Die deutsche und lateinamerikanische Haltung zu diesem Komplex erklärt aber auch weithin, warum Angloamerika aus der Juhiläumsdiskussion weitgehend ausgeklammert wurde,

kann man doch dort zwar Krisensymptome beobachten, aber mit der o.g. Input-Output-Analyse nicht zu einer vergleichbar negativen historischen Gesamtbilanz gelangen. Wie auch immer, es drängt sich notwendigerweise die Schlußfolgerung auf, daß mit der Jubiläumstiskussion auf einem weit entfernten historischen Nebenkriegsschauplatz Debatten um unsere Gegenwart im ausgehenden 20. Jh. ausgefochten werden. Mit Bezug auf Lateinamerika beschwört man diesbezüglich direkt oder indirekt immer wieder die Menschenrechtscharta der Vereinten Nationen und vergißt dabei, daß die Tatsache, daß diese Charta von allen Staaten des Globus gebilligt wurde, letztlich eine Folge der europäischen Ausbreitung über die Erde ist, da die darin kodifizierten Werte nicht nur europäischem Denken entstammen, sondern zu einem guten Teil auch aus der Diskussion um die Konsequenzen und Begleiterscheinungen der europäischen Expansion entspringen.

Die Tatsache, daß es bei der erwähnten einseitig negativen Gesamtdeutung der lateinamerikanischen Geschichte mehr um die Gegenwart als um eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Geschichte geht, läßt sich auch daran ablesen, wie sich die bunte Schar der Verfechter dieser Thesen zusammensetzt. Der Umstand, daß diese Gruppe sich international in einer transatlantisch operierenden Initiative „Emancipación e identidad“ unter der Koordination des Bremer Sozialwissenschaftlers H. Dietrich in Mexiko organisierte, läßt Rückschlüsse auf die Zusammensetzung und den geistigen Hintergrund dieser Gruppierung zu, die sich zum Ziel setzte, ihre Anti-Kolumbus-Feiern-Initiative diesseits und jenseits des Atlantik zu propagieren. Zunächst fällt auf, daß sich in dieser Initiative keine international ausgewiesenen und kontinuierlich über die europäische Landnahme in Amerika arbeitenden Historiker befinden. Diese Gruppierung setzt sich vielmehr überwiegend aus Schriftstellern, Soziologen, Politikern, Philosophen, Theologen, Völkerkundlern bzw. Anthropologen, Journalisten etc. zusammen. Vordergründig hat man die Ausrichtung dieser Gruppierung als politisch links eingestuft, was jedoch sicherlich nicht klar die geistigen Beweggründe der Anhänger dieser Organisation charakterisiert, auch wenn Kubas Staatschef Castro zu einem der prominentesten Befürworter der Absichten dieser Gruppierung und der politische Arm der baskischen Separatistenorganisation ETA, die Partei Herri Batasuna, zum aktiven europäischen Unterstützerkreis der Initiative gehören. Tatsächlich versammeln sich unter diesem „Firmenschild“ dependenztheoretisch beeinflusste Entwicklungssozio- und -politologen, in der lateinamerikanischen Identitätsdebatte engagierte Literaten und Künstler, in der Menschenrechtsbewegung verankerte Persönlichkeiten, die Mobilisierung indianischer Ethnien betreibende Missionare und Anthropologen, auf die Option für die Armen verpflichtete Befreiungstheologen, marxistisch-leninistisch geprägte Antim-

perialisten, humanitäre Sozialromantiker etc. In den westeuropäischen Dritte-Welt-Gruppen, Solidaritätsbewegungen verschiedenster Provenienz und kirchlichen Hilfsorganisationen der verschiedenen christlichen Konfessionen sowie Anhängern der Idee des Multikulturalismus, wie sie vor allem zuerst in den USA im Hinblick auf die verschiedenen ethnischen Gruppen in den Vereinigten Staaten entwickelt wurde, fanden die von „Emancipación e identidad“ gerade auch in Deutschland über verschiedene Veröffentlichungen unter der Herausgeberschaft von H. Dietrich lancierten Ideen dieser lateinamerikanischen Gruppierung weite Verbreitung und Anhängerschaft, begünstigt durch einen von der Ökologiebewegung zumindest mitausgelösten Kulturpessimismus, eine Art neuer „fin de siècle-Stimmung“.

Die einzige wissenschaftlich solider begründete kritische Haltung zu der vor allem in Spanien und Italien propagierten Jubiläumseuphorie, die Mitte der achtziger Jahre von der mexikanischen Regierung propagierte Konzeption, fand hierzulande kaum ein Echo. Mexiko hatte sich in einem Präsidialdekret, mit dem eine nationale Kommission zur Vorbereitung des Jubiläums eingesetzt wurde, gegen die traditionelle historische Begrifflichkeit gewandt, die von „Entdeckung und Eroberung Amerikas“ sprach, und statt dessen den Begriff „Encuentro de Culturas“ als neue Bezeichnung für den fraglichen historischen Prozeß vorgeschlagen. Dieser Begriff wurde zwar teilweise in falscher Übersetzung auch in Deutschland übernommen, indem man von „Begegnung der Kulturen“ anstatt – exakter – von Zusammentreffen der Kulturen sprach, doch die damit von Mexiko intendierte Gleichsetzung der historischen Akteure – Indianer und Konquistadoren – wurde nicht übernommen. Die mexikanische Position forderte nämlich, daß man die Indianer als historische Akteure akzeptieren müsse, die eine aktive Rolle in dem historischen Prozeß gespielt haben, der unter katastrophenartigen Bedingungen zur Entstehung neuer historischer Identitäten in dem Halbkontinent geführt habe, Identitäten, die im weitesten Sinne durch Vermischungs- oder – in der fachwissenschaftlichen Begrifflichkeit Mestizisierungsprozesse gekennzeichnet gewesen seien. Diese Deutung rekurrierte ausdrücklich auf die umfangreiche internationale Forschung zur lateinamerikanischen Kolonialgeschichte und insbesondere auf die umfangreiche lateinamerikanische, englisch- und französischsprachige ethnohistorische Forschung, die sich seit den sechziger Jahren intensiv mit der Geschichte der amerikanischen Urbevölkerung unter iberischer Kolonialherrschaft und darüber hinaus beschäftigt hat. Sieht man von einer Handvoll von Spezialisten ab, so hat gerade diese Forschung in Deutschland so gut wie keinerlei breiteres Echo gefunden. Diese Forschungsrichtung behandelte weithin die amerikanische Urbevölkerung nach der Conquista als historische Akteure und zeigte in sehr differenzierter Form, wie

sich die Entwicklung dieser Ethnien unter dem Kolonialregime vollzog, daß wichtige Teile der indianischen Eliten in der weißen Oberschicht aufgingen, andere zu Mestizen transkulturierten und wieder andere sich als Gruppe in den iberischen Kolonien einzurichten, ja teilweise sich sogar zu behaupten verstanden. Von dieser breiten internationalen Forschungsrichtung hat so gut wie nichts Eingang selbst in den breiteren wissenschaftlichen Dialog in Deutschland gefunden.

Auch zu der Genozid-Diskussion um die Vernichtung der Indianer im Gefolge des iberischen Vordringens in Amerika existiert eine breite internationale Forschungstradition in Gestalt der auf das frühe Amerika bezogen arbeitenden historischen Demographie, deren Nestor, der nordamerikanische – aus deutscher Sicht muß man diesbezüglich beinahe sagen „pikanterweise“ – jüdische Gelehrte Woodrow Borah schon in den siebziger Jahren die Grundlinien der Entwicklung der demographischen Katastrophe der amerikanischen Urbevölkerung in ihrem zeitlichen Verlauf, ihren Ursachen und Konsequenzen aufgezeigt hat. Nichts von diesen Forschungen hat den deutschen Lateinamerika-Disput des Jahres 1992 beeinflusst, obwohl es deutschsprachige Veröffentlichungen dazu seit den sechziger Jahren gibt.

Selbst die im engeren Sinne sich mit Kolumbus und seinen Fahrten befassenden Aktivitäten und Publikationen haben nur unzureichend die neuere internationale Forschung rezipiert. So hat schon vor Jahrzehnten der große belgische Historiker Charles Verlinden die Ergebnisse seiner Forschungen über die Entstehung und Entwicklung der „atlantischen Zivilisation“ in einem bedeutenden Übersichtswerk zusammengefaßt, und seither ist über die Geschichte der Entstehung dieser „atlantischen Zivilisation“ zwischen dem 15. und 17. Jh. sehr intensiv geforscht worden. Diese Arbeiten lassen nicht nur erkennen, daß bereits im ausgehenden 15. Jh. der europäische Handlungsrahmen im Atlantik den größten Teil der westafrikanischen Küste umfaßte und man weit westlich über die Kapverdischen und die Kanarischen Inseln, ja sogar nach Westen über die Azoren hinaus ausgriff und die entsprechenden regelmäßigen Fahrten bereits weite Teile des mittleren und südlichen Atlantik umfaßten, in denen vielfältige Indizien aufgefunden wurden, die Land im Westen verhießen, wie die einschlägigen großen Arbeiten der spanischen Historiker Juan Manzano Manzano und Juan Pérez de Tudela erkennen lassen. Weiterhin ist deutlich geworden, daß dieses frühe atlantische Seefahrer- und Kolonisationsmilieu eindeutig international zusammengesetzt war: neben andalusischen und portugiesischen Seefahrern finden sich allenthalben italienische Seefahrer, Händler und Bankiers, die in diesem Milieu eine wichtige Rolle bei der Inwertsetzung der atlantischen Inselwelt spielen. Daneben sind schon sehr früh flämisch-niederländische Seefahrts, Handels- und Kolonisa-

tionsinteressen anzutreffen, Niederländer, die auf Madeira Wein, Zuckerrohr oder Getreide anbauen und engen Handel mit den Häfen der iberischen Westküste und mit dem Nordseeraum betreiben, wo ihrerseits aber auch die iberischen Italiener tätig sind. Ein Niederländer, van Ulmen oder spanisch Olmos, ist bereits mehrere Jahre vor Kolumbus von den Azoren aus auf der Suche nach Land nach Westen gefahren und wohl deshalb nicht mehr zurückgekehrt, weil er auf der falschen Route gegen den Golfstrom angesehlt war. Oberdeutsche Händler, Kosmographen, Buchdrucker etc. waren in den atlantischen Hafenstädten der iberischen Halbinsel tätig und ansässig und verfolgten die bzw. beteiligten sich an den atlantischen Unternehmungen. Dieses frühe atlantische Milieu, aus dem heraus Kolumbus sein Projekt entwickelte, war mithin ein sehr international geprägtes Seefahrts-, Wirtschafts- und Kulturambiente, das sehr zahlreich die spanischen Unternehmungen in Amerika begleitete und teilweise mittrug, so daß man die Iberische Expansion nach Amerika durchaus als ein europäisches oder zumindest west- und südeuropäisches Unternehmen und nicht einseitig aus einer eher nationalstaatlichen Perspektive im Stile des 19. Jh. als rein spanisches oder portugiesisches Unternehmen bezeichnen muß. Auch diese Perspektive ist in den Aktivitäten des Jahres 1992 in Deutschland nur ansatzweise deutlich geworden.

Die Hinweise auf die drei erwähnten Felder der neueren Forschung, die in der deutschen Diskussion selbst unter Historikern weitgehend unberücksichtigt blieben, zielen nicht darauf ab, über sie irgendwelche Rechtfertigungen gegenüber den zahlreichen negativen moralischen Wertungen der spanischen Conquista ins Feld zu führen. Seit Jahrzehnten schon hat die wissenschaftlich betriebene Historiographie zum Themenkomplex „Grausamkeiten und Brutalitäten der Eroberer“ – es sei diesbezüglich nur an den Klassiker Georg Friederici erinnert – freilich auch deutlich gemacht, daß es Genozid im Sinne der UNO-Definition, d.h. also die systematische Ausrottung indianischer Völker gerade wegen ihrer ethnischen oder kulturellen Besonderheiten, während der Conquista nicht gegeben hat. Diese Hinweise sollen vielmehr deutlich machen, daß vor einer moralischen Bewertung eines historischen Vorgangs dessen gründliche Kenntnis und Analyse zu erfolgen hat, die – auf der Höhe unserer Zeit – eben nicht ohne die Kenntnis der angeführten Forschungsrichtungen möglich ist. Es reicht nicht aus, aus der Fülle der Quellen zu jenem Vorgang einige Texte herauszugreifen und darauf aufbauend irgendwelche Wertungen des Gesamtphänomens, wie auch immer sie beschaffen sein mögen, vorzunehmen.

Die sehr selektive Wahrnehmung der historischen Prozesse, die zur Entstehung der erwähnten atlantischen Zivilisation führten – die Ausblendung des gesamten angelsächsischen Anteils an diesem Prozeß wurde bereits

einleitend vermerkt, genauso wichtig dafür sind natürlich auch der französische Anteil und der in anderem Zusammenhang erwähnte Anteil der Flamen und Holländer – kennzeichnet aber auch noch ein anderes Phänomen, nämlich die Tatsache, daß diese atlantische Welt im breiteren historischen Bewußtsein Deutschlands kaum präsent oder bewußt ist. Selbst nach jahrzehntelanger politischer Betonung der „Westintegration“ Deutschlands oder der vielbeschworenen „atlantischen Partnerschaft“ haben diese grundlegenden Orientierungen deutscher Politik bislang noch kein entsprechendes historisches Bewußtsein oder auch nur breiteres historisches Interesse geweckt. Dies gilt selbst weitgehend für die fachwissenschaftlichen historischen Bemühungen, die trotz des großen Übersichtswerkes von Wolfgang Reinhard zur europäischen Expansion oder den Veröffentlichungen des von Eberhard Schmitt in Bamberg aufgebauten Forschungszentrums für die Geschichte der europäischen Expansion und der großen von Schmitt selbst edierten Quellensammlung zum Thema sowie den Arbeiten des Schweizer Urs Bitterli überwiegend mitteleuropäisch und darüber hinausgehend alleuffalls stärker osteuropäisch geprägt sind. Daran haben bislang auch die beharrlichen Bemühungen der kleinen Gruppen von Angloamerika- und Lateinamerikahistorikern wenig ändern können. Auch die mit England, Frankreich oder Spanien befaßte deutsche Historiographie sieht diese Länder letztlich eher als kontinental-europäische Staaten und behandelt deren maritim-atlantische Geschichte als einen Appendix von deren Geschichte denn als eine zentrale historische Dimension. Wenn es schon im Zeichen des Ost-West-Gegensatzes nicht möglich war, das deutsche historische Bewußtsein stärker in Richtung auf die politisch beschworene Westanbindung und die atlantische Partnerschaft zu orientieren, um wieviel weniger wird dies erst in Zukunft der Fall sein, nachdem die großen historischen Veränderungen des Jahres 1989 Deutschland von einem westeuropäischen Frontstaat gen Osten wieder zu einem mitteleuropäischen Staat werden ließen, dem noch dazu von verschiedenster Seite neue Verantwortlichkeiten für die Entwicklung im Osten angedient werden?

Haben nun die vielfältigen Aktivitäten zu Amerika im Jahre 1992 wirklich keinerlei wissenschaftliche Erkenntnisfortschritte gebracht, wie nach den vorangehenden Überlegungen zu vermuten wäre? Dies wäre sicherlich auch eine zu einseitige Sichtweise der vielfältigen Publikationstätigkeit des letzten Jahres. Zunächst wird man sicher zugestehen müssen, daß der mit Abstand wichtigste wissenschaftliche Beitrag eines Deutschen zum Kolumbusjahr in Spanien schon einige Jahre vor dem Jubiläum publiziert wurde. Gemeint ist der eindrucksvolle Band von Privatbriefeerspanischer Eroberer und Kolonisten aus dem 16. Jh., die diese aus Amerika an in Spanien zurückgebliebene

Angehörige schrieben und die der Berliner Emeritus Enrique Otte in einem stattlichen Band veröffentlichte. Dieser neu erschlossene Quellenbestand eröffnet ganz neue Sichten auf die Motive der iberischen Eroberer und Kolonisten, ihre Aktivitäten, wirtschaftliche und soziale Prioritäten etc. Quellen stellen aber auch einen Schwerpunkt der deutschsprachigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit der iberischen Kolonisation Amerikas dar. Erstmals sind in größerem Umfang in Form von mehr oder weniger gut untersetzten und kommentierten Anthologien in breiterem Maße Quellen zur Geschichte vor allem der spanischen Expansion, insbesondere aber auch zur Diskussion um die Indianerkulturen und die christliche Mission herausgegeben worden, Editionen, die in der Summe doch erkennen lassen, daß die iberische Expansion in Amerika ein vielschichtiger und komplexer Prozeß gewesen ist. Darüber hinaus sind erstmals auch in breiterer Form die zeitgenössischen Kritiker der spanischen Expansion, vor allem Vitoria und Las Casas, mit einigen ihrer Texte dem deutschen Leser in allgemeinverständlicher Form vermittelt worden, womit wenigstens in Ansätzen die umfangreiche internationale Forschung der letzten vierzig Jahre zu diesem Themenkomplex rezipiert wurde. Es waren vor allem Theologen, die diesem Bereich eine breite Aufmerksamkeit widmeten und sich bemühten; die philosophisch-theologischen Hintergründe und Entwicklungen um den Expansionsprozeß herauszuarbeiten.

Ein weiterer Bereich, in dem der deutsche Wissenschaftsbetrieb selektiv neuere Forschungsansätze aus dem Ausland aufnahm, ist die Mentalitätsgeschichte mit ihren sowohl von Historikern als auch Hispanisten verfolgten Fragen nach den Formen der Begegnung der Europäer mit dem Fremden. Hierzu hat sicherlich der schon erwähnte Schweizer Historiker Bitterli grundlegende Vorarbeiten geleistet. Mit Blick auf die iberische Expansion in Amerika erfuhr diese Forschungsproblematik durch die Übersetzung des französischen Werkes von Todorov erneutes Interesse und beeinflusste nachhaltig die entsprechenden fachwissenschaftlichen Diskussionen. Bedeutsam waren auch die vielfältigen Bemühungen um die Erforschung der Rezeption des Phänomens Amerika im deutschsprachigen Raum vor allem während des 16. Jh. Zahlreiche wissenschaftliche Bibliotheken mit alten Buchbeständen veranstalteten Ausstellungen und publizierten dazu Kataloge, in denen eine Reihe für Spätmittelalter und Frühneuzeit wichtige Beiträge zu dieser Thematik veröffentlicht wurden, die in einigen Aspekten deutlich über den bisherigen Wissensstand hinausgingen. Ebenfalls bedeutsam waren die Bemühungen von Hispanisten zur Aufarbeitung der literarischen Behandlung der Phänomene Kolumbus, europäische Entdeckung bzw. Eroberung und Kolonisation Amerikas, aus denen wohl die Veröffentlichungen von T. Heydenreich und K. Kohut besonders hervorzuheben sind. Weniger

forschungsbezogen, wenn auch seriös dokumentiert sind dagegen eine Reihe von deutschen Darstellungen zur Geschichte der iberischen Eroberung und Durchdringung des amerikanischen Kontinents, die sich eher an ein historisch interessiertes, breiteres Publikum richten. Forschungsrelevant, wenn auch als akademische Qualifikationsschriften nicht jubiläumsbezogen, sind dagegen die von den beiden Theologen J. Meier und R. Nebel verfaßten Untersuchungen zur frühen Kirchengeschichte der Karibik und Mexikos, die in der Fülle der Jubiläumsliteratur freilich eher untergegangen sein dürften, erschienen sie doch in einer wissenschaftlich zwar angesehenen, aber wenig verbreiteten Schweizer missionswissenschaftlichen Reihe. Von mittelfristiger wissenschaftlicher Bedeutung sind sicherlich auch eine Reihe von Übersetzungen wichtiger historischer Werke zur Thematik ins Deutsche. So ist die Übersetzung der Kolumbus-Biographie aus der Feder des angesehenen italienischen Kolumbus-Experten Paolo Emilio Taviani sicherlich das wissenschaftlich zuverlässigste Werk zum Thema. Die Übersetzung des Klassikers von J. H. Elliott über die alte und die neue Welt ist ebenfalls bedeutsam, wie auch das Buch des angesehenen französischen Historikers Bernard Vincent über 1492 als „Das Jahr der Wunder“ wegen seines wissenschaftlichen Wertes hervorgehoben zu werden verdient. Vielleicht am raschesten hat die Übersetzung von A. E. Crosbys „Ecological Imperialism“ hierzulande ein Echo ausgelöst, da darin die ökologische Dimension überzeugend angesprochen wird und gleichzeitig die Auswirkung der Einbeziehung des bis Kolumbus weitgehend auch biologisch isolierten Amerika in die Welt der Mikroben, Tiere und Pflanzen der Alten Welt anschaulich dargestellt wird. Weitgehend in den Bereich der Übersetzungen gehört auch der zweite Band des neuen, auf insgesamt drei Bände ausgelegten „Handbuchs der Geschichte Lateinamerikas“, das zu großen Teilen von ausländischen Fachhistorikern verfaßt und als Beitrag zur Versachlichung und historischen Fundierung der deutschen Diskussionen über Lateinamerika konzipiert wurde.

Sieht man von den angeführten Themenbereichen ab, so ist jedoch festzustellen, daß das zentrale Problem, das notwendigerweise mit der Thematik der europäischen Entdeckungen und Eroberungen verknüpft ist, nämlich die Entstehung der kolonialen Gesellschaften, neuer historischer Identitäten also, aus denen sich das moderne Lateinamerika entwickelte, in den Diskussionen wenn überhaupt, dann eher am Rand eine Rolle spielte. Ein tiefergehendes historisches Interesse an den verschiedenen Kolonialgesellschaften in Amerika, ihren Strukturen und ihrer inneren wirtschaftlichen und sozialen Dynamik – Fragen also, die notwendigerweise zu stellen wären, wollte man das moderne Lateinamerika verstehen – läßt sich in der Fülle der Publikationen im Zusammenhang mit dem Kolumbus-Jahr nicht beobachten. Wiederrum muß

man feststellen, daß in vieler Hinsicht überwiegend nur europäische Interessen, Fragen und Probleme nach außen projiziert und in ihrer amerikanischen Dimension diskutiert wurden. Dies trifft wohl auch für die verschiedenen Ausstellungen zum Thema zu, die in Österreich und in Deutschland mit z.T. großem Aufwand veranstaltet wurden und sich überwiegend – von den Möglichkeiten der Museumsdiaktik her auch verständlich – eher atlantikübergreifenden kulturgeschichtlichen Fragen widmeten. Eine Ausnahme stellt hier wohl die Hamburger Ausstellung über Schwarzafrika in Amerika dar, die sich bemühte, einen wichtigen Aspekt inneramerikanischer Geschichte zu dokumentieren. Immerhin sind die wissenschaftlich sehr solide konzipierten Kataloge zu diesen Ausstellungen, Kataloge, die in gedrängter Form historische und kulturgeschichtliche Entwicklungen darstellten, als wichtige Informationsmedien zu bezeichnen, die die Gesamthematik einem historisch interessierten breiteren Publikum in wissenschaftlich zuverlässiger Form präsentierten. Neben den Defiziten sind somit auch positive wissenschaftliche Ergebnisse zu vermelden, die durchaus eine Langzeitwirkung haben und die Diskussionen in Zukunft versachlichen können, sofern nicht das Interesse an Amerika, insbesondere an Lateinamerika, nach Beendigung des Kolumbusjahres in Vergessenheit gerät. In Zukunft wird es freilich darauf ankommen, die Geschichte Amerikas und speziell Lateinamerikas differenzierter darzustellen und für die Verbreitung eines solchen differenzierteren Geschichtsbildes in einer breiteren Öffentlichkeit zu arbeiten, denn nur dann wird der auch hierzulande so viel beschworene Dialog mit den „Anderen“ möglich sein. In Lateinamerika jedenfalls hat vielfach sogar bei sogenannten „linken“ Intellektuellen, die 1992 nicht für Jubelfeiern eintraten, das eingangs skizzierte Geschichtsbild, wie es hier weithin die Erörterungen prägte, Entsetzen und Unverständnis ausgelöst. Dies ist freilich kein Spezifikum mit Bezug auf Lateinamerika, sondern Ausdruck des letztlich immer noch dominierenden Eurozentrismus, der häufig den Blick und das Interesse für die Geschichte außereuropäischer Völker verstellt. Ein allgemeines „Dritte-Welt-Denk-Schema“ erspart ja nicht zuletzt auch viel Mühe gegenüber einer so großen und komplexen Vielfalt.

II. Iberoamerika – Modellvarianten historischer Entwicklung

In Anbetracht des in Mitteleuropa dominierenden Geschichtsbildes stellt sich dem Historiker bei der gegenwärtigen Situation des Halbkontinents die Frage, wie es dazu kommen konnte, daß sich in jener Region Länder finden, deren Bruttosozialprodukt zu 60-70 Prozent aus industrieller Produktion erwirtschaftet

wird, während es daneben rückständige Agrarländer gibt, deren Pro-Kopf-Einkommen im weltweiten Vergleich zu den niedrigsten gehört. Wie war es also möglich, daß die verschiedenen Länder der Region so extreme Unterschiede in bezug auf Wirtschafts- und Sozialstruktur ausbilden konnten, wie sie sich heute tatsächlich beobachten lassen? Bereits eine solche Betrachtung läßt deutlich werden, daß die 500jährige Geschichte dieser Länder entweder nicht so einheitlich verlaufen sein kann, wie man weithin unterstellt, oder daß der Ausgangspunkt der Entwicklung vor 500 Jahren bereits von so unterschiedlichen Voraussetzungen her in Gang kam, daß sich die Unterschiede von damals bis heute erhalten, wenn nicht gar vertieft haben. Es scheint also sinnvoll zu sein, die Ausgangslage der Entwicklung vor mehr oder weniger 500 Jahren, d.h. zum Zeitpunkt der Ankunft der Europäer, näher zu beleuchten.

Die Spanier und Portugiesen, die im Gefolge von Kolumbus' Entdeckungsfahrt für längere Zeit als einzige Europäer in Amerika Kolonialreiche errichteten, waren kulturell, religiös und sozial recht einheitlich geprägt, unterschieden sich in bezug auf ihre geographische und soziale Herkunft jedenfalls nicht so grundlegend, als daß man aus der frühen europäischen Einwanderung grundsätzlich verschieden geprägte Kolonialgesellschaften herleiten könnte, gleichviel wie man auch die mentale, soziale etc. Prägung jener Spanier und Portugiesen charakterisiert. Unterschiedlich strukturierte Kolonialgesellschaften könnten mithin nur dann entstanden sein, wenn man unterstellt, daß die europäische Landnahme nach verschiedenartigen Grundmustern ablief. Dies setzt aber voraus, daß die jeweils angetroffene Urbevölkerung aufgrund von Faktoren wie Bevölkerungsdichte, Zivilisations- bzw. Kulturniveau, politisch-sozial-wirtschaftlich-religiöser Prägung die entstehenden Kolonialgesellschaften nachhaltig beeinflußt hat. Eine solche Annahme setzt ihrerseits voraus, daß die Ureinwohner nicht bloß passive Opfer von nach Belieben schaltenden und waltenden Eroberern waren, sondern eine historisch aktive Rolle gespielt haben.

Folgt man dem Gang der iberischen Landnahme, so läßt sich in der Tat feststellen, daß die Formen der Landnahme und vor allem der Beginn der Kolonisation nach unterschiedlichen Mustern abliefen, je nachdem, auf welche eingeborenen Zivilisationen die Konquistadoren stießen. Zunächst trafen Spanier und Portugiesen in der Karibik und an den Küsten Brasiliens auf eingeborene Ethnien, die in sozial wenig differenzierten Stammesgesellschaften lebten. Diese Indianer waren meist sesshaft, betrieben eine rudimentäre, stark an die tropisch-subtropische üppige Vegetation angepaßte Landwirtschaft, hatten keine großflächigen und politischen Organisationen entwickelt und

hingen naturhaften, stark von Geisterglauben geprägten religiösen Vorstellungen an. Sie kleideten sich aufgrund der klimatischen Bedingungen meist gar nicht oder nur spärlich und vor allem hatten sie aufgrund der natürlichen Gegebenheiten relativ geringe Probleme, ihren Lebensunterhalt sicherzustellen, kannten also keine Formen von geregelter Arbeit zum Zwecke persönlicher Bereicherung oder zum Unterhalt eines komplexen, arbeitsteiligen politisch-sozialen Systems. Diese Stammesgesellschaften begegneten den Europäern entweder freundlich oder feindlich, was den Europäern die Möglichkeit bot, nach dem Prinzip des „divide et impera“ zu verfahren und mehr oder weniger schnell die Herrschaft zu übernehmen. Eingeschleppte Krankheiten und vor allem die Einführung einer auf regelmäßiger Arbeit basierender Wirtschaftsordnung, in die diese Indianer mit unterschiedlichen Formen des Zwanges zu integrieren versucht wurden, führten entweder zum baldigen Untergang dieser Völkerschaften, wie etwa auf den karibischen Inseln, oder diese Ethnien zogen sich unter mehr oder weniger großen Verlusten ins Landesinnere zurück, wo sie dies konnten, wie etwa auf dem südamerikanischen Festland. Das Ergebnis war in beiden Fällen, daß entweder die neue koloniale Ordnung mangels Arbeitskräften zunächst einmal zusammenbrach oder aber sich nur sehr mühsam und meist küstennah – wegen Abhängigkeit von Nachschub über das Meer – entfalten konnte.

Ausgehend von der karibischen Inselwelt, die zunächst als eine Art Versuchslabor für den Kolonisationsprozeß gedient hatte und wo man anfangs durch Edelmetallfunde oder Landwirtschaft die Überschüsse erwirtschaftet hatte, die zur Finanzierung weiterer Expeditionen auf das Festland erforderlich waren, griffen die Spanier dann auf das mittel- und südamerikanische Festland aus, wo sie zunächst auf Indianer der eingangs beschriebenen Kategorie, also kleinere Stammesverbände, trafen. Hier wiederholte sich mehr oder weniger der oben beschriebene Prozeß. Danach trafen die Spanier jedoch im heutigen Mexiko und im Andenraum auf indianische Hochkulturen, von denen jeweils zwei, die Azteken in Mexiko und die Inka in einem Raum, der sich vom heutigen Ecuador bis hinunter nach Chile und dem Nordwesten Argentiniens erstreckte, ausgedehnte Reichsbildungen auf der Grundlage eines noch nicht weit zurückliegenden oder sogar noch im Gange befindlichen Eroberungsprozesses begründet hatten. Zwei andere Völkerschaften, die der Maya in Yucatán und Teilen Zentralamerikas und die der Chibcha im Hochland des heutigen Kolumbien, hatten zwar keine großen Reiche gebildet, verfügten aber über eine ähnlich komplexe soziale, wirtschaftliche und kulturelle Ordnung wie Inka und Azteken, und vor allem waren all diese Völkerschaften an organisierte und geregelte Arbeit zum Unterhalt ihrer komplexen, arbeitsteiligen Gesellschaftsordnungen gewöhnt.

Die beiden genannten indianischen Großreiche unterlagen den spanischen Eroberern am schnellsten, obwohl sie am dichtesten besiedelt, technologisch am weitesten entwickelt und am straffsten organisiert waren. Der Grund dafür ist jedoch nicht in der Überlegenheit der spanischen Waffen- und Kanpfesstechnik zu suchen – der Überraschungseffekt von Schußwaffen und Pferden nutzte sich schnell ab –, sondern in dem Umstand, daß die Eroberer sehr schnell Bundesgenossen fanden, die den nicht landeskundigen Eroberern unschätzbar wertvolle Hilfe in puncto Informationsvermittlung, Sicherung des Lebensunterhaltes, Transport und militärische Hilfsdienste leisteten. Die auf Zwang und Eroberung gegründeten indianischen Reiche fielen ihren eigenen inneren Widersprüchen zum Opfer, indem die Eroberung eher die Form indianischer Bürgerkriege annahm, in denen die mit den kleinen Erobererkontingenten verbündeten Fraktionen obsiegten. Die Kollaboration von Teilen der indianischen Führungsschichten ist aber nicht nur ausschlaggebend für den Untergang dieser Reiche, sondern auch für der Erfolg der anschließenden Herrschaftssicherung und Kolonisation geworden. Die Spanier erkannten die Rechte der indianischen Führungsschichten an, übertrugen ihnen den Status von spanischen Adligen mit den dazugehörigen Privilegien und konnten daher nun das komplexe Wirtschafts- und Sozialsystem der Indianer für ihre Herrschaftsausübung nutzen. Die hierarchischen Strukturen der indianischen Gesellschaften ließen sich leicht in die feudal-seniorialen Sozialstrukturen der Eroberer einfügen, die diese aus dem spätmittelalterlichen Spanien mitgebracht hatten. Die indianischen Ethnien hispanisierten sich relativ rasch und mit deren Hilfe gelang es, auch die indianische Landbevölkerung mit Elementen spanischer Kultur, vor allem der christlichen Religion, zu durchsetzen, auch wenn wichtige Teile ländlicher indianischer Volkskultur noch für lange Zeit erhalten blieb. In den Bereichen der beiden anderen genannten Hochkulturvölker verlief dieser Prozeß ähnlich, dauerte aber länger, da einzelne Teile der Maya und Chibchabevölkerung teilweise sehr lange Widerstand leisteten und aufgrund ihrer politischen Zersplitterung nicht so leicht zu organisieren waren.

Im Bereich der ehemaligen indianischen Hochkulturen entstanden mithin adlig-seniorial geprägte Überlagerungsgesellschaften mit einem zahlenmäßig starken indianischen Unterbau. Sie verfügten damit nicht nur über eine gesicherte Versorgung mit Nahrungsmitteln, sondern auch über Arbeitskräfte, die sogar großenteils über bestehende vorspanische Mechanismen zur Organisation kollektiver Arbeit mobilisiert und zum wirtschaftlichen Umbau der Kolonialgesellschaft genutzt werden konnten. Natürlich verursacht auch hier der teilweise dramatische, durch immer neue Epidemien bis zur Mitte des 17. Jh. anhaltende Bevölkerungsrückgang krisenhafte Erscheinungen, aber grundsätzlich blieb die indianische Eigenproduktion erhalten und standen

Arbeitskräfte zur Verfügung. Die Startvoraussetzungen für diese Kolonialgesellschaften waren mithin weitaus günstiger als für die Kolonialgesellschaften der erstgenannten Kategorie. Durch die Entdeckung von Edelmetallvorkommen im näheren oder weiteren Einzugsbereich dieser Kolonialgesellschaften wurde deren Wirtschaftskraft zusätzlich gestärkt. Es konnten nennenswerte produktionsfördernde Maßnahmen bzw. Sozialstatus sichernde europäische Luxusgüter importiert werden. Gewerbeproduktion und Handel entwickelten sich schnell, so daß diese Kolonialgesellschaften andere, wirtschaftlich schwächere Kolonialgebiete von sich abhängig machen konnten. Aber auch sozial und kulturell unterschieden sich diese Kolonialgesellschaften von denen der erstgenannten Gruppe. Die Überlagerungssituation aus der Conquista-Zeit führte zu einem intensiven Mestizisierungsprozeß, der nicht bloß auf biologische Rassenmischung beschränkt blieb, sondern auch das Alltagsleben und die kulturelle Entwicklung dieser Gebiete erfaßte. Europäer übernahmen indianische Ernährungsgewohnheiten und Landwirtschaft, mochten sprachliche Anleihen bei den Ureinwohnern und beriefen sich schließlich sogar auf deren große vorspanische kulturelle Traditionen, die denen der antiken vorchristlichen Kulturen Europas gleichgesetzt wurden. Mestizisierung im weitesten Sinne förderte hier die frühzeitige Ausbildung eigener Identitäten, die schließlich in zunehmende politische Abgrenzungen von dem europäischen Mutterland mündeten. Zugleich entwickelten sich aber auch Gegensätze zwischen den stärker europäisch geprägten Städten, die den vom indianischen Umland einwandernden Indianern und Mischlingen rasche ethnische und soziale Assimilierungschancen boten, und den stark traditional geprägten indianischen Dorfgemeinden, die sich mit zunehmender Entfernung von den spanischen Städten wirtschaftlich, kulturell, politisch und sozial autonomer entwickeln konnten. Auch ist nicht in allen diesen Gesellschaften der Überlagerungsprozeß von Anfang an mit der gleichen Konsequenz betrieben worden. Während man etwa in Mexiko oder Ecuador die neuen Hauptstädte auf den Ruinen der vorspanischen indianischen Machtzentren aufbaute, schreckten die Eroberer etwa in Peru wohl aus Gründen der geographischen Gegebenheiten davor zurück, ihre Hauptstadt in Cuzco im Binnenland zu errichten und legten diese stattdessen an die schmale Küstenebene des Landes mit dem Ergebnis, daß die Eroberer gewissermaßen mit dem Rücken zum eigenen Lande lebten und europäische Modernisierung somit ein betontes Küstenphänomen darstellte, während im gehirgigen Hochland indigene Traditionen sich zu dominierenden Faktoren entwickeln konnten und der Prozeß der kulturellen Mestizisierung nicht mit der gleichen Intensität erfolgte wie etwa in Mexiko.

Der Prozeß der spanischen Landnahme war mit der Eroberung der Hochkulturen aber noch nicht beendet, sondern dehnte sich von den neuen kolonialen Zentren auf dem amerikanischen Festland weiter aus. Die Eroberer stießen nun zunehmend auf eine dritte Kategorie von Ureinwohnern, nämlich die halbseßhaften oder nomadisierenden Jäger und Sammlerstämme an der Südspitze des Kontinents, im heutigen Chile und in Argentinien, und im Norden Mexikos bzw. dem Südwesten der heutigen USA. Diese wirtschaftlich, sozial, politisch und kulturell vergleichsweise am wenigsten entwickelten Ethnien waren schon aus vorspanischer Zeit an den Kampf um ihre Jagd- und Fischgründe, überhaupt um den Raum, den sie zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes benötigten, gewöhnt. Sie sahen daher auch in den Europäern von Anfang an Rivalen um ihre Lebensgrundlagen und leisteten den Eroberern meist heftigen und aufgrund ihrer individuellen Kampfweise auch erfolgreichen Widerstand. Wiederum konnte sich die spanische Kolonisation nur sehr schwer entfalten, da es an eingeborenen Kollaborateuren fehlte. In diesen Gebieten entwickelte sich eine Grenzergesellschaft, vergleichbar der nordamerikanischen Frontier, auf wirtschaftlich prekärer Grundlage und geprägt von mehr oder weniger permanenten Grenzkriegen. Die militärischen Erfordernisse dieser Grenzsituation verhinderten hier einmal die Entstehung einer feudalseniorialen Gesellschaftsstruktur, da die Kriegserfordernisse eine größere soziale Homogenität der Siedler und individualistische Lebensnormen bewirkten. Obwohl beide Seiten in den bis weit ins 19. Jh. andauernden Konflikten bei dem Gegner kulturelle Anleihen machten, indem sie sich etwa in ihrer Kampfweise einander anpaßten, kam es hier von zahlenmäßig nicht sonderlich ins Gewicht fallender biologischer Vermischung abgesehen zu keinem kulturellen Mestizisierungsprozeß. Diese Frontier-Gesellschaften entwickelten sich vielmehr als kulturell rein europäisch geprägte Gemeinschaften mit entsprechendem Selbstverständnis. Selbst als Hilfstruppen oder Kolonisten eingesetzte Indianer aus anderen Regionen, wie beispielsweise aus dem zentralmexikanischen Tlaxcala stammende indianische Kolonisten im Norden Mexikos, übernahmen diese Prägung und grenzten sich scharf von ihren ethnisch verwandten aber kulturell gänzlich verschieden gearteten Nachbarn in den neuen Siedlungsgebieten ab.

Ende des 16. Jh. erfuhren darin die spanischen und portugiesischen Gesellschaften der ersten Phase der Landnahme in den tropisch-subtropischen Gebieten der Karibik und an den südamerikanischen Atlantikküsten einen tiefgreifenden Wandel, nachdem die Ureinwohner entweder untergegangen oder sich ins Landesinnere zurückgezogen hatten. Um die für den Kolonisationsprozeß benötigten Arbeitskräfte zu erlangen, ging man hier nun zum

massiven Import von schwarzafrikanischen Sklaven über. Mit deren Hilfe wurde der Aufbau einer Plantagenwirtschaft möglich, die zunächst küstennah und in Monokultur tropisch-subtropische Produkte für den europäischen Markt erzeugte, anfangs ausschließlich Zucker, später auch Tabak und schließlich Kakao und Kaffee. Diese frühen kolonialen Niederlassungen verwandelten sich nun in küstennah siedelnde Sklavenhaltergesellschaften, die wirtschaftlich ganz auf den europäischen Markt ausgerichtet waren. Hier ergaben sich recht intensive biologische Vermischungsprozesse – der chronische Mangel an europäischen Frauen in den iberischen Kolonialgebieten begünstigte diese allenthalben –, jedoch keine kulturellen Mestizisierungsprozesse. Freigelassene Schwarze und Mulatten wurden von der weißen Pflanzergesellschaft zwar kulturell assimiliert und konnten sogar eine Art soziale Mittelschicht bilden, wurden aber teilweise bis heute durch subtile Diskriminierungsformen am weiteren sozialen Aufstieg gehindert. Auch in diesen Pflanzern bzw. Sklavenhaltergesellschaften an den südamerikanischen Küsten ergaben sich in bezug auf das Hinterland Grenzer- oder Frontier-situationen, die aber nicht durch den indianischen Widerstand, sondern vielmehr durch die wechselnde Eigendynamik der Kolonialgesellschaften und deren Expansionsdrang ins Hinterland bestimmt waren. An diesen oft hunderte von Kilometern breiten Siedlungsgrenzen entstanden soziale Außenseitergesellschaften, die aus der Vermischung von versprengten Europäern, entlaufenen schwarzen Sklaven und mit diesen zusammenarbeitenden Indianern hervorgingen – Gauchos im Rio de la Plata-Gebiet, Vaqueiros und Caboclos in Brasilien, Llaneros in Venezuela etc. Extensive Viehzucht und/oder landwirtschaftliche Subsistenzproduktion bilden die wirtschaftlichen Grundlagen dieser Grenzergesellschaften, die eher durch das Gesetz des Stärkeren als durch Recht und Religion geprägt waren und die durch die Expansion der etablierten Gesellschaften ins Landesinnere immer weiter zurückgedrängt wurden – ein Prozeß, der in Brasilien bis heute anhält oder schließlich aufgesogen wurden, meist jedoch nicht ohne das politisch-soziale System dieser Gebiete nachhaltig zu prägen. In einzelnen Fällen konnte auch aus einer militärischen Grenze des zuvor genannten Typs eine solche Siedlungsgrenze dieser zweiten Kategorie hervorgehen, nachdem die kriegerischen Indianer endgültig niedergeworfen waren, wie beispielsweise in Nordamerika.

Faßt man zusammen, so ist festzustellen, daß aus dem Prozeß der iberischen Expansion insgesamt vier verschieden strukturierte Gesellschaftstypen mit jeweils sehr verschiedenartigen Charakteristiken und mentalen Prägungen hervorgingen:

1. die Sklavenhalter- und Pflanzergesellschaften mit ihren jeweils küstennahen Siedlungszentren und latenter, sich über lange Zeiträume erstreckender Expansionsdynamik, biologischer Vermischung bei gleichzeitiger starker Rassendiskriminierung,
2. die mehr oder weniger direkten Überlagerungsgesellschaften im Bereich ehemaliger indianischer Hochkulturen mit ihrer Beibehaltung adelighierarchischer sozialer Gliederung, einem feudal-seniorialen Charakter, domihierenden wirtschaftlichen Potentialen und hoher biologischer und kultureller Vermischung sowie rascher Assimilierung der indianischen Ethnien durch die kolonialen Führungsschichten,
3. die primären Grenzer- oder Frontiergesellschaften an den Siedlungsräumen halbnomadischer oder nomadisierender indianischer Jäger und Sammler mit ihren endemischen Grenzkriegen, prekärer wirtschaftlicher Basis, durch starke biologische und kulturelle sowie soziale Homogenität gekennzeichneten europäischen Siedlergesellschaften; und schließlich
4. die sich an den Grenzen von 1 und 2 oder aus Kategorie 3 entwickelnden sekundären Frontiergesellschaften, die mit geringer Bevölkerungsdichte die weiten Niemandsländer zwischen europäisch beherrschten Kolonialgesellschaften und nicht unterworfenen indianischen Ethnien füllten, sofern sie nicht durch Missionsreduktionen vor allem der Jesuiten besetzt waren. Diese sekundären Grenzergesellschaften sind gekennzeichnet durch eine hohe biologische Vermischung, extensive Viehzucht und/oder agrarische Subsistenzwirtschaft und geringe rechtlich-politisch-religiöse Organisation, hohe geographische Mobilität ihrer Bevölkerung und latente Gewaltbereitschaft.

Es muß mithin festgestellt werden, daß sich aus dem Prozeß der europäischen Expansion nicht nur unterschiedliche Gesellschaftsformen entwickelten, sondern daß diese verschiedenen Kolonialgesellschaften auch unterschiedliche Entwicklungsperspektiven für die Zukunft besaßen. Der letztgenannte Aspekt folgt allein daraus, daß die inneren strukturellen Merkmale einerseits eine ganz unterschiedliche wirtschaftliche und soziale Dynamik erkennen lassen und zum anderen durch den unterschiedlichen Grad der Abhängigkeit dieser Kolonialgesellschaften von ihren jeweiligen Metropolen und ihrer gänzlich unterschiedlichen Integration in die Weltwirtschaft. Während die Sklaven- und Pflanzergesellschaften schon vom Zeitpunkt ihres Entstehens an gänzlich von der Nachfrage europäischer Märkte abhingen, besaßen die Überlagerungsgesellschaften aufgrund der aus vorspanischer Zeit überkommenen wirtschaftlichen Strukturen eine viel größere wirtschaftliche Autonomie und waren lediglich als Edelmetalllieferanten eine mehr oder weniger kauf-

kräftige Kundschaft für sehr spezialisierte europäische Produkte. Die beiden Grenzgesellschaften wiederum waren so gut wie gar nicht vom Weltmarkt abhängig, es sei denn über die kolonialen Metropolen, die sie finanziell unterhielten und mit notwendigen Produkten versorgten.

Wesentlich für die weitere Entwicklung ist schließlich die politisch-administrative Organisation dieser aus der Landnahme entstandenen Kolonialgesellschaften geworden, die jeweils erst nachträglich, als Antwort auf die historischen Prozesse von den Mutterländern her aufgebaut wurde. Die beiden iberischen Kolonialmächte folgten dabei teils den vorspanischen, teils den wirtschaftlichen Gegebenheiten. Spanien errichtete die politisch-administrativen Zentren seines amerikanischen Kolonialreiches im Bereich der beiden ehemaligen indianischen Großreiche. Mexiko-Stadt und Lima wurden zum Sitz jeweils eines Vizekönigs mit den dazugehörigen administrativen und kirchlichen Zentren und die übrigen Kolonialgesellschaften wurden, in nachgeordnete administrative Einheiten gegliedert, diesen administrativen Zentren zugeordnet. Zur wirtschaftlichen Stärke dieser Überlagerungsgesellschaften gesellte sich nun auch die politische Macht, die dazu führte, daß sich diese beiden Zentren zu kolonialen Metropolen entfalten konnten, die die ihnen nachgeordneten Regionen politisch und auch wirtschaftlich – nachdem die spanische Krone den transatlantischen Handel auf diese beiden Zentren hin ausrichtete – kontrollierten. Es wäre also falsch, das spanische Kolonialreich nur zweistufig zu sehen – auf der europäischen Seite des Atlantiks die spanische Kolonialmacht, jenseits des Atlantiks die verschiedenen Kolonialgebiete –, sondern man muß dieses System als ein mindestens dreistufig organisiertes Kolonialsystem begreifen:

Erstens die europäische Metropole; zweitens die kolonialen Metropolen Mexiko und Peru (zu denen dann im 18. Jh. noch Buenos Aires und Bogotá als Zentren zweier neu eingerichteter Vizekönigreiche treten sollten), und drittens die nachgeordneten Kolonialgebiete. Portugal errichtete sein koloniales Zentrum in Bahia, dem Zentrum der kolonialen Plantagenwirtschaft. Doch schon im 18. Jh., als die weiter südlich gelegene Siedlungsgrenze sich dynamisch zu entfalten begann, wurde das administrative Zentrum des portugiesischen Kolonialreiches in Amerika weiter nach Süden, wenn auch immer noch küstennah, nach Rio de Janeiro verlegt.

Wesentlich vor allem für das spanische Kolonialreich ist der Umstand geworden, daß die entstehenden zentralen politischen Einheiten jeweils unterschiedlich geprägte Arten von kolonialen Gesellschaften umfaßten. Zum Vizekönigreich Mexiko etwa gehörte die zentrale koloniale Überlagerungsgesellschaft, eine zweite koloniale Überlagerungsgesellschaft mit andersartigen indianischen Strukturen im Bereich der ehemaligen Maya –

Stadtstaaten mit dem administrativen Zentrum Guatemala, schließlich eine militärische Frontiergesellschaft im Norden des heutigen Mexiko und mehrere Sklavenhalter – bzw. Pflanzergesellschaften in der Karibik – Kuba, La Española oder Haiti und Venezuela. Die Zusammenfassung unterschiedlich strukturierter kolonialer Gesellschaften zu administrativen Einheiten – diese soziale Heterogenität setzte sich auch noch auf der Ebene der nachgeordneten Verwaltungseinheiten fort – sollte einen wesentlichen Faktor für die Probleme der Staatsbildung in Hispanoamerika im Verlauf der Unabhängigkeitsbewegungen ausmachen, in deren Verlauf es zur Bildung unabhängiger Staaten auf der Grundlage gänzlich unterschiedlicher Verwaltungseinheiten, aber jeweils relativ homogener Kolonialgesellschaften kam, wie sich im einzelnen leicht darstellen ließe. Lediglich Brasilien bildet hier eine Ausnahme, da sich hier die Unabhängigkeit im Zeichen monarchischer Kontinuität vollzog, so daß das portugiesische Kolonialreich sich insgesamt als unabhängiger Staat konstituieren konnte. Freilich führte die Zusammenfassung unterschiedlicher Formen von Kolonialgesellschaften in einem Staatswesen nach der Unabhängigkeit zu inneren Spannungen und Sezessionsversuchen.

Wesentlich für die nachunabhängige Entwicklung der neuen Staaten war, daß sie Territorien ihr eigen nannten, die weder gleichmäßig besiedelt noch sozial homogen waren. Fast alle verfügten über unerschlossene oder dünn besiedelte Regionen, die weder politisch noch wirtschaftlich oder sozial integriert waren, so daß sich über das ganze 19. und 20. Jh. Binnenkolonisationsprozesse fortsetzten und zu gänzlich unterschiedlichen regionalen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungsprozessen führten. Die auf jeweils unterschiedlichen wirtschaftlichen und sozialen Strukturen aufgebauten Kolonialgesellschaften erlebten nicht nur im Verlauf der Kolonialzeit unterschiedliche konjunkturelle, vielfach mit andersgearteten Nachbarregionen gegenläufige Phasen wirtschaftlicher Prosperität oder Depression, sondern diese Entwicklung setzte sich aufgrund der fehlenden inneren Homogenität der neuen Staaten im regionalen Maßstab auch innerhalb der neuen Staaten Lateinamerikas fort, wie eine detailliertere Analyse der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen innerhalb der lateinamerikanischen Staaten des 19. und 20. Jh. deutlich machen würde. Man denke etwa nur an den Henequen-Boom in Yucatán im späteren 19. Jh. im ansonsten krisengeschüttelten Mexiko oder den beginnenden Industrialisierungsprozeß in der ehemaligen nordmexikanischen Frontiergesellschaft, der zu einem der Motoren der mexikanischen Revolution wurde. Aus der Perspektive der hier entwickelten Betrachtungsweise ließe sich sogar sagen, daß die späte Dynamik einer Frontiergesellschaft über die inneren Schwierigkeiten einer ehemaligen Überlagerungsgesellschaft siegte – man denke nur an die Herrschaft der Sonorenser

– und dem Gesamtstaat eine neue Entwicklungsdynamik vermittelte. Ähnliches läßt sich in neuester Zeit in Bolivien beobachten, wo die traditionelle Bergbau- und Landwirtschaft des Hochlands in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in die Krise geriet, während die neue Frontier im jahrhundertlang unbedeutenden östlichen Tiefland eine erhebliche Entwicklungsdynamik entfaltet. Aus der Perspektive dieser langfristigen strukturellen Entwicklungen der verschiedenen kolonialen Gesellschaften lassen sich die vielfältigen Krisen innerhalb der lateinamerikanischen Staaten des 19. Jh. teils als Fortsetzung des Kolonisationsprozesses mit wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verwerfungen, teils als Folge einer wechselseitigen Durchdringung – als Folge eines Kampfes um die Vorherrschaft – der verschiedenen Teilgesellschaften interpretieren, die innerhalb der heute unabhängigen Staaten bestanden, kurz als Folge eines Integrationsprozesses, der natürlich auch in vielfältiger Form durch die verstärkte Einbindung in den Weltmarkt und dadurch ausgelöste unterschiedliche dynamische Prozesse zu erklären ist.

Faßt man zusammen, so ist festzustellen, daß es sowohl von der Ausgangslage der verschiedenen Gesellschaften, die aus der europäischen Landnahme auf dem Gebiet des heutigen Lateinamerika entstanden, her betrachtet, als auch von deren unterschiedlichen, durchaus nicht parallel verlaufenden späteren Entwicklungen her gesehen keine einheitliche historische Entwicklung in ganz Lateinamerika gegeben hat. Die unterschiedlichen sozialen und vor allem mentalen Prägungen dieser frühkolonialen Gesellschaften vermittelte ihnen unterschiedliche Fähigkeiterr auf neue Entwicklungen zu reagieren, was besonders im Verlauf der Modernisierungsprozesse seit dem 19. Jh. deutlich wird. Die individualistischer und sozial homogener geprägten Grenzergesellschaften nehmen im Verlauf der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen im Gefolge der neueren Modernisierungsprozesse eine viel dynamischere und erfolgreichere Entwicklung als die alten seniorialen Überlagerungen und die Sklavenhaltergesellschaften, die seit dem 19. Jh. im Gefolge von Liberalismus und wirtschaftlicher Modernisierung in tiefe soziale und politische Krisen geraten, die in Ländern wie Mexiko erst im 20. Jh. allmählich oder – wie in Ländern wie Guatemala und Peru – bis heute noch nicht überwunden sind; in anderen Fällen, wie etwa in Brasilien, zu gänzlich neuen, aus dem Modernisierungsprozeß folgenden krisenhaften Entwicklungen führten.

Zum geschichtlichen und geistigen Hintergrund der Konquistadoren

Es wäre natürlich sehr viel besser, könnte man die Frage nach dem historischen und geistigen Gepäck der Eroberer Amerikas aus ihren eigenen, möglichst individualisierten Gedanken, ihren Vorsätzen, ihren Illusionen und Interessen rekonstruieren. Leider ist das nur sehr vereinzelt und bruchstückhaft möglich. Der Analphabetismus der meisten und das quasi-korporative Bewußtsein nahezu aller Konquistadoren schuf eine unüberwindbare Barriere. Individuelle Gedanken und Gefühle diesseits offizieller Berichterstattung und Gnaden-gesuche oder auch Ermittlungsprotokolle über geleistete „Dienste“, wie sie sich etwa noch im Bordbuch der ersten Reise von Kolumbus darbieten, fehlen in späteren Aufzeichnungen, vielleicht abgesehen von Ausdrücken des Staunens über indianischen Städtebau und indianisches Stadtleben (etwa bei Bernal Díaz del Castillo), oder über die Goldkunst, wie sie Francisco de Jérez beschrieb.

Aber selbst bei den aufmerksamen Beobachtern der Vorgänge der Conquista tritt die epochale Physiognomie und Psychologie nicht so sehr durch deren direkte Beschreibung, dagegen sehr viel deutlicher durch die Fixierung des Verhaltens der Konquistadoren hervor, am deutlichsten bei solchen Kritikern von Exzessen und Fehlentwicklungen der Conquista wie Las Casas, aber auch bei ihren Verteidigern wie etwa Gonzalo Fernández de Oviedo.

Man muß sich zunächst, wenn von *den* Konquistadoren die Rede ist, über die Conquista selbst verständigen. Es ist ja ein zeitlich langgezogener Vorgang. Begonnen 1492 auf Hispaniola, endet sie in den hochkulturellen Kerngebieten des alten Amerika der Azteken, Mixteken, Zapoteken, Mayas und Inkas sowie der Chibcha erst gegen 1550. In den viel geräumigeren peripheren, sozial-kulturell weniger entwickelten Gebieten erstreckte sie sich bis ans Ende des 16. Jh., und in den extremen Ausläufern wie Nordwestmexiko und im heutigen Südwesten der USA, im Süden und Norden Argentinien oder Südchiles blieb sie bis zur Unabhängigkeit völlig stecken oder hielt sich in prekärer Schwebe. Das heißt, wir haben es mit Konquistadoren aus mehreren Generationen zu tun, deren Sozialisierung und konkrete Lebenserfahrungen zumindest teilweise extrem unterschiedlich waren.

Zugleich ist sie ein recht uneinheitlicher Vorgang gewesen. Das heißt, er verlief sowohl zeitlich wie auch räumlich, dazu auch in der sozial-kulturellen

Dimension sowohl der Konquistadoren wie der Eroberten keineswegs gleichförmig. Nehmen wir allein die Zeitachse:

Hispaniola 1493-1509

von dort Puerto Rico 1508

Jamaika 1509

Kuba 1511

Darién 1510

Mexiko 1519-1550

von dort Michoacán 1522

Pánuco 1522

Honduras-Nikaragua 1522/23

Colitna 1524

Guatemala 1524

Salvador 1525

Comayagua (Honduras) 1540

Yucatán 1527-um 1550

Neugalicien (Jalisco u.a.) 1529

von Hispaniola: Cumana um 1520

Margarita 1525

Santa Marta 1525, *von dort* Neugranada (Bogotá) 1536-1539

Coro 1527 (Welser 1528-1546)

Maracaibo 1530

Cartagena 1533

Tocuyo 1545

Barquisimeto 1552

von Darién: Peru 1524-1530-1535

von Peru Charcas 1538 (Potosi 1545, La Paz 1548)

Chile: Almagro 1535/37, Valdivia 1540/53

Tucumán 1549

Quito 1533 (Quito 1534, Guayaquil 1537)

von Cartagena: Westen Neugranadas (Caucatal)

von Quito: Robledo (Pasto 1535, Popoyan 1551)

von Spanien aus: Rio de la Plata 1536 (Asunción 1537)

Also im wesentlichen ein sprunghafter Prozeß, in dem eine Station zur Schule oder auch nur zur Sammlung von Kräften und Mitteln zur Bewältigung der nächsten Station wurde, immer jedoch zur Gelegenheit, zusätzliche Erfahrungen über die einheimischen Gesellschaften zu sammeln und sich so stärker zu machen für ihre Unterwerfung.

Von besonderem Gewicht waren für alle Unternehmungen die Erfahrungen der ersten, karibischen Etappe mit Hispaniola als Zentrum und dem riesigen Gebiet zwischen den Bahamas, Florida und den Küsten des Mexikanischen Golfs im Norden und der Inselkette der karibischen Inseln und der venezolanisch-kolumbianischen Küsten im Osten und Süden. Erfahrungen: Kenntnisse der indianischen Lebensweise, eigene Kampftaktiken, dazu auch die dort erworbenen Reichtümer. Ohne diese anderthalb Jahrzehnte wären die späteren Ergebnisse wohl kaum denkbar.

Ihrerseits gingen in diese – und die späteren – Etappen aber auch die epochalen Erfahrungen und Traditionen ihrer iberischen und mittelmeerischen Herkunft ein. An erster Stelle stehen hier die kriegerischen Traditionen und Erfahrungen, die außerordentlich vielfältig waren. Sie lassen sich hier nur aufzählen:

1. Acht Jahrhunderte von Grenzkriegen im Rahmen der christlichen Reconquista der Halbinsel, kulminierend in der Einnahme Granadas Anfang 1492. Sie verbanden sich zugleich mit der wichtigsten geistigen Tradition, den religiös-kulturellen Auseinandersetzungen mit Juden und Mauren. Im Verlauf dieser Konflikte entstand seit 1478 auch die berühmte spanische Inquisition, die – im Unterschied zur römischen Institution gleichen Namens – staatliche Funktionen in religiösen Angelegenheiten ausübte. 1492 war ja auch das Jahr der Vertreibung der jüdischen Bevölkerung aus Kastilien; Ausweisung und Zwangsbekehrung der Mauren folgten nach der Erhebung des Alpujarras 1500/1501.
2. Die inneriberischen Konflikte vor allem des 14. und 15. Jh.: Konflikte zwischen Kastilien vor allem mit Aragon und Portugal, zugleich aber auch spätf feudale Fehden zwischen Hochadel und Krone in Kastilien und den anderen iberischen Staaten.
3. Expansionskriege, die sich aus dem Zerfall des byzantinischen Reiches während der Kreuzzüge sowie aus dem Vordringen der Türken ergaben. So drangen aragonesisch-katalanische Ritter schon Anfang des 14. Jh. bis nach Griechenland vor, eine Tradition, die Ende des 13. Jh. zur Eroberung von Sizilien und Anfang des 14. Jh. Sardinien führte. 1494 trieb Ferdinand (seit 1495 „der Katholische“) sie mit seiner Expansionspolitik gegen Neapel, d.h. ganz Süditalien, weiter (1501/1502 Einnahme von Tarento). Das war aber nur die Vorgeschichte der ganz Europa erschütternden Kriege der ersten Hälfte des 16. Jh., die nur auf den ersten Blick um die Herrschaft über Mailand (die Lombardei) gingen, im Grunde aber um die Vorherrschaft über West- und Mitteleuropa zwischen Spanien und Frankreich. Sie endeten zugunsten Spaniens erst 1559. Sie lagen aber auch den spanischen Staatsbankrotten unter Philipp II. zugrunde.

4. Parallel dazu verlaufen die ersten spanischen Kolonialkriege, die sich seit 1476 gegen marokkanische Küstenpunkte, später unter Ferdinand und Karl V. vor allem gegen Algier und Tunis richteten. Ihr erster Höhepunkt wird aber, nach einer Serie von kleineren Sklavenjagd- und -handelsunternehmen seit Ende des 14. Jh., von 1478 bis 1496 durch die Eroberung der Kanareninsel Gran Canaria, Palma und Teneriffa erreicht. Damit erfolgt übrigens auch die Ausrottung der Guanchenbevölkerung sowohl durch die Kämpfe selbst wie durch die Sklaverei, und der Übergang zur – noch recht bescheidenen – modernen Massensklaverei (Zuckerrohr). Wir stoßen hier auf frühe Anzeichen für koloniale Triebkräfte, die erst im Verlaufe der Conquista deutlicher sichtbar werden: die vor allem handelskapitalistischen Interessen an der Zuckererzeugung, am Getreideanbau und am damit verbundenen Sklavenhandel. Sie äußern sich dann schon klarer im Bestreben von Kolumbus, einen bis dahin unbekannten Weg zu den Gewürzinseln aufzufinden.

In allen diesen Kriegen entwickelte sich eine Taktik, die Anfang des 16. Jh. in einer militärorganisatorischen Revolution gipfelte; den Tercios. Diese Neuerung bestand in der Kombination von vier Waffengattungen in kleinen Einheiten, aber von großer Schlag- und Widerstandskraft; Pikeniere, Arkebusiere und Musketiere, dazu kleine Kavalleriegruppen. Diese Taktik erfuhr gerade unter den besonderen Bedingungen der Conquista eine schnelle, auch den Zahlenverhältnissen entsprechende Entwicklung und wurde 1534 auch in der spanischen „Heimatarmee“ offiziell. Verschiedene Caudillos der Conquista verfügten aus direkter Teilnahme vor allem an den Kämpfen in Italien, aber auch auf den Kanaren, über persönliche Kenntnisse des spanischen Militärwesens, so etwa Pedro de Valdivia oder auch Diego Velázquez de Cuéllar oder Fernández de Lugo.

Das aber ist in gewissem Sinne noch an der Oberfläche der Dinge, wenngleich keineswegs bedeutungslos. Aber die ständigen Kriege hatten die Gewaltbereitschaft, oder anders, die Unfähigkeit, Probleme anders denn durch Gewalt anzugehen, geradezu absolut werden lassen. Das lag zwar im Zug der Zeit, doch scheint Spanien dabei eine gewisse Vorreiterrolle eingenommen zu haben. Im übrigen Europa werden alle jene Erscheinungen, wie sie sich mit Begriffen wie Inquisition, Hexenverfolgungen oder Krieg gegen die Zivilbevölkerung verbinden, eigentlich erst mit dem 17. Jh. assoziiert, etwa mit den Exzessen des Dreißigjährigen Krieges.

Die Frauen in der Conquista

Überlegungen zum Verhältnis von Rasse und Geschlecht in der Anfangsphase der spanischen Kolonialherrschaft

Mit der Eroberung Amerikas assoziiert man im allgemeinen eine rein männliche Unternehmung. Die Frauen erscheinen – sofern sie überhaupt ins Blickfeld geraten – nur in Gestalt der sexuell und ökonomisch ausgebeuteten Indianerinnen. Eine Analyse jedoch, die sich auf die Opferrolle beschränkt, übersieht die Verschiedenartigkeit der Rollen und Beziehungen (auch zu anderen Frauen), sowie auch die Tatsache, daß spanische Frauen ebenfalls beteiligt waren, wenn nicht an der Conquista selbst, so in der unmittelbar anschließenden Phase des Aufbaus der kolonialen Gesellschaft. Im folgenden soll es zunächst darum gehen, die verschiedenen Funktionen und Rollen vor allem der indianischen Frauen in der Anfangsphase der spanischen Kolonialherrschaft in Amerika kurz zu umreißen – mehr ist angesichts des begrenzten Raumes hier nicht möglich. Die Spanierinnen sollen nur soweit berücksichtigt werden, wie zum Verständnis des Textes notwendig. Mestizinnen, Mulattinnen und schwarze Sklavinnen wären ebenfalls zu erwähnen. Da hier jedoch nicht ein möglichst vollständiges Bild der weiblichen Rollen in der Frühphase der spanischen Kolonisation gezeigt werden soll, sondern allgemeine Überlegungen zur Rolle der Frauen in dieser Phase und ihren Handlungsspielräumen im Vordergrund stehen, ist eine Begrenzung auf die beiden sozial und quantitativ zunächst wichtigsten Gruppen ausreichend.

Beiden Ausführungen steht die Frage im Vordergrund, ob die indianischen Frauen in anderer Weise auf die Eroberung und den Aufbau der spanischen Herrschaft reagierten oder reagieren konnten, und ob die Conquista für die Frauen andere Folgen zeitigte als für die Männer, mit anderen Worten: Ob das Geschlecht eine aussagekräftige und notwendige Kategorie für die Analyse dieser historischen Situation darstellt. Diese Frage wird seit Beginn der Frauenforschung im Bereich der hispanoamerikanischen Geschichte kontrovers diskutiert. Einerseits ist die spanische Gesellschaft der Kolonialzeit immer wieder als eine im wesentlichen auf rassischen Kriterien basierende Gesellschaft charakterisiert worden – oder, um die gängige Kurzformel von Magnus Mörner aufzugreifen: die Übertragung der mittelalterlichen korporativen Ständegesellschaft auf eine multi-ethnische koloniale Situation.¹ Andererseits

haben vor allem feministisch inspirierte Forscherinnen eine Reihe von spezifisch weiblichen Verhaltensmustern und Aktionsräumen entdeckt, die sie zu dem Schluß geführt haben, daß, zumindest in der Anfangsphase der Conquista, ein soziales System entstanden sei, „das mehr auf dem Geschlecht als auf der Rasse basierte“.² Wie dieser scheinbare Widerspruch zu lösen ist, bzw. worauf die unterschiedlichen Auffassungen basieren, soll im folgenden dargestellt werden.

Die indianischen Frauen: Trotz der enormen kulturellen Vielfalt, die die verschiedenen indianischen Völker Süd- und Mittelamerikas auszeichnete, und trotz einer Reihe von Hinweisen auf matrilineare Vererbungs- und Machtstrukturen³ kann man feststellen, daß Frauen überall eine untergeordnete Position einnahmen und vom öffentlichen Leben in vieler Hinsicht ausgeschlossen waren. In Mexiko und im andinen Raum, den beiden am besten erforschten Regionen Hispanoamerikas, läßt sich nachvollziehen, wie sich die Errichtung des aztekischen bzw. des inkaischen Großreiches negativ auf die Position der Frauen ausgewirkt hat. Die auf Eroberung basierende Reichsbildung führte zu einer stärkeren Trennung der männlichen und der weiblichen Sphäre. Die Männer spezialisierten sich auf das Kriegshandwerk, und die mit den Eroberungen einhergehende Beute wurde wesentlicher Bestandteil der aztekischen Wirtschaft. Frauen hatten jedoch zu Beute und Belohnungen aus den Eroberungen keinen Zugang, so daß ihr Anteil an den Lebensgrundlagen der Gesellschaft an Bedeutung verlor. Ähnliches gilt für den Aufbau einer Bürokratie, die das neu geschaffene Reich verwaltete. Auch diese blieb den Männern vorbehalten, da die Ämter ebenfalls eine Folge von und eine Anerkennung für die kriegerische Eroberung darstellten. Hinzu kam, daß Frauen nun zu einem Teil der Beute wurden, die die Sieger unter sich verteilten.⁴

Im Inkareich ist der Zusammenhang zwischen Eroberung, Reichsbildung und wirtschaftlicher sowie sozialer Stellung der Frauen etwas komplizierter, es läßt sich jedoch dasselbe Prinzip erkennen.⁵

In der aztekischen Gesellschaft entwickelte sich im Zuge der imperialen Ausdehnung zudem ein anderes Stratifikationsmerkmal, das die spanischen Eroberer dann weiterführten: Man unterschied zwischen den Frauen, die Nachfolge in dem herrschenden aztekischen Adel gewährleisteten, und solchen, die für die Reproduktion der sogenannten „macehuales“, der gewöhnlichen Menschen, sorgten.⁶ Die erste Generation der Spanier in Amerika machte dann ebenfalls einen Unterschied zwischen den Frauen, die den Konquistadoren legitime oder zu legitimierende Erben schenkten, und solchen, die einfache außereheliche Mestizenkinder gebaren. Neben ihrer

„Reproduktionsfunktion“ kam den Frauen überall eine wichtige wirtschaftliche und soziale Aufgabe zu. Ihnen oblagen Haushalt und Subsistenz, die zentrale gesellschaftliche Einheit war – besonders deutlich in der inkaischen Gesellschaft – die Familie. Auf dieser basierte zurbeist auch die Verteilung des Landes und die Festsetzung der Tributeleistungen.⁷ Vor allem aber übten die Frauen eine wichtige religiöse Funktion aus. Im Inkareich hatten sie eigene Kulte und religiös-politische Hierarchien.⁸ Aber selbst wenn sie keine eigene religiöse Funktion hatten und „nur“ die Produzentinnen kultischer Gegenstände waren, so prägte diese Funktion ihren Status gerade in weniger entwickelten Gesellschaften in entscheidender Weise.⁹

Die Conquista hob nun dieses gesellschaftliche und religiöse System – und damit die Welt der indianischen Frauen – aus den Angeln. Viele Frauen erlitten Hunger, Krankheit, Vergewaltigung, Versklavung etc. – Begleiterscheinungen der Eroberung, die hier nicht beschönigt oder verharmlost werden sollen, die jedoch gesamtgesellschaftlich eine untergeordnete Rolle spielten. Sie stellten erstens kein spezifisches Merkmal der spanischen Conquista dar, sondern waren den Frauen in Amerika (und anderswo) schon zuvor widerfahren. Zudem trafen sie nicht die Masse der Frauen, sondern nur einen Teil, der unmittelbar mit den erobernden Soldaten in Berührung kam (und dieser war prozentual gesehen eher gering. Die Konquistadoren waren bekanntermaßen nicht sehr zahlreich). Entscheidender war der völlige Umsturz der politischen, religiösen und wirtschaftlichen Strukturen.

Mit der Christianisierung verloren die Frauen ihre kultischen Aufgaben, und damit auch politischen und gesellschaftlichen Einfluß. Dies traf zwar auch auf die Männer zu, in der Kirche und innerhalb der von den Spaniern kontrollierten indianischen Selbstverwaltung jedoch konnten die Männer wieder gewisse Aufgaben wahrnehmen. Sie verfügten damit wenn nicht über wirkliche Macht so doch über eine gewisse Autorität und Prestige. Die Frauen wurden von dieser neuen politischen Hierarchie völlig ausgeschlossen – auch wenn sie später neue Wege fanden, sich ein Stück ihrer alten Rolle innerhalb der Religion zurückzuerobern, vor allem über den weitverbreiteten Marienkult. Gesellschaftlich-politische Macht war damit jedoch nicht verbunden.¹⁰ Die Einführung von Privateigentum als wesentliche Eigentumsform, von Encomienda und Mita sowie die demographische Katastrophe führten zu einer viel stärkeren Wandlung der Rolle der autochthonen Frauen, als der häufig auf die gewaltsame Eroberung verengte Blick es nahelegt. Die traditionelle Arbeitsteilung innerhalb des ayllu oder calpulli, also der indianischen Dorfgemeinschaften, die im wesentlichen auf verwandtschaftlichen Bindungen basierten, ließ sich nicht mehr aufrecht erhalten, wenn die Männer zu Kriegs- und Arbeitsdiensten gezwungen wurden. Probleme bereitete es auch, wenn

der Grundbesitz nicht mehr einer Sippe oder einem Dorf, sondern einem Individuum (sei es nun ein Conquistador oder ein indianischer Kazique) zugeteilt wurde und wenn die Frauen zudem mit Arbeiten für den Encomendero, belastet wurden.¹¹ Die Arbeitsbelastung für die Frauen innerhalb der Dorfgemeinschaft wurde erheblich größer. Sie allein mußten in vielen Fällen nun den Lebensunterhalt sicher stellen und den Tribut aufbringen. Die Bemühungen der Krone, die schlimmsten Mißstände abzustellen, greifen – wenn überhaupt – erst nach der hier interessierenden Epoche.

Allerdings muß dieses Bild sowohl sozial als auch räumlich differenziert werden, und darin liegt m.E. der entscheidende Punkt bei der Frage nach dem Verhältnis von Rasse, Geschlecht und sozialem Status. – Das oben gezeichnete Bild gilt vor allem für die Frauen der unteren Schichten in den indianischen Dörfern. Die Frauen des indianischen Adels und die Töchter der Häuptlinge dagegen nutzten ihre Verbindungen mit den Konquistadoren oft, um ihre soziale Stellung und ihren Wohlstand zu sichern. In der ersten Phase der Kolonisation förderte die spanische Krone bewußt Ehen zwischen Spaniern und Indianerinnen (und umgekehrt, obwohl dieser Fall allein aufgrund des zahlenmäßigen Verhältnisses die Ausnahme war).¹² Dies sollte nicht nur der Akkulturation der Indianer dienen, sondern auch der Herrschaftssicherung. „*Vernía mucho provecho y paz a la dicha tierra y sosiego y gobernación entre los dichos cristianos e indios della*“ heißt es in einer R.C. vom 19. März 1525.¹³ Nach der Eroberung der ersten Festlandsreiche und dem Kontakt mit den amerikanischen Hochkulturen machten sich auch die Konquistadoren diese Politik zu eigen. Peru mag hier als eines der deutlichsten Beispiele stehen: Francisco Pizarro hatte vier Kinder mit zwei Töchtern Huayna Cápac. Seiner Tochter Fancisca Pizarro y Yupanqui verlieh er dann dieselbe Encomienda, die ihr Großvater Huayna Capac für seine Nusta bestimmt hatte. Eine Enkeiín von Sayri Tupac, Ana María Lorenza García de Loyola, wurde mit einem spanischen Hauptmann verheiratet und trug als erste den Titel einer Marquesa de Oropesa.¹⁴ Auch weniger prominente Konquistadoren bemühten sich um die Heirat mit einer Frau aus dem inkaischen Adel oder Töchtern von Kuracas, denn dies legitimierte nicht nur ihre Herrschaft über die ihnen unterstellten Indianer, sondern brachte auch ein gewisses Prestige mit sich. Die Rolle dieser Frauen war jedoch äußerst zwiespältig: Einerseits konnten viele von ihnen ein Stück ihrer indianischen Identität und ihres Stolzes über Generation hinweg bewahren, andererseits gerieten gerade sie häufig in einen starken Loyalitätskonflikt. Erfuhren sie von Aufstandsplänen gegen die Spanier, so wählten viele von ihnen den Verrat.¹⁵

Der Vorwurf der Illoyalität dieser Frauen gegenüber ihrem eigenen Volk greift allerdings, wenn überhaupt, höchstens bei den Frauen aus der autochthonen

Herrschergruppe. Gerade die Frau, die zum Sinnbild dieses Verrates stilisiert wurde, zeigt die Fragwürdigkeit eines solchen Urteils. Es handelt sich um Malintzin oder, wie die Spanier sie nannten, Malinche oder Doña Marina, die Geliebte von Cortés. Die aus einem Mayavolt stammende Malintzin war als junges Mädchen in die Sklaverei verkauft worden und schließlich von Tabasco-Indianern Cortés als Geschenk übergeben worden. Als Übersetzerin und kulturelle Vermittlerin zwischen den Eroberern und den Indianern spielte sie eine kaum zu überschätzende Rolle bei der Eroberung Mexikos, auf die hier jedoch nicht eingegangen werden kann. Sie gebar Cortés einen Sohn und heiratete schließlich einen Offizier aus seiner Umgebung – was man nicht als Undankbarkeit seitens Cortés' interpretieren sollte (wie häufig geschehen), sondern als Möglichkeit für Malinche, sich in die Schicht der Eroberer zu integrieren.¹⁶ Die Vorstellung, daß Cortés sie hätte heiraten sollen, paßt eher in einen romantischen Roman des 19. Jh.; ein pan-indianisches Bewußtsein gab es im 16. Jh. nicht, und ob die ehemalige Sklavin Malintzin ihren früheren Herren zu Loyalität verpflichtet gewesen sein sollte, möchte ich bezweifeln.

Andere, weniger bekannte indianische Frauen beschritten ähnliche Wege. Indianerinnen aller Schichten gingen freiwillig oder gezwungenermaßen ein Verhältnis mit einem Konquistadoren ein und zogen daraus materielle und soziale Vorteile. Neben dem Wunsch, die Kinder von der Tributpflicht zu befreien und selbst materiell abgesichert oder belohnt zu werden, haben in vielen Fällen sicher auch Geltungsbedürfnis oder tatsächliche Zuneigung und erotische Anziehung eine Rolle gespielt.¹⁷

Meist fand diese Verbindung außerhalb der Ehe statt, in den Anfangsjahren kam es aufgrund des Mangels an spanischen Frauen sowie einer gezielten Politik der spanischen Krone jedoch häufig noch zu Ehen zwischen Spaniern und Indianerinnen.¹⁸ Autochthone Frauen aus der unteren Schicht konnten so in die Schicht der Eroberer aufsteigen – ein Weg, der ihren männlichen Schicksalsgenossen zumeist verwehrt blieb. Einige wurden gar Encomienda-besitzerinnen, Sklavenhalterinnen und Herrinnen über indianische Dienstboten.¹⁹

Allerdings, diese Frauen stellten nicht die Mehrheit, und für viele brachte die Tatsache, daß sie dem Encomendero, dem Priester oder sonst einem Spanier ein Kind geboren hatten, keinerlei Vorteile. Und, auch dies muß betont werden, die Möglichkeiten einer Ehe mit einem Spanier nahmen bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jh. rapide ab.²⁰ In dem Maße, wie die Anzahl spanischer Frauen oder gemischtrassiger Töchter von Konquistadoren stieg, sank die Möglichkeit für Indianerinnen, aus ihrem Geschlecht, d.h. aus der Verbindung mit einem Spanier, materielle und soziale Vorteile zu ziehen. Hinzu kam, daß mit dem Aufbau der kolonialen Verwaltung auch die Möglichkeiten der

illegitimen Nachkommen der Konquistadoren immer mehr eingeschränkt wurden, da ihnen aufgrund der unehelichen Geburt der Zugang zu zahlreichen Ämtern und Institutionen verwehrt wurde.²¹ Auch hier können wir somit wieder den schon für das Aztekenreich formulierten Zusammenhang zwischen dem Aufbau eines Großreiches sowie der entsprechenden Verwaltung und einer Statusminderung für Frauen beobachten.

Die Mehrheit der Frauen aus den indianischen Dörfern mußte allerdings einen anderen Weg gehen, um den immer drückender werdenden Tributverpflichtungen und den sozialen Problemen der Encomienda zu entkommen. Sie wanderten in die spanischen Städte ab, wo sie als Dienstmädchen, Wäscherinnen, ambulante oder angestellte Verkäuferinnen ihren Lebensunterhalt verdienten. Die lateinamerikanischen Städte haben sich von Beginn an durch einen großen Frauenüberschuß ausgezeichnet – ein Umstand, der im wesentlichen auf die besseren Arbeitsmöglichkeiten für Frauen dort zurückzuführen ist.²² Manche in den Haushalten der Spanier lebenden Indianerinnen waren als Konkubinen dort eingetreten, und blieben, als eine Spanierin den Haushalt übernahm. Andere waren Angestellte, und bereits für die ersten fünfzig Jahre der spanischen Herrschaft finden sich eine Reihe von Verträgen mit indianischen Dienstmädchen in den Notariatsarchiven.²³ Elinor Burkett stellt in ihrer Studie über „Early Colonial Peru: The Urban Female Experience“ fest, daß die Präsenz der indianischen Frauen in den Notariatsarchiven und den Gerichts- und Verwaltungsakten erheblich größer ist, als diejenige der Männer. Hier finden sich Frauen, die Lizenzen für eine Reise nach Spanien beantragten, die um Besitzrechte kämpften usw. Auffällig ist auch, daß sie sehr viel seltener als Männer einen Übersetzer brauchten, wenn sie mit spanischen Institutionen in Kontakt traten. Burkett erklärt dieses Phänomen damit, daß die Frauen als Dienstmädchen, als Verkäuferinnen, Geliebte oder gar als Ehefrauen direkten Kontakt mit und Anteil an der Welt der Eroberer hatten. Dies versetzte sie in die Lage, sich gewisse materielle Ressourcen und Informationen zu verschaffen, die sie dann wieder zu ihren Gunsten nutzen konnten. Dem indianischen Mann hingegen sei lediglich die Alternative geblieben, sich zu unterwerfen oder zu fliehen. Testamente, Schuldverreibungen und andere Quellen belegen nach Aussagen von Burkett nicht nur die unterschiedlichen Reaktionen von Männern und Frauen auf die Conquista, sondern auch das Auseinanderdriften der Lebenswelten der beiden Geschlechter. Burkett kommt so zu dem Schluß, daß die wirtschaftlichen Aktivitäten der Frauen und die Einstellung der Spanier gegenüber den Frauen²⁴ die Position der Indianerinnen in der frühen Kolonialzeit stärkten, gleichzeitig aber zu einem Bruch der sozialen Beziehungen mit den Männern führten. D.h. die Tätigkeiten von Männern und Frauen bedingten sich nicht mehr gegenseitig, wie in den vorspanischen

Dorfgemeinschaften, und auch ihre räumlichen Lebenswelten entfernten sich immer mehr. Während viele Männer ohne ihre Familien in den Bergwerken oder auf den Plantagen und Estancias arbeiten mußten, zog es die Frauen, deren Überlebensebenen in den ausgebluteten Dörfern immer eingeschränkter wurden, in die Städte. Dort kamen sie als Dienstmädchen, Marktverkäuferinnen, Kerzenmacherinnen usw. häufig mit Mestizinnen oder Mulattinnen ihrer Schicht zusammen, tätigten mit ihnen Geschäfte oder lebten gar in einem gemeinsamen Haushalt. Gleiches gilt für den Kontakt zu Spanierinnen, der allerdings auf einem anderen hierarchischen Verhältnis basierte. Burkett kommt so zu dem Schluß, daß das Geschlecht in vielen Fällen half, den rassischen Faktor zu neutralisieren oder zu mildern. Es scheint also zumindest in der Anfangsphase der spanischen Kolonialherrschaft eher das Geschlecht als die Hautfarbe gewesen zu sein, die die Position und die Möglichkeiten bestimmten.²⁵ In einem späteren Aufsatz kamen der Autorin jedoch Zweifel, ob sie hier nicht in dem Wunsch, frauenspezifische Räume zu entdecken, in ihrer Interpretation zu weit gegangen sei. Nun erschienen ihr die Schulden von Frauen an Frauen, die Patenschaften und die Anstellungsverträge eher als ein Indiz dafür, daß letztlich Klassenstrukturen alle Beziehungen bestimmten.²⁶

Irene Silverblatt, eine nordamerikanische Anthropologin, die ebenfalls die Rolle der indianischen Frauen in Peru vor und nach der Conquista untersuchte, stellt die Frage nach dem Verhältnis von Geschlecht und Rasse oder Klasse nicht explizit, betont jedoch die Unterschiede in den Erfahrungen und Möglichkeiten der Frauen aus den ehemaligen herrschenden Schichten und der einfachen Bevölkerung. Während sich erstere ebenso wie ihre Männer an dem Erwerb von Landbesitz und Encomienda beteiligten, sieht sie die indianischen Frauen der ehemaligen ayllus als die Opfer der Veränderung der Besitzverhältnisse. Andererseits betont gerade Silverblatt die aktive Rolle der Frauen für die Erhaltung indianischer Identität und auch sie entdeckt spezifisch weibliche „Netzwerke“ wie z.B. die parallele Vererbung in der männlichen bzw. der weiblichen Linie, führt sie allerdings eher auf vorspanische Verhältnisse zurück.²⁷

Bevor ich nun auf die Frage nach den beiden Analysekategorien Geschlecht und Rasse oder Klasse und ihr Verhältnis zurückkomme, sind ein paar Worte zu den spanischen Frauen in der Frühphase der Kolonisation notwendig, denn auch die Frauen der Eroberer müssen in dieses Bild einbezogen werden:

Entgegen dem Eindruck, den die gängigen Darstellungen und Quellen erwecken, waren weiße Frauen beinahe von Anfang an dabei. Bis 1570 stieg ihr Anteil an den registrierten Auswanderern auf 28%. Manche nahmen aktiv

an den Conquistazügen teil – und forderten dementsprechende Belohnungen z.B. in Form einer Encomienda ein.²⁸ Einzelne wagemutige Frauen waren bei den ersten Unternehmungen dabei, der größte Teil kann jedoch, wenn die kriegerische Eroberung abgeschlossen war und im Gefolge eines Mannes, sei es nun der Ehemann, Geliebte, Bruder oder ein Dienstherr. Die Chroniken berichten allerdings kaum über diese „gewöhnlichen“ Frauen, sondern entweder über besonders heldenhafte oder anrührende Episoden, an denen Frauen beteiligt waren. Berühmt ist die bei Garcilaso de la Vega in den „Comentarios Reales“ wiedergegebenen Episode von jungen Spanierinnen, die mit der spanischen Frau von Pedro de Alvarado nach Guatemala gekommen waren. Sie sollten mit den Kampfgefährten des Conquistaführers verheiratet werden. Garcilaso berichtet nun, welche Enttäuschung sich bei den Spanierinnen breit machte, als sie erstmals Gelegenheit hatten, ihre zukünftigen Ehegatten zu betrachten. Alt, von den Strapazen gezeichnet und z.T. verkrüppelt, stellten sie nicht den Prototypus eines Kriegshelden dar. Die jungen Frauen, die sich unter sich glaubten, hätten daraufhin zuerst abfällige Bemerkungen über die Konquistadoren gemacht, sich sodann aber mit dem Gedanken getröstet, daß diese sicherlich nicht mehr lange leben würden und sie dann als reiche Witwen ihr Leben genießen könnten. Einer der Betroffenen hatte diese Unterhaltung jedoch belauscht. Er informierte seine Gefährten darüber und zog dann selbst unverzüglich von dannen, um seine indianische Konkubine zu heiraten.²⁹

So überzogen diese Anekdoten sein mögen, sie zeigen, daß die Motive der Spanierinnen, nach Amerika zu fahren, ähnlich waren wie diejenigen der Männer: Sie suchten sozialen Aufstieg und Reichtum, was ihnen angesichts des Frauenmangels in Amerika auch meist gelang. Allerdings läßt sich hier dasselbe konstatieren, wie bei den indianischen Frauen: der anfängliche Vorteil, der sich durch das uniusgewogene Verhältnis von spanischen Männern und Frauen ergab, kehrte sich bald ins Gegenteil. Nach wenigen Jahrzehnten gab es ausreichend weiße Frauen und gemischtrassige Töchter von Eroberern, die nach einem Ehemann Ausschau hielten.³⁰ Da jedoch eine Ehe mit einem Indianer oder Mestizen für diese Frauen als sozial degradierend angesehen wurde, fanden viele von ihnen bald keine adäquaten Kandidaten mehr. Denn für die Männer blieb eine weiße Frau zwar ein Prestigegewinn, eine Heirat mit einer sozial niedriger stehenden Frau entehrte sie jedoch nicht. Die Nachkommen der Konquistadoren hatten also eine größere Auswahl, und der anfängliche Mangel an Oberschichtsfrauen wandelte sich bald in einen Überschuß. Dies war die Geburtsstunde der Nonnenklöster und der Casas de Recogimiento, einer Art frühneuzeitlichem „Frauenhaus“.³¹ Andererseits wurden die Frauen der Oberschicht mit dem Aufbau der Kolonialgesellschaft und der Konsolidierung ihrer Elite zunehmend in die Interessen der herrschenden Familienclass

eingebunden. Die freie Wahl des Ehepartners hatte sich den Erfordernissen der Familie unterzuordnen. Vor allem um die Vererbung von Encomiendas innerhalb der eng begrenzten Oberschicht zu halten, wurden Heiraten arrangiert und Witwen zu erneuter Heirat mit einem Spanier, der auf diese Weise in den Besitz der begehrten Zuweisung kommen wollte, gezwungen.³²

Festzuhalten bleibt auch hier: während der Conquista und der Anfangsphase der spanischen Kolonialherrschaft ermöglichte das Geschlecht den weißen Frauen, Klassenschranken zu überwinden, wobei es hier allerdings auf die Kombination von Geschlecht und Hautfarbe ankam. Und für die weißen Frauen gilt in gewissem Rahmen das gleiche wie für die indianischen: Als „amas de casa“, Hausherrinnen (nicht bürgerliche Hausfrauen), unterhielten die Spinnerinnen mehr Kontakte zu Frauen anderer Rassen als Spanier zu indianischen oder schwarzen Männern, deren Tätigkeitsbereiche zumeist außerhalb der unmittelbaren Lebenswelt der Spanier lagen. Dies heißt jedoch nicht, daß diese Kontakte zwischen den Frauen verschiedener Rassen nicht den gleichen Machtstrukturen und Herrschaftsmechanismen gefolgt wären wie die Beziehungen der Männer.

Die Frage also, ob die Rolle der Frauen in der spanischen Kolonialgesellschaft eher durch ihr Geschlecht als durch ihre Hautfarbe bestimmt wurde, ist in dieser Form falsch gestellt. Die obigen Ausführungen haben gezeigt, daß das *Geschlecht als Differenzierungskriterium* unbedingt in Betracht gezogen werden muß, jedoch nicht unabhängig von rassistischen und sozialen Bedingungen gesehen werden kann. Das Verhältnis dieser Faktoren ist jedoch nicht statisch – und hier liegt der Schlüssel für die unterschiedlichen Interpretationen nicht nur verschiedener Autorinnen, sondern auch des Sinneswandels mancher Forscherin, wie zum Beispiel von Elinor Burkett.

Zunächst einmal ist der zeitliche Faktor zu beachten – dies wird auch von den meisten Autorinnen gesehen. D.h. die ersten Jahrzehnte der spanischen Herrschaft, in denen sich die koloniale Gesellschaft insgesamt durch große Mobilität auszeichnete, konnten von Frauen in besonderer Weise genutzt werden. Da Frauen, gleich welcher Hautfarbe, eine „Mangelware“ darstellten, konnten sie sich durch geschickten Einsatz ihres Geschlechtes oder ihrer typisch weiblichen Fertigkeiten materielle und soziale Vorteile verschaffen und so die Rassen- und/oder Klassenschranken durchbrechen. Dies gelang Frauen aus der Oberschicht im allgemeinen jedoch sehr viel eher als ihren Geschlechtsgenossinnen aus dem sogenannten einfachen Volk. Diese ernteten häufig keine soziale Anerkennung, wenn sie Mutter eines von einem Eroberer gezeugten Mestizenkindes wurden, sondern entfremdeten sich der eigenen Gesellschaft, ohne daß sie in die neue Gruppe wirklich integriert worden wären.³³ Ferner hing der Effekt für alle Frauen von der Stellung des

spanischen Mannes innerhalb der Gesellschaft der Eroberer ab – also ob er ein Amt bekleidete, eine Encomienda besaß oder nur ein einfacher Soldat ohne soziale und materielle Absicherung war. Sowohl die weißen als auch die indianischen Frauen bezogen dies in ihre Strategie ein.

Aber nicht nur die soziale Stellung der Frau und ihres spanischen Partners war entscheidend für die Frage, ob sich die Beziehung gewinnbringend für die Frauen ausnutzen ließ, sondern auch die räumliche Situation. In den Städten gelang es den Frauen leichter, ihre Kenntnisse über die neuen sozialen Verhältnisse zu ihrem Vorteil einzusetzen. Auf dem Lande blieben sie – ebenso wie die Männer – nicht nur weitgehend isoliert von der kolonial-spanischen Gesellschaft, sondern waren auch dem Zugriff der Konquistadoren oder Priester viel direkter ausgesetzt. Neben der Last der Tribute und der Arbeiten für den Encomendero griffen die spanischen Autoritäten dort auch in das private Leben der Indianer ein, was ihnen in den Städten viel schwerer möglich war. Aus jeweils anderen Motiven versuchten Encomenderos und Missionare die Heiraten und das Sexualverhalten der Indianerinnen in ihrem Sinne zu beeinflussen, rissen sie durch die Verpflichtung der Männer zur Zwangsarbeit Familien auseinander oder zerstörten die alten Lebensgrundlagen, indem sie die Ansiedlung verstreut lebender Familien in neu angelegten spanisch kontrollierten Dörfern verfügten.

So wird erklärlich, warum Elinor Burkett bei der Analyse der „Urban Female Experience“ zu anderen Schlüssen kommt als Irene Silverblatt, die sich auf den ländlichen Raum konzentriert, und warum eine Analyse der Frauen der Mittel- und Oberschicht das Verhältnis von Rasse und Geschlecht in anderer Weise definiert als ein Blick auf die unteren Schichten. Dieses Verhältnis ist eben kein statisches, sondern von verschiedenen Variablen abhängig, von denen Zeit und Klasse, aber auch sozialer und geographischer Raum die wichtigsten sind.

Im Laufe der Jahrhunderte zeigte sich jedoch ein weiterer Faktor in dieser dynamischen Relation von Geschlecht und sozialer Schichtung: Das Geschlecht schuf Barrieren, baute sie aber auch ab: Sexuelle Kontakte über die Rassengrenzen hinweg waren für die spanischen Männer sozial akzeptabel, fanden aber fast immer außerhalb der dafür vorgesehenen legalen Institutionen statt. Die Ehe mit einer Indianerin war eigentlich nur in den Anfangsjahren eine wirkliche Option gewesen. Die Tatsache, daß man sich später nur noch in außerehelichen Beziehungen mit den indianischen Frauen oder den sogenannten „castas“ vermischte, bedeutete aber nicht, daß die Anzahl der gemischtrassigen Beziehungen abnahm, sondern eher das Gegenteil. Dies hatte einen zwiespältigen Effekt: Einerseits wurden damit die Statusunterschiede zwischen Kolonisierten und Kolonisatoren gewahrt. (Weiße Frauen heiratete

man, mit farbigen hatte man sexuelle Beziehungen). Andererseits führten die Verbindungen zur Entstehung einer Mestizenbevölkerung, die im Laufe der Zeit immer wichtiger wurde und die allein schon durch ihre quantitative Bedeutung die Rassenschränken – und damit das koloniale Stratifikations-system, die sogenannte ‘sociedad de castas’ – allmählich aufweichten.³⁴ Die Frage nach dem Einfluß von Rasse und Geschlecht auf die soziale Rolle der Individuen wurde durch die Auflösung der „sociedad de castas“ jedoch nicht überflüssig, sondern nahm subtilere, von der Geschichtswissenschaft noch schwerer zu klärende Formen an. Auch heute noch spielt – trotz gegenteiliger Behauptungen von offizieller Seite – in fast allen lateinamerikanischen Staaten die Hautfarbe eine Rolle, und die Möglichkeiten, diesen Faktor zu überwinden, sind für Frauen häufig andere als diejenigen der Männer.

- 1 M. Möner, *Race mixture in the History of Latin America*, Boston 1967, S. 54.
- 2 E. Burkett, *La mujer durante la Conquista y la Primera Epoca Colonial*, in: *Estudios Andinos*, 5 (1976) I, S. 21f., 28; E. Straubinger, *Zwischen Unterdrückung und Befreiung. Zur Situation der Frauen in Gesellschaft und Kirche Perus: Geschichtlicher Rückblick und Gegenwartsanalyse*, Frankfurt/M.-Bern-New York 1992, Bd. I, S. 107-113. Vgl. auch die Arbeiten von I. Silverblatt, „The Universe has turned inside out... There is no justice for us here“. *Andean Women Under Spanish Rule*, in: M. Etienne/ E. Leacock (Hrsg.), *Women and Colonization*, New York 1980, S. 149-185, und dies., *Moon, Sun and Witches. Gender Ideologies and Class in Inca and Colonial Peru*, Princeton N.J. 1987, bes. S. 20-66, die parallele Macht- und Vererbungsstrukturen in der inkaischen Gesellschaft über die Conquista hinaus verfolgt.
- 3 Vor allem im nördlichen Küstenbereich des heutigen Peru finden sich Hinweise auf frühere weibliche Herrschaft. Sie spiegeln sich aber auch in den verschiedenen Legenden über die Amazonen in Amerika wieder. Vgl. hierzu I. Silverblatt, *Andean Women* (wie Anm. 2), S. 153; dies., *Moon, Sun and Witches* (wie Anm. 2), S. 17-19, sowie E. Straubinger, *Zwischen Unterdrückung* (wie Anm. 2), Bd. I, S. 26-29.
- 4 Vgl. hierzu J. Nash, *Aztec Women: The Transition from Status to Class in Empire and Colony*, in: Etienne/ Leacock (Hrsg.), *Women* (wie Anm. 2), S. 137f.; dies., *The Aztecs and the Ideology of Male Dominance*, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society*, vol. 4 (1978), No. 21, S. 349-362. Die Arbeit von C. Selser-Sachs, *Frauenleben im Reiche der Azteken. Ein Blatt aus der Kulturgeschichte Alt-Mexikos*, Berlin 1919 (ND 1984), ist rein deskriptiv, gibt aber ein anschauliches und bis heute nicht überholtes Bild über das Leben der Aztekenfrauen.
- 5 Vgl. hierzu vor allem die Ausführungen von I. Silverblatt, *Andean Women* (wie Anm. 2), S. 153-158, sowie dies., *Moon, Sun and Witches* (wie Anm. 2), S. 14-19, 67-80.
- 6 J. Nash, *Aztec Women* (wie Anm. 4), S. 136.
- 7 I. Silverblatt, *Moon, Sun and Witches* (wie Anm. 2), S. 4-14, 217-225. Zu den *calpullis* und *ayullus* vgl. H. J. Prem, *Geschichte Alt-Amerikas*, München 1989, S. 69-71, 148-49.
- 8 I. Silverblatt, *Andean Women* (wie Anm. 2), S. 156-160; dies., *Moon, Sun and Witches* (wie Anm. 2), S. 20-66; vgl. auch J. Nash, *Aztec Women* (wie Anm. 4), S. 137f.
- 9 Vgl. hierzu I. Clendinnen, *Yucatec Maya Women and the Spanish Conquest: Role and Ritual in Historical Reconstruction*, in *Journal of Social History*, 1982, No. 15, S. 427-442.
- 10 Auch der synkretische Prozeß wurde im allgemeinen wesentlich von den autochthonen Frauen getragen. Silverblatt weist für Peru auf ein anderes wichtiges Phänomen hin, nämlich die

Tatsache, daß die Frauen dort in manchen Gemeinden neue politisch-religiöse Institutionen schufen, die die alten Strukturen widerspiegeln. „Hermanas Mayores“ nahmen die Beichte ab, bevor die Indianer und Indianerinnen zu einem spanischen Priester gingen, und später flüchteten manche Frauen in die Puna, um ihr altes Leben und ihre angestammte Religion unbehelligt von den Spaniern wieder aufzunehmen, vgl. I. Silverblatt, *Moon, Sun and Witches* (wie Anm. 2), S. 148-196; dies., *Andean Women* (wie Anm. 2), S. 171-180.

- 11 Vor allem Spinn- und Webarbeiten wurden von ihnen verlangt. Vgl. ebenda, S. 165-170 für Peru oder J. C. Garavaglia, *Mercado interno y economía*, Mexico u. a. 1983, S. 278, für Paraguay, um nur ein Beispiel aus einer zentralen und eines aus einer peripheren Region zu nennen. Jede Studie über die Encomienda und das Repartimiento, gleich welcher Region, bestätigt dieses Bild.
- 12 Vgl. die R.C. vom 19.10.1514, vom 5.2.1515 oder vom 19.3.1525, in: R. Konetzke, *Colección de documentos para la historia de la formación social de Hispanoamérica, 1493-1810*, Madrid 1953-1962, Bd. I, S. 61, 62, 77. Einer der wenigen indianischen Männer, die eine spanische Frau heirateten, war Don Carlos, der Sohn von Paullu Inca. Er war mit Doña María de Esquivel aus Trujillo in Spanien verheiratet und sogar Ratsherr in Cuzco, vgl. J. Hemming, *The Conquest of the Incas*, London u.a. 1970, S. 341.
- 13 R. Konetzke, *Documentos* (wie Anm. 12), Bd. I, S. 77. Vgl. auch M. Mörmø, *Race Mixture* (wie Anm. 1), S. 23f., 37, und E. R. González/R. Mellafe, *La función de la familia en la historia social hispanoamericana colonial*, in: *Anuario del Instituto de Investigaciones Históricas Rosario* 8 (1979), S. 59f.
- 14 Vgl. hierzu und zu weiteren Beispielen die Stammtafel der Nachkommen der letzten Inkaherrscher und der Brüder Pizarro in J. Hemming, *The Conquest* (wie Anm. 12), Anhang; U. Oberem, *Notizen über einige Nachkommen des Inka Atahualpa im 16. und 17. Jh.*, in: *Tribus* 9 (1960), S. 191-193; L. Engl/Th. Engl, *Glanz und Untergang des Inkareiches. Conquistadores - Mönche - Vizekönige*, München 1967, S. 179; Burkett, *La mujer* (wie Anm. 2), S. 7 und dies., *Early Colonial Peru: The Urban Female Experience*, Phil. Diss. University of Pittsburgh 1975, Ann Arbor 1987, S. 203-220. - Ein gutes Beispiel für die Rolle der Kurakas nach der Conquista findet sich bei K. Spalding: *Huarochiri. An Andean Society Under Inca and Spanish Rule*, Stanford 1984, S. 209-238. Für Mexiko siehe z.B. die Rolle von Doña Isabel Moctezuma sowie andere Fälle von Frauen aus dem aztekischen Adel bei B. D. de Tufion Aza, *Mujeres de la Nueva España en la época de Cortés*, Oviedo 1990.
- 15 Vgl. I. Silverblatt, *Andean Women* (wie Anm. 2), S. 164; U. Oberem, *Amerikanistische Angaben*, S. 85f. Auch aus anderen Regionen sind Fälle bekannt, in denen Frauen - seien sie nun aus der autochthonen Herrscherklasse oder nicht - Aufstandspläne verrieten. In Paraguay z.B., wo die Conquista in ganz anderen Bahnen verlief, setzte ebenfalls eine mit einem Spanier lebende Frau diese von einem geplanten Aufstand in Kenntnis, vgl. R. Díaz de Guzmán, *Anales del Descubrimiento, Población y Conquista del Río de la Plata*, Asunción 1980, S. 147; B. Susnik, *El rol de los indígenas en la formación y en la vivencia del Paraguay*, 2 Bde., Asunción 1982, Bd. I, S. 76f.; A. Salas, *Crónica florida del mestizaje de las Indias (siglo XVI)*, Buenos Aires 1960, S. 20, oder J. Natalicio González, *Proceso y formación de la cultura paraguaya*, Asunción 1940, S. 102.
- 16 Aus den zahlreichen Publikationen, die sich mit der Person Malinches beschäftigen, seien hier lediglich diejenigen hervorgehoben, die einen etwas differenzierteren Ansatz verfolgen, wie z.B. H. Kruger, *Malinche, or Farewell to Myths*, New York 1948, oder G. Baudot, *Malintzin, l'irrégulière*, in: *Femmes des Amériques. Colloque international, 18-19 avril 1985*, hrsg. von C. Pailler, Toulouse 1986, S. 19-29. Interessant ist auch die These von A. R. Del Castillo, *Malintzin Tenepald: A Preliminary Look into a New Perspective*, in: R. Sanchez (Hrsg.), *Essays on La mujer*, Los Angeles 1977, S. 32-53, die das Verhalten Malintzins mit religiösen Motiven erklärt. Aufgrund verschiedener Prophezeiungen habe sich Malintzin als Werkzeug

Die Frauen in der Conquista

der göttlichen Vorsehung verstanden, die durch ihre Verbindung mit den Spaniern den Beginn einer neuen Epoche einleitete. - Unter den zeitgenössischen Quellen ragt die Darstellung von Bernal Díaz hervor, der dieser Frau als einer der wenigen Aufmerksamkeit widmet. Bernal Díaz del Castillo, *Historia verdadera de la conquista de la Nueva España*, hrsg. von C. Saenz de Santa María, Madrid 1982. Eine gute Zusammenfassung und Analyse des Bildes von Doña Marina bei Díaz del Castillo gibt J. G. Johnson, *Women in Colonial Spanish American Literature: Literary Images*, London 1983, S. 14-20.

- 17 Vgl. Burkett, *La mujer* (wie Anm. 2), S. 9; dies., *Indian Women and White Society: The Case of Sixteenth Century Peru*, in: A. Lavrin (Hrsg.), *Latin American Women: Historical Perspectives*, Westport/Conn. 1978, S. 105-107; D. Ripodas Ardanaz, *El matrimonio en Indias: realidad social y regulación jurídica*, Buenos Aires 1977, S. 11f. Auch der vielgeschmähte Satz von Konetzke, daß sich viele Indianerinnen den Conquistadoren „willig und wollüstig“ hingeeben hätten, entbehrt nicht jeglicher Grundlage. Die Wortwahl ist allerdings kritikbedürftig. R. Konetzke, *Süd- und Mittelamerika I. Die Indianerkulturen Altamerikas und die spanisch-portugiesische Kolonialherrschaft*, Frankfurt/M. 1965, S. 89.
- 18 Die spanische Krone sah in der Ehe und Familie nicht nur die Grundlage des auf christlichen Prinzipien basierenden Staates, sie hoffte auch, diese würde die unruhigen und machthungrigen Conquistadoren zu seßhaften Siedlern machen. Welchen Wert sie der Ehe beimaß, läßt sich u.a. an den Verordnungen vom 23.8.1538 und vom 8.11.1539 ablesen, die allen unverheirateten Encomenderos androhte, ihnen ihre Encomienda zu entziehen, sofern sie nicht binnen drei Jahren heiraten würden, bzw. bei einer Neuvergabe Verheiratete bevorzugt würden. Zeitgenössischen Quellen zufolge hatte dies den Effekt, daß viele Spanier ihre indianische Konkubine heirateten. R. Konetzke, *Documentos* (wie Anm. 12), Bd. I, S. 187, 193. Zu einer allgemeinen Darstellung dieser Politik der spanischen Krone in den Anfangsjahren der Eroberung vgl. R. Konetzke, *La emigración de mujeres española a América durante la época colonial*, in: ders., *Lateinamerika. Entdeckung, Eroberung, Kolonisation. Gesammelte Aufsätze*, Köln/Wien 1983, S. 375-432.
- 19 Burkett, *La mujer* (wie Anm. 2), S. 21-23; I. Silverblatt, *Andean Women* (wie Anm. 2), S. 161-165; M. Mörner, *Race mixture* (wie Anm. 1), S. 68; J. Nash, *Aztec Women* (wie Anm. 4), S. 140 bzw. A. Pescatello, *Power and Pawn. The Female in Iberian Families, Societies, and Cultures*, Westport/Conn. 1976, S. 136.
- 20 Burkett, *La mujer* (wie Anm. 2), S. 29; M. Mörner, *Race mixture* (wie Anm. 1), S. 22-27. Vgl. auch Anm. 30.
- 21 J. Nash, *Aztec Women* (wie Anm. 4), S. 141-143, führt die Diskriminierung der nicht ehelich Geborenen auf einen Umschwung in der Kronpolitik zurück. Ihrer Auffassung zufolge hätten die Kolonisten den Ausschluß bewirkt, um so die Privilegien ihrer Schicht gegen die Konkurrenz der immer zahlreicher werdenden Mestizen zu verteidigen. Daß sich die Gesetzgebung gegen die gemischtrassige Bevölkerung richtete, schließt sie aus der Tatsache, daß Mestizo und uneheliche Geburt beinahe synonym waren. M. E. ist diese Argumentation jedoch nicht stichhaltig. Zwar dürfte ihre Analyse der Einstellung der Conquistadoren zu den Mestizen zutreffen, daraus jedoch eine Änderung der Kronpolitik abzuleiten, scheint mir nicht zulässig. Erstens wäre der Einfluß der Kolonisten auf die Gesetzgebung zu belegen. Bisher zumindest ist man in der Forschung nicht davon ausgegangen, daß die Siedler aktiv auf die Gesetzgebung eingewirkt haben. Lediglich die Anwendung bzw. Nichtanwendung der Gesetze wurde weitgehend von den Siedlern beeinflusst. - Zweitens lag die Zielsetzung der Krone m. E. eher im Wunsch, die Macht der Conquistadoren zu beschneiden und die Encomienda auslaufen zu lassen. Dies konnte man u.a. dadurch erreichen, daß man nichteheliche Kinder von der Erbfolge und der Macht ausschloß. Ferner ist diese Regelung in die allgemeine „Familienpolitik“ der Krone einzuordnen, die ja bereits zuvor mit anderen Mitteln versucht hatte, das Konkubinat oder die spanische Form der Fidelehe, die *barranganía*, zurückzudrängen. Auch die Übernahm-

- me der Tridentiner Beschlüsse, die ja erstmals verbindliche Normen für eine katholische Ehe festschrieben, seitens der spanischen Kirche dürften hier eine größere Rolle gespielt haben als der Einfluß der überseeischen Kolonisten.
- 22 Burkett, *La mujer* (wie Anm. 2), S. 11-17 und dies., *Early Colonial Peru* (wie Anm. 14), S. 216-220.
 - 23 Ebenda, S. 321-245; *La mujer* (wie Anm. 2), S. 14-16.
 - 24 Da Frauen als sanft und passiv galten, befürchteten die Spanier z.B. auch keine Aufstände und Rebellionen von ihnen.
 - 25 So finden sich z.B. in den Testamenten von Frauen meist weibliche Schuldner oder Erben. Innerhalb dieser Gruppe aber kommt es häufig zu Interaktionen von Indianerinnen, Mestizinnen und Mulattinnen - interrassischen Verbindungen also. Vgl. E. Burkett, *La mujer* (wie Anm. 2), S. 21-28; dies., *In Dubious Sisterhood: Class and Sex in Spanish South America*, in: *Latin American Perspectives* 4, Nos. 1-21 (1977), S. 23, sowie dies., *Early Colonial Peru* (wie Anm. 14), S. 231-251. Am deutlichsten vertritt Burkett diese These in dem erstgenannten Aufsatz vom Beginn des Jahres 1976. In der etwa zeitgleich abgefaßten Dissertation differenziert sie die These in ihrem Schlußwort (S. 327-347) bereits, bzw. sieht als die wesentliche Gemeinsamkeit der Frauen aller Schichten die Tatsache, daß diese in einer von Männern - vor allem von Männern der herrschenden Schicht - dominierten Welt leben.
 - 26 E. Burkett, *In Dubious Sisterhood* (vgl. auch Anm. 25).
 - 27 I. Silverblatt, *Andean Women* (wie Anm. 2), sowie dies., *Moon, Sun and Witches* (wie Anm. 2), S. 111-123.
 - 28 Zu den Zahlen für die Auswanderung vgl. P. Boyd-Bowmann, *Patterns of Spanish Emigration to the Indies until 1600*, in: *Hispanic American Historical Review* 56 (1976) 4, S. 580-604; J. Rodríguez Arzua, *Las regiones españolas y la población de América (1509-1538)*, in: *Revista de Indias* VIII (1947) 30, S. 749-782, und E. Serra Santana, *Mito y realidad de la emigración femenina española al Nuevo Mundo en el siglo XVI*, in: *Femmes des Amériques* (wie Anm. 16). Als ein Beispiel für eine spanische Frau, die an der Conquista teilnahm und dafür die entsprechende Belohnung einforderte, vgl. den Brief von Isabel de Guevarra an die Regentin Juana, 2.7.1556, in: *Cartas de Indias*. Publ. por primera vez por el Ministerio de Fomento, Madrid 1877. Ed. facsimile, Guadalajara 1970, 2 Bde., Bd. II, S. 621. Zu einer Einordnung dieses Briefes vgl. B. Potthast-Jutkeit, „Paradies Mohammeds“ oder „Land der Frauen“? Zur Rolle der Frau und der Familie in der paraguayischen Gesellschaft im 19. Jahrhundert (unveröff. Habilitationsschrift), 1991, S. 41.
 - 29 I. Garcilaso de la Vega, *Obras Completas*, Bd. III: *Historia General del Peru. Segunda Parte de los Comentarios Reales de los inca*, hrsg. von C. Sáenz de Santa María, Madrid 1960, S. 81. Eine Analyse dieser Episode im Hinblick auf das Bild der Frauen und möglicher Motive Garcilasos hierzu findet sich bei J. G. Johnson, *Women* (wie Anm. 16), S. 25-28. Vgl. auch B. Potthast, *Imagen y realidad de la participación de la mujer española en la conquista Rioplatense*, in: P. Piñero Ramírez/Ch. Wentzlaff-Eggebert (Hrsg.), *Sevilla en el imperio de Carlos V: Encrucijada entre dos Mundos y dos Epocas. Actas del Simposio internacional celebrado en la Facultad de Filosofía y Letras de la Universidad de Colonia (23-25 de junio 1988)*, Sevilla 1991, S. 199-206, über die Darstellung der Konquistatorinnen des Río de la Plata-Raumes in den Chroniken.
 - 30 So schrieb z.B. ein Siedler aus Puebla in Mexiko 1566 an seine Frau in Spanien: „En quanto a lo demás que tengo que dezir y escreví en otras cartas la flota pasada era que Francisca no viniese acá a casarse, ni menos a meterse monja, porque para ninguna destas dos cosas no ay acá aparejo, porque era menester más hazienda que la que tengo, proque la Rascona, con tener para cada una de dos hijas que tiene para casar cada XXD pesos, no halla con quien las casar, y en Castilla con áiento y áinquenta mill maravedís se puede casar con un hombre de bien.“ Luis de Córdoba a su mujer Isabel Carrera, en Sevilla, Puebla, 5.2.1566, in: E. Otte, *Cartas privadas de Puebla del siglo XVI*, in: *IbLA* 3 (1966), S. 34. Auch in anderen Gegenden stellte sich dieses

Die Frauen in der Conquista

Problem zunehmend, vgl. z.B. für die La Plata-Region das Memorandum von J. Rasquín, o.J. [ca. 1560] in: Documentos Históricos y Geográficos relativos a la conquista y colonización Rioplatense. Hrsg. Comisión oficial del IV centenario de la primera fundación de Buenos Aires 1536-1936, 5 Bde., Buenos Aires 1941, Bd. I, S. 60, oder für Peru E. Burkett, La mujer, S. 29. - Zu dem Problem der spanischen Frauen in den Anfangsjahren der Conquista, den Motiven für ihre Auswanderung, den Problemen, den staatlichen Regierungen etc. vgl. allgemein A. Borges, La mujer pobladora en los orígenes americanos, in: Anuario de Estudios Americanos XXIX (1972), S. 389-444, bes. S. 395-409, 430-435; R. Koneczke, La emigración (wie Anm. 18), bes. S. 26-28; González/Mellafe, La función de la familia (wie Anm. 13), S. 60f. oder D. Rípodas, El matrimonio (wie Anm. 17), bis S. 24.

- 31 Vgl. hierzu vor allem die grundlegende Arbeit von J. Muriel, Los recogimientos de mujeres: Respuesta a una problemática social novohispana, México 1974.
- 32 Vgl. hierzu E. Burkett, Early Colonial Peru (wie Anm. 14), S. 117ff., 157-161.
- 33 Natürlich spielte auch die Stabilität der Beziehung zum Vater eine Rolle.
- 34 Dies zeigt sich u.a. in dem Versuch der spanischen Krone, die Ehen der weißen Bevölkerung stärker zu kontrollieren, indem sie 1776 festlegte, daß die Kinder von Spaniern oder Kreolen nur noch mit ausdrücklicher Genehmigung der Eltern heiraten durften. Soziale Ungleichheit - ein Terminus, der sowohl ökonomisch als auch rassistisch definiert war - wurde nun ein anerkannter Grund, die Erlaubnis zur Heirat zu verweigern. Vgl. hierzu S. M. Socolow, Acceptable Partners: Marriage Choice in Colonial Argentina 1778-1810, in: A. Lavrin (Hrsg.), Sexuality and Marriage in Colonial Latin America, Lincoln/London 1989, S. 209-251; R. A. Gutiérrez, From Honor to Love: Transformations of the Meaning of Sexuality in Colonial New Mexico, in: R. Smith (Hrsg.), Kinship Ideology and Practice in Latin America, Chapel Hill 1984, S. 237-263; P. Seed, To Love, Honor and Obey in Colonial Mexico. Conflicts over Marriage Choice, 1574-1821, Stanford 1988; D. Rípodas, El matrimonio (wie Anm. 17), S. 282-311.

Fernandina und Tierra de Gracia (1492-1520) – Zwei gescheiterte Kolonialexperimente als Voraussetzung der Conquista? Eine Problemskizze

Bis auf wenige Spezialwerke und noch weniger Synthesearbeiten¹ haben die meisten Autoren größerer Werke über die Epoche 1492-1570 die karibische Etappe der Entdeckung,² Conquista und Besiedlung (1492-1520) entweder von der kolumbinischen oder den ex-post Perspektiven der Eroberung des kontinentalen Festlandes („Amerika“, „Indien“) bzw. unter nationalen Gesichtspunkten interpretiert.³ Meist wird die karibische Etappe auf irgendeine Weise der „eigentlich“ wichtigeren „großen Conquista“ der amerikanischen Reiche faktisch als Appendix vorangesetzt. Auch schlichte Weglassungen scheinen vorzukommen, wie an den Fehlstellen in den Bänden II, III und IV etwa der „Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion“ und anderen deutschen Standardwerken⁴ bzw. weitverbreiteten Dokumentenausgaben zur Kolonialgeschichte (Bitterli⁵, Reinhard⁶, Gewecke⁷) leicht auszumachen ist. Im Jahr des 500. Jahrestages der „Entdeckung“ kommt noch eine weitere Gefahr für das allgemeine Geschichtsbewußtsein hinzu: die synthetische Verkürzung auf Schlagworte und Feldzeichen historiographischer Debatten, die vor allem in den Printmedien breitenwirksam umgesetzt werden.

Diese Unterrepräsentation, Verkürzung bzw. Mißachtung in einschlägigen historiographischen Synthesen teilt die karibische Etappe mit der ersten mittelamerikanischen Etappe (1509-1519).

Bei näherem Hinsehen allerdingts erweisen sich „Mißachtung“ oder „Weglassung“ als die falschen Begriffe. Die neuzeitliche und moderne Historiographie folgt recht eigentlich den zeitgenössischen Wahrnehmungsmustern des 16. Jh. Relative Ausnahmen bilden die ältere („imperialistische“) sowie Teile der neueren spanischen und eine vor allem US-amerikanische Geschichtsschreibung, die eine amerikanische Gesamtperspektive⁸ propagieren. Es gibt keinen Historiador de Indias, der als Zeithistoriker aus der engeren karibischen Etappe eine Erfolgsgeschichte hätte schöpfen können⁹. Nach den Sensationstexten der ersten Entdeckung (Kolumbus-Briefe, Vespucci, Anghiera)¹⁰ boten der prosaische Alltag in der Karibik und die langen Jahre der Gewöhnung und fehlgeschlagenen Experimente kein Material mehr für Sensationsmeldungen. Die Zeit für erbauliche Geschichtswerke oder empirische

Heldenepen à la Bernal Díaz del Castillo oder die kunstvolle Selbstvertextung eines Hernán Cortés war noch nicht gekommen. Auch fehlte der zeitliche Abstand. Diese Feststellung gilt sowohl für narrative Texte wie auch für bildliche Darstellungen. Eine Ausnahme bildet allerdings die utopische Potenz bestimmter Humanistenopera (Anghiera: „Décadas“ 1511/16 und Morus: „Utopia“ 1516), die allerdings ideologische Nutzenanwendungen der Entdeckungsromantik darstellen. Die eigentlich wichtigeren lokalen Quellenbestände¹¹ sind oftmals verlorengegangen, zerstört oder noch nicht ausgewertet.

Die wichtige narrativ-textliche Vermittlung durch die staatlich gesteuerte Informationspolitik und offizielle Historiographie Spaniens blieb nach dem Negativerfolg von Las Casas „Brevísima relación“ („leyenda negra“) für Jahrhunderte¹² abgeschnitten, zeigen sich aber sozusagen unter dem zeitgenössischen Sinn des Textes, etwa in der Struktur der Werke Oviedos.

Vorliegender Beitrag geht davon aus, daß es ohne die engere karibische Etappe der Conquista keine spanische Eroberung¹³ des Festlandes gegeben hätte. Die Karibik, nicht nur Santo Domingo war der „microcosmos de la historia americana“¹⁴. Santo Domingo war für zwanzig Jahre sein Zentrum¹⁵ und verlor diese Stellung de facto, nicht aber de jure,¹⁶ für einige wenige Jahre an Kuba. Chronologisch ist diese Bedeutung evident. Diese These soll an zwei Regionen – der Südküste der Insel Kuba („Juana“, „Fernandina“)¹⁷ und der karibischen Küstenfassade des nördlichen Südamerika („Tierra de Gracia“, „Venezuela“, „Costa de Perlas“, „Tierra Firme“)¹⁸ – demonstriert werden. Hauptpunkte werden dabei die Raumordnung und die Städtegründungen der Zeit 1494-1520¹⁹, die Bedeutung beider Territorien in der Ökonomie der Entdeckung und die karibischen Jahre in den Biographien einiger Conquistadorenguppen sein.

Die Pariaküste, die Berleninseln, Salzlagen und Sklavenfangregionen auf dem Territorium des heutigen Venezuela, wurde – auch wegen der Prozesse²⁰ zwischen der Krone und Kolumbus – erst nach den Raubzügen Niños, Hojedas und de la Cosas seit 1504 über das System des Rescate-Handels in die Geschichte des Karibikraumes einbezogen.²¹ Für Kuba liegt der Zeitpunkt einzelner Kontakte etwas eher. Ernsthafte Besiedlungsversuche begannen hier bekanntlich erst 1509. Für Venezuela liegen sie erst um 1512.²²

Dabei wird deutlich, daß es spanischen Expansionsstrategien vor Beginn des Unternehmens große Conquista zunächst daran gelegen sein mußte, die geographisch-politische Kontrolle über relativ kleinflächige Meeresräume („Antillenmeer“, „karibische See“) zu sichern. Das geschah vor allem über die Besetzungsversuche, die Besetzung bzw. Besiedlung von Inseln. Die Schwierigkeiten vor denen die spanische Krone, die Entdecker und die Konquistadoren

oder Siedler dabei angesichts sich explosionsartig erweiternder Horizonte der Neuen Welt standen, zeigt sich auch an den Strategiedebatten über den Status von Insein (La Española, Cuba, Puerto Rico (San Juan Bautista), Jamaica (Isla de Santiago), Cubagua, La Margarita, Trinidad, die „Islas de los gigantes“ (Curaçao, Aruba, Bonaire)²³ und die Anlegung von Siedlungen bzw. Städten²⁴ zur Kontrolle der Küsten größerer Inseln. Die Muster von Mittelmeerstrategie und „kanarischem Exempel“²⁵ werden deutlich. Aber sie reichten – schon mit Blick auf die Finanzierung – bald nicht mehr aus. Deutlich wird auch, daß die Bedeutung der weitestgehend gescheiterten Siedlungsexperimente der karibischen Etappe im politischen und sozialen Bereich vor allem in der Möglichkeit zur Erprobung in relativ überschaubaren Einheiten innerhalb, oder besser kurz vor der Schwelle des immensen amerikanischen Festlandes lag, ohne daß diese Experimente von einem starken Gegner gestört werden konnten.²⁶ War der Gegner aber stark, konnte man sich in die bereits „befriedeten“ Inselgebiete zurückziehen und auf die alte Tradition des Tausch- und Raubgeschäfts zurückgreifen.

Die Krone und einige Handelshäuser betonten in diesem Zeitraum noch die oberste politische Priorität der weiteren Suche nach der Westpassage (Toro 1505, Burgos 1509), um das erstrebte Gewürzmonopol dem portugiesischen Gegner doch noch vor der Nase wegschnappen zu können. Die Prioritäten galten – auch wenn sich mit der Orientierung auf Siedlungskolonisation von 1495/98 bis 1520 andere Gesichtspunkte mehr und mehr in den Vordergrund schoben – bis zur Rückkehr der Magallanes-Expedition²⁷ und zum Vertrag von Zaragoza (1529) und darüber hinaus (Erforschung des Pazifik und der Westküsten Amerikas). In dieser Globalstrategie sollten die „Inseln des ozeanischen Meeres“ zu sich selbstversorgenden Stützpunkten werden. Mit der Orientierung auf Siedlungskolonisation kam ein gewissermaßen von oben vorgegebener Motivrahmen ins Spiel: ein „vom Staat kanalisiertes individuelles Gewinnstreben mit dem Ziel der sozialen Statusverbesserung“²⁸.

Die individuellen Hauptmotive der einzelnen Entdecker bzw. Mitglieder der sich formierenden antillianischen Gesellschaften²⁹ waren zunächst vor allem Handelsgewinne (im Sinne des Rescatehandels). Die Motive der späteren Konquistadoren fanden ihre Ziele z.T. erst in der Karibik. Wie traditionell herausgestellt wird³⁰ waren es: Gold, Edelsteine, Perlen („Beute“) oder ein agrarisch-feudaler Landbesitz, d.h. Reichtum und damit Aufstieg (Statusverbesserung), Ruhm und Macht sowie wohl auch Neugier und Hoffnungen auf himmlischen Lohn.

Del Río und Lockhart/Schwartz aber haben den existenziellen Druck auf die den ersten „Entdeckern“ nachfolgenden Siedler und/oder Abenteurer

herausgearbeitet, aus dem jene Dynamik erst entstehen konnte, die die ärmeren Aussiedler aus Spanien, sicherlich subjektiv immer auch unter den oben genannten Motiven, zu weiterer Ausbreitung nach „Amerika“ trieb und die antillanischen Gesellschaften nicht zur Ruhe³¹ kommen ließ. Zukünftige Untersuchungen sollten sich vor allem den Zusammenhängen von Motiven, Triebkräften, Interessen und Dynamik der europäischen Ausbreitung in Amerika zuwenden.³²

Alle „Europäer“ mußten essen bzw. zunächst an das Überleben und ihre Gesundheit denken. Die schwindenden Subsistenzgrundlagen³³ und das immer deutlichere Absacken der Arbeitskräftezahlen ermöglichte bald nur den zuerst Gekommenen und Privilegierten mit guten Verbindungen nach Spanien ein „normales“ Auskommen in den Zentren der karibischen Etappe. Manchmal nicht einmal ihnen.

Die eigentliche Bedeutung der karibischen Etappe lag à la longue in den gewiß außerordentlich komplizierten – und in den wichtigsten Subsistenzkulturen der „mediterranen Trilogie“ (Weizen, Wein und Oliven) zunächst gescheiterten – Versuchen zur Implantierung einer modifizierten „europäischen Landwirtschaft“. Dazu kam die lebensgeschichtlich-biologisch³⁴ bedeutsame Gewöhnung an die neue alltägliche Umwelt unter Nutzung der auf den Antilleninseln und im Karibikraum gesammelten Erfahrungen³⁵ wie der Erkenntnisse über die neue Umwelt überhaupt. In Kuba (mit wesentlicher Bedeutung für die Conquista des aztekischen Herrschaftsgebietes in Mexiko)³⁶ und den andern Antilleninseln und Karibikküsten formierte sich aber nicht nur die erste Konquistadorengeneration. Es entstanden auch die wichtigen militärischen, politischen, administrativen, wirtschaftlichen und juristischen Organisationsformen der Eroberung. Aus all diesen einzelnen Elementen entwickelte sich eine „Technik“³⁷ der Conquista.

Damit wurden im Zeitraum einer knappen Generation die wesentlichen Voraussetzungen aller nachfolgenden Unternehmungen gelegt. Nur so konnte die Karibik zum Sprungbrett³⁸ für den Kontinent werden. Eine Lebensspanne von einem oft größeren Bruchteil dieser rund dreißig Jahre der karibischen Etappe läßt sich in der Biographie fast aller späteren Konquistadoren nachweisen.³⁹ Die amerikanische Sozialisierung bzw. „Naturalisierung“ und Akklimatisierung der Eroberer erfolgte in der Karibik.

Die entscheidenden Probleme der karibischen Etappe waren mit Zeitversetzung parallel zu den gar nicht so schnell gescheiterten handelskapitalistischen Versuchen⁴⁰ mit Bergbauerweiterung und Kolumbus-Monopol⁴¹ die Arbeitskräftefrage⁴², das Verhältnis zwischen Menschen und Raum sowie eben die Nahrungsmittelbeschaffung. Sie blieben es auch bis 1520 und danach, obwohl

mit dem gelungenen Anbau von Weizen in Neu-Spanien (ab ca. 1535) und der z.T. explosionsartigen Vermehrung bestimmter Nutzvieharten⁴³ Siedlungen auf dem Kontinent erst möglich wurden.

So grausam es klingt (und war!): an der negativen Synergie zwischen gezielten Grausamkeiten, Nahrungsmittelmangel, Arbeitskräftemangel, Repartimientopraxis, Zusammenbruch der indianischen Gesellschaftsgefüge, Verzweiflung und Krankheiten scheiterten die ersten karibischen Kolonialexperimente. Sie scheiterten so gründlich, daß die Gesellschaften der Arawaco-Stämme der völligen Vernichtung anheimfielen.⁴⁴

Aber auch die ersten antillanischen Gesellschaften, die durch die Eroberer, Kaufleute und Abenteurer, weniger durch nachdrängende Siedler geprägt waren, lösten sich nach der Kunde von den Cortés-Eroberungen rasch auf. Speziell die erste „kubanische“ Gesellschaft erlag einem regelrechten doppelten Kollaps, obwohl die Krone schon aus ökonomischen Motiven (Arbeitskräfte, Tribute) ein starkes Interesse an der Indio-Bevölkerung hatte und bald die Siedlungspolitik präferierte.

Projekte der Ansiedlung größerer Mengen kastilischer Bauern im Rahmen von Plänen der friedlichen Expansion scheiterten ebenfalls an der explosiven Mischung von Hunger-Druck, Bereicherungswillen und Mythos-Zug sowie demographischer Katastrophe.

Die negativen Erfahrungen sicherten aber den Erfolg der kontinentalen Etappe. Die Krone war gezwungen, ihre Politik in diesen Fragen überhaupt zu definieren. Einerseits mußte sie dem privaten Kriegsunternehmertum der Eroberertruppe auf dem Festland weitgehend freie Hand lassen⁴⁵, andererseits wurde sie genötigt, die bürokratische und religiöse Kontrolle auszubauen.

Die generellen Ergebnisse der karibischen Etappe hat ein Las Casas vertextet und in zeitgenössische Diskurse (Texte, Predigten, Gespräche) umgesetzt: besonders die „Brevísima relación“ und die „Apologética Historia de las Indias“⁴⁶ sind bis heute ebenso umstritten wie unersetzlich. Erstaunlich ist, daß sie vielen Autoren der gegenwärtigen Schwemme an „Quintenario-Literatur“ als Leittexte für die gesamte Conquista gelten, obwohl sie in ihrem Kern die karibische Etappe verarbeiteten: denn nur dort war die Vernichtung von Indio-Stammesgesellschaften eine vollständige.⁴⁷ Dazu kommt: kein anderer Text als die „Brevísima relación“, auch die ebenso frühen und bedeutenden wie die von Oviedo nicht, drückten deutlicher den Zeitgeist eben der karibischen Etappe aus.

1. Kuba⁴⁸

Wie bereits erwähnt, war Kuba am 27. Oktober 1492, als die wahrscheinlich⁴⁹ erste größere Insel der Antillen, „entdeckt“ worden. Die Bucht der ersten Landung (Bariay) erhielt den Namen San Salvador und dem Land gab Kolumbus den Namen Juana⁵⁰. Nach der intensiven Erkundung der Südküste Kubas und der Entdeckung der Isla de Pinos („El Evangelista“) blieb die Insel bis etwa⁵¹ 1510 ein Territorium der Schiffbrüchigen⁵² und der Sklavenjäger. Als mit dem Beginn des 16. Jh. das Scheitern des Handelsstützpunktes mit Bergbauerweiterung in La Española immer deutlicher wurde, vereinigten sich verschiedene Interessen, die eine Erweiterung des Macht- und Siedlungsgebietes in der Karibik anstrebten. König Ferdinand von Aragón hatte bereits 1504 einen Brief an den Gouverneur Fray Nicolás de Ovando geschrieben und diesen aufgefordert, „la isla de Cuba, que se cree es tierra firme y hay en ella cosas de especería y oro y otras cosas de provecho“⁵³, erkunden zu lassen. Als Mitte 1509 Diego Colón, der Sohn von Kolumbus, das Amt des Gouverneurs von Indien⁵⁴ übernahm, entsprachen seine Interessen, die von seinem Vater entdeckten Gebiete zu erschließen, dem königlichen Interesse, das „Geheimnis“⁵⁵ Kubas zu entschleiern.

Nach einigem hin und her mit dem „bando del Rey“ übernahm schließlich Diego Velásquez⁵⁶ die Leitung der Expedition zur Eroberung der Insel, die der König nach der Besetzung „Fernandina“⁵⁷ genannt wissen wollte. Velásquez schloß mit Diego Colón eine Kapitulation ab. Die Expedition brach von Salvatierra de la Sabana Mitte 1510 auf. Unter den etwa dreihundert Mann befanden sich u.a. Bartolomé de las Casas und Hernán Cortés⁵⁸, der später berühmteste und fähigste aller großen Konquistadoren. Die erste Generation noch iberisch-regional geprägter Sozialtypen trainierte die Rolle des Konquistadors. Wie im Falle der Eroberung und Besiedlung von San Juan Bautista (Puerto Rico)⁵⁹ und Isla de Santiago (Jamaica)⁶⁰ (1508/09) unter Juan Ponce de León und Juan de Esquivel geschah dies mittels größerer organisierter Expeditionen, die von einem Brückenkopf in Amerika auszogen⁶¹.

Die „pacificación“ Kubas begann. Wenn der Begriff „Invasion“ statt „Entdeckung“ oder „Begegnung“ für die damaligen historischen Vorgänge einen Sinn haben sollte, dann für dieses Unternehmen. Die Spanier brachen mit gezieltem Terror den Widerstand der Indios, der unter der Führung von Kaziken aus Haïti (Hatney oder Yahanley) organisiert wurde und schufen sich im äußersten Osten der Insel in der Siedlung (villa) „Nuestra Señora de la Asunción“ einen festen Ausgangspunkt mit einem Verbindungshafen zum extremen Westen von La Española.⁶² Die Region nannte sich nach dem Indio Stamm Baracoa. Die nachfolgende „Eroberung“ (bis 1514) wurde von

Velásquez im Stil einer militärischen Unternehmung geplant und durchgeführt.⁶³ Sie gestaltete sich bis auf wenige Zwischenfälle relativ „friedlich“, d.h. es waren kaum Getötete im Kampf⁶⁴ auf spanischer Seite zu beklagen, und unter Hilfe zuvor „befriedeten“ Indios.

Velásquez gründete sieben Städte auf Kuba, die zunächst eigentlich Stützpunkte der Eroberung waren: Asunción (Baracoa, 1513), San Salvador (Bayamo, 1513), La Santísima Trinidad (Trinidad, 1514), Sancti Spiritus (1514) und San Cristóbal (La Habana, 1514, allerdings lag diese erste Gründung „Havannas“ an der Südküste bei Batabanó), Santa María del Puerto del Príncipe (Nuevitas, 1515) sowie Santiago de Cuba (1515). Weitere Siedlungsplätze („asientos“) ohne Stadtrechte waren El Cayo oder La Sabana (später Remedios), eine Ansiedlung an der Bucht der späteren Stadt Matanzas und eine Ansammlung von Häusern und Hütten zwischen der Mündung des Flusses La Chorrera und der Bucht der späteren Stadt San Cristóbal de la Habana, genannt Carenas.

Die provisorischen ersten Siedlungsplätze („rancherías“, „poblaciones“ oder „asientos“) wurden in den meisten Fällen, z.T. mehrfach verlegt bzw. verlassen oder die Stadtrechte – sofern sie schon gewährt waren – gingen von einem Platz auf den anderen über, wie im Falle San Cristóbal-Carenas.

In der velásquezschen Siedlungspolitik auf Kuba zeigt sich das Bestreben, die „Städte“ in Gegenden anzulegen, wo man größere Goldvorkommen vermutete und mit einer dichten Indiobevölkerung rechnen konnte. Auch natürliche Häfen und Flüsse (Süßwasser) waren Gründe für die Siedlung. Außerdem sollte die südliche „karibische“ Küstenfassade der Insel durch urbane Stützpunkte gesichert werden. Damit wird auch die spanische Kolonisationsstrategie der späten karibischen Etappe deutlich. Sie war, bis zu den Expeditionen von Córdoba 1517 und Grijalba 1518, ziemlich eindeutig auf die Karibik und die sich südlich anschließenden Territorien der „Tierra Firme“⁶⁵ gerichtet. Vor allem in Santiago und Trinidad wurden Armadas für die Sklavenjagd und den Perlenhandel ausgerüstet.⁶⁶ Die Gebiete im Südosten Kubas waren relativ dichtbesiedelt. Solange sie einigermaßen ausreichend Lebensmittel produzierten, besonders das aus Yuca produzierte Casabebrot, aber auch Mais und Boniato und Fleisch sowie Fisch und Schinken, wurden diese auf der Hinfahrt in die Schiffe geladen⁶⁸ und versorgten die mittelamerikanischen oder südamerikanischen Gebiete. Oft allerdings mußten sie auch der Selbstversorgung dienen.

Für einige wenige Jahre wurde die südöstliche Region Kubas und seine Südküste faktisch zum ökonomischen Zentrum der spanischen „Indien“. Die Verwaltungszentren waren zunächst Baracoa und danach Santiago de Cuba. Politisch und administrativ allerdings blieb Kuba dem Vizekönig Colón in

Santo Domingo untergeordnet. Las Casas selbst hat, bezogen auf das Jahr 1514, die Fama Kubas festgehalten: „lo que más se trataba y soñaba y de donde más esperanza se tenía, destas islas y aun de todas las Indias, era la isla de Cuba, por las nuevas de tener mucho oro, y por hallarse la gente della tan doméstica y pacífica“⁶⁹. Aus ganz „Indien“ kamen Menschen nach Kuba. „Ganz Indien“ bedeutete zu dieser Zeit vor allem La Española, Jamaica und vom Golf von Darién. Aus La Española waren mit der „hueste“ von Velásquez etwa 300 Spanier und eine unbestimmbare Anzahl von indianischen Sklaven sowie möglicherweise einige Negersklaven gekommen. Aus Jamaica kam eine Gruppe von 30 Spaniern unter Pánfilo de Narváez mit Repartimiento-Indios. Vom Darién kamen nach dem Zeugnis von Las Casas „viele Caballeros“. Deren Zahl kann Hundert wohl kaum überschritten haben, denn die Expedition des Pedrarias Dávila – der anfangs 1500 Leute aus Kastilien befehligte – war nach einem Jahr auf die Hälfte zusammengeschrumpft. Unter ihnen befand sich Bernal Díaz del Castillo. Die ursprüngliche spanische Bevölkerung Kubas setzte sich weiterhin aus Männern und Frauen⁷⁰ zusammen, die von La Española den Velásquez-Leuten nachzogen.⁷¹

Bald aber erwies sich, daß Kuba in bezug auf Gold und Schätze La Hispaniola ähnelte. „Krabbenkorb“, so die verächtliche Bezeichnung eines der Eroberer von Mexiko. Die Scheinblüte des „goldreichen Kuba“ wurde schon in der Aufstiegsphase⁷² von Ruhm und Ruf neuer Gebiete überschattet. Noch in die Zeit der relativen Prosperität hinein fiel um 1517, auch zusammenhängend mit dem Tod Ferdinands von Aragón (1516) und dem Thronwechsel in Spanien (1517) der Anfang vom Ende der zentralen Bedeutung Kubas.

Die Goldausbeute wurde schnell geringer. Die Konquistadoren unter Cortés eroberten México. 1524 starb Velásquez. Kuba entvölkerte sich. Spätestens mit der neuerlichen Auswanderung⁷³, die durch die Berichte über die Eroberung Perus ausgelöst wurde (1533) war deutlich geworden, daß das „Kolonialexperiment Kuba“, verstanden als die Besiedlung der Insel und Konsolidierung der dortigen antillanischen Gesellschaft auf Grundlage städtischer Ansiedlungen und eines ertragreichen Bergbaus mit eigener Subsistenzwirtschaft gescheitert war.

Nicht gescheitert war das „Experiment Kuba“ als Versorgungsbasis für die Eroberung des Aztekenreiches und anderer indianischer Territorien in Mittelamerika.

2. Venezuela⁷⁴

Im Unterschied zu Santo Domingo und zu Kuba war die Pariaküste bzw. alle anderen Gebiete der heutigen venezolanischen oder kolumbianischen Küste

und vorgelagerte Inseln Teile des riesigen südamerikanischen Festlandes – eben der „Tierra Firme“⁷⁵. Diese naturgegebene, geographische Selbstverständlichkeit, die ja für die Entdecker eben nicht offenkundig war, muß für die Beweisführung vorliegenden Artikels betont werden, weil sie einen ganz anderen Rhythmus der Conquista nach sich zog als auf den Inseln der Karibik. Die „Conquistas“ Venezuelas sind während der Kolonialzeit nicht abgeschlossen worden. Mit dem Blick auf die Probleme der „Amazonía“⁷⁶ kann man sagen, daß sie – glücklicherweise – auch heute noch nicht (ganz) vollendet sind.

Auch deshalb dominierte auf der Tierra de Gracia bzw. der ihr vorgelagerten Inseln ziemlich zeitig – unbewußt – viel stärker als auf den karibischen Inseln die Ökonomie des Raubes⁷⁷ und der Extraktion⁷⁸ („Plünderungswirtschaft“⁷⁹) durch Agenten eines rüden Handelskapitalismus⁸⁰ (Menschenraub, Salz und Perlen, aber auch Salzfish – liza – und Brasilholz sowie Affen, Katzen und Papageien), begleitet von Krieg und Kleinkrieg.⁸¹ Die Organisationsform im Übergang zu den Banden der Conquista des Festlandes („entradas“⁸²) bildeten die sog. „armadas“⁸³.

Die Küsten des späteren Venezuela und die ihr vorgelagerten Inseln waren mit wenigen Ausnahmen, zur Zeit ihrer „Entdeckung“ (13./14. August 1498) durch Kolumbus, dicht besiedelt.⁸⁴ Der Genuese tauschte die ersten Perlen ein⁸⁵ und wähnte sich an der Schwelle zum Paradies. In nur wenigen Jahren wurde die Region zur Hölle. Denn an der „Costa de las Perlas“ lebten keine sanften Tainos, sondern kriegerische Stämme der Arawacos und Kariben-Konföderationen. Beide Ethnien waren kampfgeohnt und widerstandsfähig⁸⁶. Sie kannten und benutzten das gefürchtete Pfeilgift⁸⁷. Die große Anzahl verschiedener Stämme bildete ein regelrechtes Mosaik, worin nicht zuletzt Chance (Gewinnung von „befreundeten“ Stämmen), aber besonders auch die Schwierigkeiten der Conquistas (Möglichkeiten zur Eroberung von nur kleineren Territorien, Rückzug der Stämme ins Innere u.ä.) begründet waren. Noch bis in das 18. Jh. hinein war es unmöglich, bestimmte Karibenstämme in Küstennähe militärisch zu besiegen. Allerdings konnten sich die Spanier die Feindschaft zwischen Arawacos und Kariben sowie generell zwischen verschiedenen Stämmen zunutze machen. Diese „Hilfe“ wurde von vielen Stämmen (wobei die Zuordnung echte „Kariben“ bzw. „Nicht-Kariben“ noch heute schwierig ist) gern angenommen, ebenso wie europäische Waren und Waffen oder Werkzeuge.⁸⁸

Die ersten Fahrten der andalusischen Entdecker waren meist auch Sklavenraubzüge. Frühe Versuche (1499/1500, 1504), das Territorium auf der Basis von „Capitulaciones de conquista y población“ von Männern wie Hojeda⁸⁹, Roénigo de Bastidas⁹⁰, Cristóbal Guerra⁹¹ oder García de Ocampo

erschließen zu lassen, scheiterten vor allem am Widerstand der Indios und an den Vorteilen, die der Raubhandel bot sowie am noch fehlenden demographischen Druck in den Zentren der karibischen Etappe. Dazu kam die Konkurrenz zwischen der Tierra Firme (Panamá) und der Perlenküste in bezug auf die Erreichbarkeit Asiens. Obwohl bis in die Welserzeit hinein nach einer Durchfahrt zu den Gewürzinseln gesucht wurde, erwies sich die Perlenküste mit der fortschreitenden Erkenntnis von der Kontinentalität Amerikas als Zwischenstation nach Asien nicht geeignet. Seit der Entdeckung des „Südmeeres“ (1513) durch Vasco Nuñez de Balboa⁹² sackte das Küstengebiet des heutigen Venezuela immer mehr in den Rang einer Peripherie der Conquista ab. Je östlicher, desto uninteressanter. Allerdings stellte die Karibenküste eine Peripherie mit einigen Regionen dar, die wegen ihres Perlenreichtums oder wegen vermuteter Goldschätze längere oder kürzere Zeit Aufmerksamkeit und starkes Interesse auf sich zogen.

Schon 1504 hatte Ferdinand der Katholische in einem Brief an Ovando vorgeschlagen, an der Perlenküste einen Festungsturm zu bauen und einen Asiento anzulegen, um das Gebiet kontrollieren⁹³ zu können. 1511 einigten sich Ovando und Diego Colón auch über die Anlage eines befestigten Turmes, aber es kam nicht dazu. Andere strategische Haupttrichtungen rückten in den Vordergrund (Hojeda, Nicuesa, Pizarro (1509/10, Enciso (1510), Balboa (1510/1513), Pedrarías Dávila (1514) in Panamá; Ponce de León in Florida (1514), letztere nur in sehr geringem Maße, weil eine stabile Festsetzung nicht gelang).

Für „mehr als ein Menschenalter (wurde) die Nordküste Südamerikas von Trinidad im Osten bis Cartagena im Westen die Sklavenküste Amerikas“.⁹⁴

Als Ambrosius Ehinger, der erste Welser-Gouverneur, zu einem noch relativ frühen Zeitpunkt (1529) in das kurz zuvor von Ampies gegründete Coro kam, gab es in der neuen „Provinz Venezuela“⁹⁵ nur noch „muy pocos naturales“.

Die gefangenen oder eingetauschten Indios wurden zum Teil gleich zum Perlentauchen eingesetzt, in den „rancherías“⁹⁶ Santa Cruz, Maracapaná, Puerto Flechado und Curiana, die auch als erste Siedlungsplätze angesehen werden dürfen. Die Inseln Margarita, Cubagua und Coche, auf Cubagua entstand 1515 wegen des Perlenreichtums auch mit der „ranchería“ bei dem Ort der späteren Stadt („villa“) Nueva Cádiz⁹⁷ die erste stabile Ansiedlung, wurden zu Sklavenverteilungszentren. Besonders Guayqueríes und Lucayos⁹⁸ fanden wegen ihrer Fähigkeiten im Schwimmen und wegen ihrer „Sanftmut“ Verwendung als Perlenfischer.⁹⁹

Nach dem weitgehenden Verbot der Indianersklaverei 1495 dürfte der Druck der Encomenderos, Kauflente, Baquianos, Armadores¹⁰⁰ und Organisatoren der Perlenfischerei¹⁰¹ sowie Bergwerksunternehmer besonders seit

1504¹⁰², bzw. das Wissen, daß man die Indianersklaverei sowieso nicht vollständig unterbinden konnte, zu den „Ausnahmegesetzen“ von 1503 (Erlaubnis zur Versklavung von Kannibalen bzw. Indios, die Widerstand leisteten¹⁰³) und zu den Sklavenhandelsgesetzen Ferdinands des Katholischen von 1508/09 (Reglament des Sklavenhandels, Autorisierung „de traer indios de algunas islas comarcas inútiles“, Erlaubnis für Diego Colón, Sklaven auf La Española einzuführen¹⁰⁴) geführt haben. Parallel lief die erste Phase der intensiveren Erforschung und ökonomischen Einbeziehung der Perlenküste (1504-1508) durch Rodrigo de Bastidas¹⁰⁵ und Cristóbal Serrano. Die Perlenküste wurde zum Einflußgebiet der Armadores von La Española¹⁰⁶ und San Juan, was der König auch durch Verbote an die Gouverneure der Tierra Firme (was für ihn damals Urabá war, das zukünftige „Castilla del Oro“¹⁰⁷) bestätigte. 1508 erging die Erlaubnis an die Untertanen in der Neuen Welt, die für den innerkaribischen Seeverkehr noch heute so wichtigen kleineren Schiffe in ihrem Besitz haben zu dürfen, 1509 erhielten Kaufleute und Unternehmer von La Española die Erlaubnis, auch größere Schiffe auszurüsten.¹⁰⁸

In dieser Zeit wurde das Absinken der indianischen Bevölkerung und die starke Nachfrage nach Arbeitskräften auf den Antillen immer deutlicher. So ergingen bald auch die Anordnungen von 1511 und 1512, die Indios großer Teile der „Costa Caribe“ von Darién bis zum Orinoco zu versklaven, wofür bei hohen Kosten – etwa wenn die Indios nach La Española gebracht wurden, um dort in den Bergwerken zu arbeiten – nicht einmal das königliche Fünftel bezahlt werden mußte.¹⁰⁹ Von 1512 bis 1514 wurde das System der „Armadas del Caribe“ ausgebaut und intensiviert. 1514 und 1520 ergingen daraufhin wiederholt Sklavengesetze und die „zona caribe“ wurde erweitert oder modifiziert, in denen sie zu gelten hätten.¹¹⁰ Auch wurden Listen für indianische Ethnien erstellt, die nicht als „Kariben“ angesehen wurden (Rodrigo de Figueroa¹¹¹), wozu vor allem die Stämme der Inseln der Margarita-Gruppe und die „guataios“ der Perlenküste gezählt wurden. Besonders gefährliche Siedlungsgebiete der Kariben-Stämme auf den Zentren Spanisch-Indiens nahegelegenen Inseln (Santa Cruz, Guanabo) aber wurden seit der Verschärfung des Kariben-Krieges der Zerstörung („destrucción“) anheimgegeben, aber eben auch Arawacos der „unnützen Inseln“ wurden nach und nach zum Raub freigegeben. Aus dem in der Frühzeit geplanten Handel mit Gewürzen wurde ein Raubhandel mit Menschen. Brto Figueroa gibt für das Jahrzehnt 1510-1520 eine Zahl von 40 000 geraubten und versklavten Indios allein für das Gebiet des späteren Venezuela an.¹¹²

Innerhalb dieses Jahrzehnts lagen aber auch die von Pedro de Córdoba und (später) Las Casas initiierten ersten religiösen Kolonisationsexperimente.¹¹³ Die Erfahrungen der zurückliegenden Jahre in der Karibik sollten mit Unter-

stützung von Kardinal Cisneros in einem Projekt zur „evangelización pacífica“ zusammengefaßt werden. Das Territorium für diesen Versuch wurde am 3. September 1516 definiert: „desde Cariaco hasta Coquibacoa“.¹¹⁴ Damit wäre die Perlenküste dem Rescate und Sklavenfang der Armadores aus La Española, Fernandina und San Juan verschlossen worden, zu einem Zeitpunkt, als schon erste relativ stabile Siedlungen entstanden. Die kritischen Punkte des Projekts waren: die Versorgung der dominikanischen und franziskanischen Missionare, der Schutz vor den feindlichen Indios und die Übernahme des Tauschhandels (auf den man nicht verzichten wollte) durch die Mönche.¹¹⁵ An der eigenen Inkonsequenz, am Widerstand der Armadores und an der Tatsache, daß die Mönche bei all den Punkten der Unterstützung derer bedurften, denen die Perlenküste von nun an verbottener sein sollte, scheiterte das Projekt schnell und deutlich bzw. kam gar nicht erst zustande, zumal es zum „Märtyrertod“ von zwei Missionaren im Siedlungsgebiet der eigentlich „befreundeten“ Arawacos von „Portugal“ gekommen war¹¹⁶ und Las Casas mit den Hieronymitenmönchen in Streit geriet.¹¹⁷

Im Sommer 1515 hatte die „consulta de América“ die definitive Integration der Perlenküste in den Herrschaftsbereich der spanischen Indien beschlossen. Im März 1519 wurde Garcia de Lerma, ein Vertrauter Colóns mit guten Beziehungen zur Krone, „veedor real de la costa y provincia de las perlas“¹¹⁸.

Wurden die gefangenen, geraubten oder getauschten Indios und Indias nicht nach La Española, San Juan oder Kuba gebracht, so fanden sie in den Zentren der Perlenfischerei Verwendung. Die Perlen fanden sich „auf mehr als vierhundert leguas der Küsten, die vom Cabo de la Vega zum Golf von Paria gelegen sind“¹¹⁹. Besonders von der wasserlosen Insel Cubagua muß eine „grenzenlose Faszination“¹²⁰ ausgegangen sein. Sie wurde zum Hauptzentrum der Perlengewinnung und des Tauschhandels an der „tierra de las perlas“.¹²¹ Auch die Bezeichnungen „tierra más rica que hay en el mundo“ (Kolumbus), „Isla Rica“ (Oviedo) kamen vor oder die Ausdehnung der Inselbenennung auf eine imaginäre Provinz: Gonzalo Fernández de Oviedo spricht von einer „provincia de Cubagua“¹²². 1517 ist die erste dauerhafte „ranchería“ auf der Insel nachgewiesen. Zunächst bestand die Ansiedlung, wie viele andere nur aus „toldos y chozas“ (bohios), von denen heute nicht einmal mehr das Wissen geblieben ist, wo genau sie sich befanden.¹²³ Der große Indianeraufstand von 1519/20, der im gewissen Sinne das Ende einer Etappe markiert, legte sie hinweg.¹²⁴ Erst danach kam es zum Bau einer steinernen Festung und dann auch einer Villa, immerhin der ersten Stadt auf einer Insel in unmittelbarer Nähe des südamerikanischen Festlandes.

Um 1520 waren an der Perlenküste, ebenso wie in Kuba, die Experimente gescheitert. Zugleich waren mit diesem Scheitern Grundlagen gelegt worden.

Allerdings war es im späteren Venezuela, im Gegensatz zu Kuba nicht um den Versuch der Konstituierung eines stabilen Siedlungsraumes gegangen, sondern um die Bindung punktueller Handels- und Extraktionsterritorien mit zeitweiligen und provisorischen Siedlungen an das karibische Zentrum auf La Española und Kuba.

3. Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Kuba wurde 1492 entdeckt, ein Teil des heutigen Venezuelas erst 1498; „Entdecker“ beider war Kolumbus selbst.

Die Küstenlinie Venezuelas war schon 1500 durch die Fahrten von Niño, Hojeda, Vespucci, Bastidas und de la Cosa sowie Pinzón bekannt, die von Kuba inoffiziell ebenfalls in diesem Jahr, offiziell erst 1508 (Ocampo).

Kubas staatsrechtliche Stellung war nicht umstritten; administratives Zentrum „Indiens“ in der karibischen Etappe blieb Santo Domingo auf La Española. Der Urteilsspruch von Sevilla (1511) sprach die Jurisdiktion über die Inseln den Erben des Kolumbus (Diego Colón) zu. Venezuelas Stellung dagegen war umstritten.¹²⁵ Die von Kolumbus entdeckten Partien waren de jure Bestandteil des Vizekönigreiches unter Diego Colón. Schon die Fahrten der andalusischen Entdecker (1499/1501) zeigten, daß sich hier eine neue Praxis der staatlichen Vergabe von Konzessionen, der Conquista (Kuba: „Invasion“, Venezuela: Besetzung von Punkten) und Kolonisierung zwischen Entdeckung, Handel, Sklavenjagd und Plünderung, aber auch bei der Nutzung der Missionierungspotenzen, herausbildete.¹²⁶

Die territoriale Zuordnung und die administrativen Gliederungen Kubas folgten bis in das 18. Jh. den Mustern des frühen 16. Jh. Ebenso blieben bis in die Zeit der engeren bourbonischen Reformen die verworrenen politisch-administrativen Strukturen auf dem Territorium des heutigen Venezuela erhalten. Auch die partiell oder zeitweilig erfolgreichen indianischen Gegenstrategien (Rückzug, Vernichtung von Lebensmitteln) prägten die weitere venezolanische Geschichte, wie vor allem M. Izard gezeigt hat.¹²⁷

Der geographisch-politische und wirtschaftliche Schwerpunkt Kubas lag in der karibischen Etappe auf der südlichen Küstenfassade zwischen Santiago und Trinidad („Küstenstreifenkolonisation“). Der Schwerpunkt des späteren Venezuela engte sich nach den Streiffahrten an der Perlenküste und dem Scheitern der Urabá-Siedlung auf den Margaritakomplex („Punktekolonisation“) ein.

Was die wirtschaftliche Bedeutung und die Erwartungen neuer Reichtümer betraf, so standen Kuba (mit der Achse Trinidad/Sancti Spiritus-Bayamo-Santiago) und besonders die engeren Perleninseln (Margaritakomplex) ein

knappes Jahrzehnt (1511-1519) im Zentrum der Aufmerksamkeit. Das Interesse an einer Siedlungspolitik bröckelte allerdings schon mit der Entdeckung des Südmæeres (1513: die „alte“ Orientierung auf den Seeweg zu den „ostindischen“ Gewürzinseln) von der späteren venezolanischen Küste ab. Das Hinterland Venezuelas war angesichts des indianischen Widerstandes und der geringen Anzahl der Spanier und ihres fehlenden Interesses in der karibischen Etappe noch kein Gegenstand der Expansionsbemühungen.

Von Kuba wandten sich die spanischen Siedlungsbemühungen 1517, mit den Erkenntnissen über die Reichtümer des Aztekenimperiums und der Mayastaaten ab.

Allerdings stand das ökonomische Interesse an dem jeweiligen Territorium in einem jeweils anderen Kontext: Kubas Südküste war von Anfang an Siedlungsterritorium mit der Orientierung, selbst La Española den Rang abzulaufen; Venezuela war einerseits ein Zentrum der Perlenextraktion, die sich in Räumen für den Raub oder Tausch der „armadas de rescate“ befanden, andererseits Planungsfeld für erste friedliche Kolonisierungs- und Missionierungsprojekte.

Inwieweit die Städte der kubanischen Südküste und die Karibikküste in direkte Abhängigkeitsbeziehungen im Sinne von Zentrum und Peripherie eintraten, wie es Otte für das Verhältnis Perleninseln-Santo Domingo (und San Juan) nachgewiesen hat, bleibt im einzelnen zu untersuchen. Zu untersuchen bleibt auch, welcher Seite in einem solchen Verhältnis angesichts der relativ hohen Nahrungsmittelproduktion in Kuba und der starken Attraktivität der Perlenzentren die Rolle von Zentrum und Peripherie beizumessen ist.

Mit den Erfolgen der Conquista Mexikos kollabierte die antillanische Gesellschaft auf Kuba bzw. in den Siedlungszentren der Südküste; in Venezuela hielt sich das Interesse am Perlenfischen und an der Stadt Nueva Cádiz noch bis 1541.

Die „Welser-Periode“ (1528-1556)¹²⁸ und andere Versuche neuer Conquistas bzw. Besiedlungen, zeigen wiederum den Kolonialpolitik kennzeichnenden Wechsel zwischen Mythos (Dorado¹²⁹, Manoa), dem selbst ein Walter Raleigh in Guayana nachjagte, und der Gewinnung von Ausgangsbasen für lohnendere Eroberungen (Muisca und Chibcha im späteren Neu-Granada). Allerdings wiesen sie andere geographische Schwerpunkte auf. Venezuela als Siedlungsprovinz („Nueva Andalucia“, Guayana) wurde faktisch nur in den jeweiligen Küsten- bzw. Gebirgsgebieten (Weg nach Neu-Granada) oder an den Engen des Orinoko gesichert, auch weil sich gegen Ende des 16. Jh. erwies, daß die karibische Küstenfassade und die Stromgebiete (Orinoko, Río Magdalena) des nördlichen Südamerika Angriffen fremder Mächte ausgesetzt waren.

- 1 Wie die verdienstvolle Arbeit gegen die „Arbeitsunlust-der-Spanier-Mythen“ selbst der triumphalistischen spanischen Historiographie: Justo L. del Río Moreno, *Los inicios de la agricultura europea en el Nuevo Mundo (1492-1542)*, Sevilla 1991; intensiv behandeln die „karibische Etappe“ auch J. Lockhart/ St. B. Schwartz, *Early Latin America*, Cambridge University Press 1983, bes. Kap. 3, S. 61-85; vgl. auch: A. Melón de Ruiz y Cordejuela, *Los primeros tiempos de la colonización. Cuba y las Antillas. Magellanes y la primera vuelta del mundo*, Barcelona 1952; G. Céspedes del Castillo, *Latin America: The Early Years*, New York 1974; C. Bernard/ S. Gruzinski, *Histoire du Nouveau Monde. De la découverte à la conquête, une expérience européenne, 1492-1550*, Paris 1992, bes. S. 247-286. Für den deutschen Sprachraum: Max Zeuske, *Die Conquista*, Leipzig 1992 und H.-J. König, *Die Entdeckung und Eroberung Amerikas: 1492-1550*, Freiburg/Würzburg 1992. Die komplizierte Herausbildung der politisch-administrativen Strukturen behandelt: H. Pietschmann, *Staat und staatliche Entwicklung am Beginn der spanischen Kolonisation Amerikas*, Münster 1980, bes. S. 93ff; vgl. auch: J. Meier, *Die Anfänge der Kirche auf den karibischen Inseln. Die Geschichte der Bistümer Santo Domingo, Concepción de la Vega, San Juan de Puerto Rico und Santiago de Cuba von ihrer Entstehung bis zur Mitte des 17. Jh.*, Immensee 1991.
- 2 Vgl. W.E. Washburn, *The Meaning of „Discovery“ in the 15th and 16th Century*, in: *American Historical Review*, 68 (1962), S. 1ff.
- 3 Vgl. z.B. M. A. Burkholder/ L. M. Johnson, *Colonial Latin America*, New York/ Oxford 1990; beispielhaft für die am Beginn des 16. Jh. überhaupt nicht relevante „nationale“ Perspektive: J. I. Wright, *The Early History of Cuba, 1492-1586*, New York 1916. Im Falle etwa der kubanischen „Nationalperspektive“, zumindest bei wichtigen Arbeiten, muß darauf hingewiesen werden, daß sie die Bedeutung der karibischen Etappe viel sachlicher und umfassender zu würdigen wußten als die kolumbinische Geschichtsschreibung. Vgl. A. Saco, *La esclavitud de los indios en el Nuevo Mundo*, hrsg. und eingel. von F. Ortiz, 2 Bde., La Habana 1932. Ortiz schreibt im Vorwort ganz im Sinne des vorliegenden Artikels: „No en balde fueron estas islas el primer campo de experimentación de los colonizadores de América, pues el poblamiento de las islas Canarias fué casi contemporáneo al de estas Antillas“, ebenda, Bd. I, S. XXI. Das wichtigste neuere Standardwerk ist: L. Marrero, *Cuba: economía y sociedad*, bisher 14 Bde., Puerto Rico/ Madrid 1972ff., bes. Bd. II.
- 4 Aber durchaus auch internationale synthetische Standardwerke, vgl. etwa: F. Mauro, *Die europäische Expansion*, Wiesbaden 1984. Bei dem wohl wichtigsten und am weitesten verbreiteten deutschen universitären Standardwerk über Conquista und Kolonisation (R. Konetzke, *Süd- und Mittelamerika I. Die Indianerkulturen Altamerikas und die spanisch-portugiesische Kolonialherrschaft*) liegt der Fall etwas anders. Da Konetzke das Thema systematisch behandelt, weist er in den einzelnen Kapiteln an entsprechender Stelle auf die karibischen Erfahrungen hin, so etwa bei der frühen Erfahrung der Spanier, die Bewohner der karibischen Inseln und des venezolanischen Festlandes in „gute“ (Tainos, Arawacos) und „böse“ (Kariben, Kannibalen) einzuteilen. Diese „Beobachtung“ von Kolumbus wurde bekanntlich zu einem System der Zwangsarbeit institutionalisiert und gesetzlich sanktioniert, vgl. ebenda, S. 13f. Gleiches gilt für die Erfahrungen im Städtebau (S. 48), die wichtige sozialpolitische Erkenntnis, daß die Baqueano-Banden und die abenteuernden Entdecker zumindest teilweise durch die Nachsendung von Frauen, auch ihrer eigenen, zur Siedlung gebracht werden konnten (S. 64). Das immer wieder fortgeschriebene Vorurteil, die Spanier seien an Ackerbau und Viehzucht nicht interessiert gewesen, dürfte nach den Forschungen von del Río zumindest mit Vorsicht betrachtet werden (S. 42ff).
- 5 *Die Entdeckung und Eroberung der Welt. Dokumente und Berichte. Band I: Amerika, Afrika*, hrsg. von U. Bitterli, München 1980. Bitterli hat in einer neueren Arbeit „La Hispaniola“ als Modellfall für einen „Kulturzusammenstoß“ behandelt, vgl. *Der Kulturzusammenstoß. Die Spanier auf Hispaniola*, in: *Alte Welt – Neue Welt. Formen des europäisch-überseeischen*

- Kulturkontakts vom 15. bis zum 18. Jh., München 1986, S. 77ff.
- 6 W. Reinhard, Geschichte der europäischen Expansion, Bd. II: Die Neue Welt, Stuttgart u.a. 1985, S. 32ff.
- 7 F. Gewecke, Wie die neue Welt in die alte kam, Stuttgart 1986. Der Bezug zur realen Geschichte der Karibik findet sich auf S. 17 in wenigen Zeilen.
- 8 Vgl. B. J. Loewenberg, Historical Writing in American Culture, México 1968; zur Perspektive aus deutscher Sicht vgl. H. Pietschmann, Lateinamerikanische Geschichte als historische Teildisziplin. Versuch einer Standortbestimmung, in: HZ, Bd. 248 (1989), S. 305-342; eine europäische Perspektive eröffnet der Band: Balance de la Historiografía sobre Iberoamérica (1945-1988). Actas de las IV Conversaciones Internacionales de Historia, ed. a cargo de Vazquez de Prada e I. Olabarri, Pamplona 1989.
- 9 Las Casas begann mit der Niederschrift einiger seiner einflußreichsten Schriften 1527, Oviedo etwa, der neben dem Dominikaner wichtigste „Zeithistoriker“, begann 1526 zu publizieren; vgl. K. Kohut, Humanismus und Neue Welt im Werk von Gonzalo Fernández de Oviedo, in: Humanismus und Neue Welt, hrsg. von W. Reinhard, Weinheim 1987, S. 65-88. Der „geographische Ansatz“ in der Struktur des Werkes und die von Kohut beschriebene „Systemwidrigkeit“ („Insel Hispaniola im Zentrum“, S. 75) spiegeln die Tatsache wider, daß 1526 („Sumario“) und 1535 (I. Teil der „Historia General y Natural...“) die Eroberungen von Mexiko erst fünf bzw. vierzehn Jahre zurücklagen und Peru gerade „befriedet“ wurde. Keiner der beiden „Zeithistoriker“ hat an den „großen Conquistas“ teilgenommen. Diese „Ereignisse“ gaben zwar Anlaß für eine triumphalistische Geschichtsschreibung der „Sieger“, zeigten aber auch die zeitliche und geographische Bedeutung der Karibik; vgl. auch: E. Otte, Aspiraciones y actividades heterogeneas de Gonzalo Fernández de Oviedo, cronista, in: Revista de Indias, año XVIII (en.-marzo 1958), núm. 71, S. 9-61.
- 10 Vgl. Gewecke, Wie die neue Welt (wie Anm. 7), S. 88-130.
- 11 Vgl. vor allem die Arbeiten von Enrique Otte mit den lokalen Quellen der Frühgeschichte Venezuelas, Santo Domingos und San Juans.
- 12 Diese Tatsache zeigt sich sehr sinnfällig daran, daß wichtige Texte der Frühzeit, etwa auch Las Casas' Werke in Spanien erst in der Mitte des 19. Jh. wieder veröffentlicht wurden.
- 13 Vgl. Max Zeuske, Die Conquista (wie Anm. 1), sowie: H. Pietschmann, Die Conquista Amerikas: ein historischer Abriss, in: K. Kohut, Der eroberte Kontinent. Historische Realität, Rechtfertigung und literarische Darstellung der Kolonisation Amerikas, Frankfurt/M. 1991, S. 13ff.
- 14 P. Chaunu, Séville et l'Atlantique (1504-1650), Paris 1959, Bd. VIII, S. 494.
- 15 Zu den Quellen und zur Quellsituation über Sto. Domingo, vgl. E. Otte, Die Expedition des Diego Ingenios zur Perleninsel 1528, in: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, 14. Bd., hrsg. von J. Vincke in Verb. mit E. Schramm, G. Schreiber, Münster (1959), S. 19f.
- 16 Santo Domingo wahrte seinen Rang als das Verwaltungszentrum des spanischen „Indien“ bis etwa Mitte des 16. Jh., vgl. ebenda, S. 19ff. Vgl. auch die „Methodologische Einleitung“ über die Quellsituation.
- 17 Zu Kuba vgl. H. Pichardo/ F. Portuondo, En torno a la conquista de Cuba, La Habana 1947; Wright, The Early History (wie Anm. 3); Marrero, Cuba (wie Anm. 3), Bde. I u. II; J. Le Riverend Brusone, Trinidad. Colonización fluvial y aislamiento, in: Revista Geográfica, La Habana, vol. XXX, Nr. 3 (1960), S. 5ff.; H. Venegas Delgado, Apuntes sobre la decadencia trinitaria en el siglo XIX, in: Islas, Nr. 46 (1973), bes. S. 163-170. Friederici meint, daß die Bezeichnung „Cuba“ aus einem Dialekt der Lucayos stammt und schon in antiken Texten 1507 auftaucht, vgl. G. Friederici, Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer, 3 Bde., Stuttgart-Gotha 1925, Bd. I, S. 320.
- 18 Kolumbus hatte die heutige venezolanische Ostküste 1498 bekanntlich zunächst für eine Insel gehalten und nannte sie „Isla de Gracia“. Erst als die Süßwassermassen des Orinoco ein

- größeres Festland vermuten ließen, nannte er das Territorium „Tierra de Gracia“; Hojeda und de la Cosa dagegen benannten einen Landstrich im heutigen Mittelvenezuela nach Indiosiedlungen „Klein-Venedig“ (Venezuela). Als Perlen eingetauscht worden waren, hießen ganze Küstenstriche auch bald „Costa de las Perlas“ oder, da die Perlen zunächst aus dem Wasser geholt werden mußten „Golfo de las Perlas“ oder einfach „Las Perlas“ vgl. E. Otte, *Las perlas del Caribe: Nueva Cádiz de Cubagua, Caracas 1977*, S. 93 sowie: D. Ramos, *Juan de Ampíes y la fundación de Venezuela*, Valladolid/ Coro 1978; J. Manzano y Manzano, *Venezuela, territorio del primer adelantamiento*, in: *Trabajos del I Congreso Venezolano de Historia*, Caracas 1972. Zu den Schwierigkeiten, genau festzustellen, was jeweils unter „Tierra Firme“ gefaßt wurde, vgl. M. Meyn u.a. (Hrsg.), *Der Aufbau der Kolonialreiche. Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion*, Bd. III, München 1986, S. 135, Anm. 9.
- 19 Vgl. F. Moya Pons, *La Española en el siglo XVI (1493-1520)*, Santiago 1973; vgl. auch N. Moez, *Significado del período 1493-1508 en el proceso de la conquista*, in: *Revista chilena de Historia y Geografía*, núm. 110, Santiago (1947), S. 43ff.
 - 20 Vgl. A. Muro Orejón/ F. Pérez-Embid/ F. Morales Padrón (Hrsg.), *Pleitos colombinos*, (bisher) Bdc. I-IV/VIII, Sevilla 1964/67.
 - 21 Siehe: Otte, *Los jerónimos y el tráfico humano en el Caribe: una rectificación*, in: *Anuario de Estudios Americanos (AEA)*, t. XXXII, Sevilla (1975), S. 187-204.
 - 22 N. L. Whitehead, *Lords of Tiger Spirit. A History of the Caribs in Colonial Venezuela and Guayana 1498-1820*, Dordrecht/ Providence 1988, S. 11ff. Die Anlage der ersten provisorischen Siedlungen erfolgte erst, nachdem mit Hilfe „befreundeter“ Indio Stämme die eigentlichen Herkunftszonen der Perlen (d.h. die ertragreichsten Bänke) gefunden werden konnten.
 - 23 Vgl. die „Regelung der Auswanderung nach Amerika durch die spanische Krone (1495/1511)“, in: M. Meyn u.a. (Hrsg.), *Der Aufbau der Kolonialreiche. Dokumente* (wie Anm. 18), S. 289ff. Im übrigen zwei der wenigen dokumentarischen Stücke dieser Ausgabe, die in die „karibische Etappe“ fallen. Lockhart/Schwartz haben die beiden Hauptstrategien der Expansion („Tradition“ vs. „wide-ranging adjustments“) analysiert, vgl. ebenda, S. 61ff. Die wechselnden Zuordnungen der Inseln zur Kategorie der „nützlichen“ oder „unnützen“ zeigte zunächst Gold oder Perlen als Kompaß für feste Ansiedlungen (wie im Falle der Insel Trinidad, auf der Gold vermutet worden war und die besiedelt werden sollte, dann aber zur „isla inútil“, die der karibischen Zone zugehöre, erklärt wurde).
 - 24 Zur politisch-juristischen Hierarchie der Siedlungen („repúblicas“ als „comunidades humanas naturales“ (Giménez Fernández), vgl. auch Lockhart, *The Social History of Colonial Spanish America: Evolution and Potential*, in: *Latin American Research Review*, VII (1972), S. 6-45. „rancherías“, „poblaciones“, „asientos“ und nach der entsprechenden Bestätigung aus der Metropole „villas“ und „ciudades“), vgl. Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 86f.
 - 25 Vgl. die gute Überblicksstudie von K. Herbes, *Die Eroberung der kanarischen Inseln - ein Modell für die spätere Expansion Portugals und Spaniens nach Afrika und Amerika*, in: H. Duchardt/ J. A. Schlumberger/ P. Segl (Hrsg.), *Afrika. Entdeckung und Erforschung eines Kontinents*, Köln/Wien 1989, S. 51ff. Erstaunlicherweise wird zwar immer wieder auf die „Sandkastenfunktion“ der Eroberung der kanarischen Inseln verwiesen, was gar nicht in Gänze angezweifelt werden soll; allerdings muß auch darauf verwiesen werden, daß die Endphase der Kriege gegen die Guanchen erst nach 1492 lag. *La Española* und *Teneriffa* wurden im gleichen Zeitraum unterworfen.
 - 26 Bereits Friederici hat darauf hingewiesen, daß, hätten es die Spanier von Anfang an mit Stämmen vom Kaliber der Kariben zu tun gehabt, die „karibische Phase“ etwas komplizierter für sie verlaufen wäre. So gilt die Feststellung von der relativen Ungefährlichkeit der Indio-Stämme auch nur für die Taino der großen Antillen. Schon auf den kleinen Antillen, in Mittelamerika und an der Cumaná-Küste trafen die Perlenhändler und Sklavenjäger auf sehr wehrhafte Stämme. Um die politische Geographie auf den Punkt zu bringen: die Anlage

- dauerhafter Siedlungen gelang in den ersten dreißig Jahren nach 1492 vor allem in Tainogebieten.
- 27 V. J. de Lagoa, Magalhães, 2 Bde., Lisboa 1938. In der Region des heutigen Venezuela wurde im Maracaibosee eine Durchfahrt zu den Gewürzinseln vermutet; zum Zusammenhang zwischen der Suche nach einer Passage und der Vergabe von Kapitulationen vgl. Cédulas Reales relativas a Venezuela, 1500-1550, Estudio preliminar de E. Otte, Caracas 1963; vgl. auch: J. Friede, Geographical Ideas and the Conquest of Venezuela, in: The Americas, Washington XVI (1959), S. 157ff.
- 28 Pietschmann, Staat und staatliche Entwicklung (wie Anm. 1), S. 76.
- 29 Womit hier der Gruppentypus und nicht die „großen Namen“ gemeint sind. Im Gegensatz zu den im deutschen historischen Bewußtsein fest verankerten Typen der „Eroberer und Entdecker“ (R. Konetzke) sind die Sozialtypen der zunächst offenen „antillanischen Gesellschaft“ weniger bekannt (methodisch zu diesem Problem vgl. Pietschmann, Staat und staatliche Entwicklung (wie Anm. 1), bes. S. 37f. sowie: Otte, Die europäischen Siedler und die Probleme der Neuen Welt, in: JbLA, 6 (1969), S. 1ff.): königliche Funktionäre, Kleriker (die erst in der Endphase dieser Etappe ihren Ruf als „Verteidiger der Indios“ begründeten und bis 1512 einfach als Kapellane der Entdecker und ersten Siedler fungierten), Encomenderos-Minenbesitzer, Unternehmer (Mischungen von Kaufleuten, Schiffsbesitzern und Wuchernern), Besitzer von Viehzucht-Hatos, die Besitzer der ersten Zuckerplantagen, Bergbau-Techniker und Angestellte, Handwerker, Abenteurer, Vagabunden und Gescheiterte, oftmals aus den Reihen der Schiffsmannschaften. Dazu muß noch der für den Übergang zum Conquistador wichtigste soziale Typus genannt werden, der sog. „baquiano“. Profan ausgedrückt waren die Baquianos Sklavenjäger, die in Banden (compañías, compañías) zusammengeschlossen die Bahamas oder karibische Inseln heimsuchten und in sog. „entradas“ oder „cavalgadas“ Indios fingen und verschleppten, um sie zur Arbeit auf den Gütern oder in den Minen zu verkaufen. Da die Indios - die Karibenstämme von Anfang an - mit militärischer Gegenwehr reagierten, mußten sich auch die Baquianobanden mehr und mehr militärisch organisieren: der Trainingseffekt für die Conquista ist nicht zu übersehen, zumal unter dem Einfluß der „Dorado-Legenden“ u.ä. die geographischen Kenntnisse erweitert wurden. Vgl. G. Céspedes del Castillo, América Hispánica (1492-1898), Barcelona 1986, S. 72ff., vgl. auch: J. Durand, La transformación social del conquistador, 2 Bde., Madrid 1953.
- 30 Vgl. die Hierarchisierung der Motive in der Einleitung („Das koloniale Interesse“) zum I. Kapitel des Bd. III der Dokumente zur europäischen Expansion (wie Anm. 18), S. 1ff. Vgl. auch die Diskussion in „Saeculum“ und in „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“.
- 31 Das zeigt sich auch am sprachgeschichtlichen Befund, vgl. M. Perl, Fuentes extralingüísticas de la formación del español de Cuba, Vortrag auf dem internationalen Symposium des Iberoamerikanischen Instituts Berlin (22.-24. April 1992): „Normas del español en América en el siglo XVI“ (im Druck, M. Perl stellte sein Material freundlicherweise zur Verfügung).
- 32 Zu diesem Problemkreis vgl. Pietschmann, Staat und staatliche Entwicklung (wie Anm. 1), S. 75f.
- 33 Das negative Zusammenwirken von schwindender Ernährungsbasis, kolonialer Eroberung und Aneignung sowie demographischer Katastrophe und schließlichem Zusammenbruch der Subsistenz betraf vor allem die Landwirtschaft, genauer den Feldbau. In der Viehhaltung - von „Wirtschaft“ kann hier kaum gesprochen werden - geschah etwas anderes. Bestimmte Nutztierarten (Rinder, Pferde, Schweine, Ziegen), aber auch eingeführte Wildtierarten oder „Schädlinge“ vermehren sich derart rasant, daß sie einerseits oftmals dem indianischen Feldbau den Todesstoß versetzten, andererseits zur Ernährungsreserve wurden (Schinken, Salzfleisch, tasajo), auf deren Basis sich langfristig neue mestizisierte Kulturen entwickelten, oder zur weiteren Dynamisierung der europäischen Ausbreitung (Pferde) beitrugen. Viehhaltungsregionen waren auch Nachschubbasen für die weitere Expansion. - Friederici weist auch auf die letzte verzweifelte Maßnahme eines „Wirtschaftskrieges“ seitens der karibischen

Aruakstämme hin, dessen Auswirkungen die Stammesgesellschaften allerdings nachhaltiger als die Spanier trafen. Allerdings zeigen Berichte vor allem der Pedrarías-Expedition im südlichen Mittelamerika, aber auch in Chile, Cartagena, Urabá und Santa Marta, daß damit zumindest erste Expeditionen ins Leere stießen. Dabei handelte es sich immer auch um den Aspekt der Nichtbeachtung karibischer Erfahrungen, womit sich auch die Fälle von Kannibalisierung unter den Spaniern erklären lassen. Manche Stämme wiederum bauten einen regelrechten Lebensmittelhandel mit den vordringenden Spaniern auf, vgl. Oviedo, in: *Venezuela en los Cronistas Generales de Indias*, t. I, Caracas 1962, S. 179-83.

- 34 A. W. Crosby, *Die Früchte des weißen Mannes. ökologischer Imperialismus 900-1900*, Frankfurt/M.-New York 1991.
- 35 In allen zeitgenössischen Expeditionsberichten werden nicht so sehr die Kämpfe mit den Indios, sondern vor allem Ermüdung, Unbilden des ungewohnten Klimas, Krankheiten und Hunger hervorgehoben. Erst ein längerer Aufenthalt konnte die Immunität vor den gefürchteten Krankheiten „baquça“ und „modonia“ sichern. Gewöhnlich fielen 30-50 Prozent der Europäer diesen Krankheiten zum Opfer. Die Baquianobanden rüsteten sich mit einigen Schweinen, Pferden und Hunden sowie Vorräten von Kassavebrot aus, die auf La Española gezogen bzw. angebaut wurden, vgl. ebenda, S. 75, sowie F. A. Kirkpatrick, *Die spanischen Konquistadoren*, Leipzig o.J., S. 47; vgl. auch del Río Moreno, *Los indios* (wie Anm. 1).
- 36 Vgl. St. Breuer, *Imperien der Neuen Welt? Zur Klassifikation des Inka- und Aztekenstaates*, in: *Saeculum*, Bd. 39 (1988) I, S. 35ff.
- 37 „Technik“ sollte hier im weitesten Sinne verstanden werden, etwa wie im Gebrauch des Begriffs „Techniken“ in den verschiedensten Bereichen. Zu erwähnen wären etwa der frühe Schiffbau in der Karibik, der ja partiell sehr schnell indianische Techniken und Transportmittel (canoa) übernahm und trotzdem auch europäische Techniken weiterbenutzte; die Übernahme geographischer und „landeskundlicher“ Informationen über andere Stämme und Reiche bzw. Goldvorkommen oder Schätze (Adels- und Priestergräber!) (die sog. „secretos de la tierra“, aus dem pragmatischen Ansatz wurde zunächst von der Casa de la Contratación und dann unter Philipp II. eine regelrechte Informationspolitik der geographischen Landesbeschreibungen entwickelt), aber auch für die Auswahl von Siedlungsplätzen - wobei hier eine Untersuchung der frühen Informationstechniken und -politik und sogar der psychologischen Kriegführung noch aussteht, die sich auch der Art und Weise der Legenden- und Mythenbildung zuwenden müßte. - Gerade Kuba wurde zu einem Zentrum der Informationssammlung über die Mayagebiete, das Aztekenreich und andere Stämme des mexikanischen Raumes und Mittelamerikas. Zu erwähnen wäre auch der große Bereich der Waffentechnik und des Einsatzes bestimmter Waffenarten bzw. die Taktik und Organisation der Konquistadorenzüge („huestes“, „cuadrillas“, „cabalgadas“, „entradas“), die Technik der Conquista („pacificación de una provincia“) eines bestimmten Gebietes überhaupt, sowie die Nutzung der Erfahrungen aus Scharmützeln mit den Indios, vor allem in bezug auf die „Ernährung unterwegs“ und die Kampfweise („Guerrillataktik“) und den Einsatz von Pfeilgiften, das die Spanier auf der Tierra Firme kennen und fürchten lernten. Als eine Art Faustformel zur Bezeichnung dessen, was im großen Bereich der Techniken wichtig war, kann wohl die Übernahme von Begriffen aus den indianischen Sprachen dienen, eine „Kommunikationstechnik“, deren Herausbildung ebenfalls in der karibischen Phase weitgehend abgeschlossen wurde und dann bei der Conquista der anderen indianischen Siedlungsgebiete oftmals dort gebrauchte Begriffe selbst in den Indiosprachen verdrängte. Es sei nur auf Begriffe aus den Bereichen indianischer Herrschaftstechniken (cazique, naboria), der Lebensweise und der Nutzung örtlicher Ressourcen für die Anlage von Siedlungen (bohio), der Nahrungs- und Genußmittel (casabe, yuca, tabaco) verwiesen. Vgl. Lockhart/Schwartz, S. 76ff. Ein wichtiger Bereich der Wahrnehmungstechniken, verbunden mit Besitzergreifungsakten war die Namensgebung von Orten. Gleiches gilt auch für die Ausbildung der Techniken des „rescate“-Handels bzw. der Raubökonomie, wie er in großem

Maßstab zuerst an der Pariaküste betrieben wurde, vgl. den Abschnitt: „Die Technik der Konquista“ bei Friederici, Bd. I, S. 544ff.

- 38 Die hier gewählten Regionen waren allerdings „Breiter“ für „Sprünge“ in verschiedene strategische Richtungen. Die Anlage der ersten Städte an der Südküste Hispaniolas und Kubas weist auf eine zunächst strategische Orientierung nach Süden, in Richtung Perlenküste, worauf auch H. Vucogas in seinen Essays über die Frühgeschichte Trinidads verweist, vgl. ders., *Apuntes* (wie Anm. 17), S. 164ff. Bald schoben sich das Südmeer und Darién (Panamá) in den Vordergrund. Die historisch „wirksam“ gewordene strategische Richtung zeigt sich dann in der Verlagerung des Schwerpunkts der Insel nach La Habana: Mexiko und das nördliche Mittelamerika, wie auch Florida und die heutige Südküste der USA. Mit dem Einsetzen des Flottensystems entwickelte sich Havanna zum amerikanischen Kopf des Kommunikationssystems zwischen Amerika (besonders Neu-Spanien) und Spanien.
Tierra de Gracia wurde nach den Jahren der Unmöglichkeit Siedlungen fest zu etablieren, zum Ausgangspunkt von Versuchen, im Amazonasgebiet („Guayana“) den „Dorado“ zu finden und gewann auch Bedeutung für die Eroberung der Chibcha- und Muiscareiche.
- 39 M. Góngora, *Los grupos de conquistadores en Tierra Firme (1509-1530)*, Fisionomía histórico-social de un grupo de conquista, Santiago 1962; J. Lockhart, *The Men of Cajamarca. A Social and Biographical Study of the First Conquerors of Peru*, Austin 1972; für Kuba vgl. die Kurzbiographien bei Marrero (wie Anm. 3), II; generell vgl. Céspedes del Castillo, „Aparece el conquistador“, in: a.a.O., S. 77.
- 40 Vgl. Del Río Moreno/L. E. López y Sebastián, *El comercio azucarero de La Española en el siglo XVI. Presión monopolística y alternativas locales*, in: *Revista Complutense de Historia de América*, 17 (1991), S. 39-78.
- 41 A. García-Gallo, *Los orígenes de la administración territorial de las Indias: El gobierno de Colón*, in: *Anuario de Historia de Derecho Español (AHDE)*, 15 (1944), S. 16-106; sowie: R. Ruiz de Lira, *Colón, el Caribe y las Antillas*, in: *Historia de América Latina. Hechos, Documentos, Polémica*, Bd. 3, Madrid 1978.
- 42 Vgl. das Problem der „exzessiven Zwangsarbeit“ bei: P. Castañeda Delgado, *Die ethische Rechtfertigung der Eroberung Amerikas*, in: K. Kohut (Hrsg.), *Der eroberte Kontinent* (wie Anm. 13), S. 73f.
- 43 Del Río und Lockhart/Schwartz haben diese Tatsache hinwiesen, del Río ist dabei, dieses Problem systematisch zu untersuchen, vgl. auch: Crosby, *Die Früchte*, bes. S. 171ff., der allerdings nur punktuelle Belege im Rahmen seiner Theorie vom „ökologischen Imperialismus“ heranzieht.
- 44 Für La Española vgl. C. O. Sauer, *The Early Spanish Main*, Berkeley/Los Angeles 1966, S. 104 (1492: 1 Mio. Bevölkerung - 1520: 16 000).
- 45 Vgl. R. Konezke, *La esclavitud de los indios como elemento en la estructuración social de Hispanoamérica*, in: ders., *Lateinamerika. Gesammelte Aufsätze*, hrsg. von G. Kahle u. H. Pietschmann, Köln/Wien 1983, S. 257ff.; vgl. auch: Max Zeusk, *Die Conquista*, S. 39ff. Der Autor verweist auf die sich in der Karibik entwickelnde sozial-politische Eigendynamik der Conquista, vgl. S. 44.
- 46 B. de Las Casas, *Obras escogidas I-V*, ed. por J. Pérez de Tudela Bueso; zur „Apologética Historia“ vgl. auch: Las Casas, *Apologética Historia de las Indias*, in: S. Gili y Gaya, *Historiadores de los siglos XVI y XVII*, t. XVI, Madrid 1964; ders., *Kurzgefaßter Bericht von den Verwüstungen der Westindischen Länder*, hrsg. von H. M. Enzensberger, Frankfurt/M. 1989.
- 47 Vgl. die gute Zusammenfassung der Biographie bei: G. Kahle, *Bartolomé de las Casas*, in: *Iberoamerika. Ausgewählte Aufsätze von Günter Kahle*, Köln/Wien 1987, S. 1ff., bes. S. 10. Vgl. auch: B. M. Biermann, *Las Casas und seine Sendung*, Mainz 1968 sowie die ausführlichen Arbeiten wie: M. Giménez Fernández, *Bartolomé de las Casas*, 2 Bde., Sevilla 1953/60;

- L.Hanke, *The Spanish Struggle for Justice in the Conquest of America*, Boston 1965 sowie: A. Losada, *Bartolomé de las Casas a la luz de la moderna crítica histórica*, Madrid 1970, die allerdings oft von der Las Casas-Debatte überwuchert werden. Zum „überschreiben“ von späteren Texten mit Las-Casas-Einschätzungen, siehe etwa die Struktur des Buches: Ch.Strosetzki (Hg.), *Der Griff nach der Neuen Welt. Der Untergang der indianischen Kulturen im Spiegel zeitgenössischer Texte*, Frankfurt/Main 1991.
- 48 Die wichtigsten Quellen für den „kubanischen Part“ der karibischen Etappe sind: Die Texte Kolumbus', die Berichte des Diego Velásquez sowie Las Casas und Oviedo, vgl. die kommentierte Sammlung von Auszügen: C. Almodóvar Muñoz, *Antología crítica de la historiografía cubana (época colonial)*, La Habana 1986, S. 3-77.
 - 49 J. Dyson/ P. Christopher, *Columbus. Die Entdeckung seiner geheimen Route in die Neue Welt* (nautische Rechen: L.M.Coin Cuenca), München 1991; vgl. auch: L.J.Ramos Gómez, *Los lucayos, guías náuticos de Colón en el primer viaje? (La navegación entre Guanahani y Samoet)*, in: RI (1989), vol. XLIX, núm. 185, S. 11-26.
 - 50 Wobei er entsprechend seiner Strategie vorging, daß dieses größere Stück Land „asiatisches“ Festland sei, was er auch seine Mannschaft auf der zweiten Reise schwören ließ. Dem widerspricht allerdings schon die Namensgebung durch Kolumbus selbst - „Juana“ (nach Prinz Juan, dem Erstgeborenen der katholischen König, der aber schon 1497 starb). Ein Festland hätte Kolumbus mit Tierra benannt. Der Ligure selbst bestätigte den Inselcharakter 1493 schon in seinem Bericht an Luis de Santángel. „Bewiesen“, aber nicht allgemein bekannt war der Inselcharakter auf jeden Fall um 1506, denn Vicente Yañez Pinzón war sowohl an der östlichsten wie auch an der westlichsten Landspitze Kubas vorbeigesegelt. Die Unterschiede zwischen dem realen Wissen und der bewußten Verschleierungsstrategie werden in den Karten von Juan de la Cosa (1500) und Bartolomé Colón (1506) deutlich. Vgl. K. Kretschmer, *Die Entdeckung Amerikas in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Weltbildes*, London/ Berlin/ Paris 1892 (Atlas), Tafel VII; zur Karte von B. Colón vgl. F. v. Wiesner, *Die Karte des Bartholomeo Colombo*, in: *Ergänzungsband der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichte*, IV, Wien 1893.
 - 51 Die genauen Daten der Erkundung durch Sebastían de Ocampo (1509-Anf. 1510) sind nicht bekannt.
 - 52 Darin zeigen sich die Bedeutung aber auch die Mängel einer technischen Grundvoraussetzung der spanischen Erkundungsstrategien: die Haltbarkeit des Materials und der Schiffskonstruktionen angesichts des tropischen und subtropischen Klimas und der Schädlinge (Bohrwürmer). Einige der „Schiffbrüheigen“ (u.a. A. de Hojeda) oder Ausgesetzten können durchaus als „Robinsons“ vor Robinson angesehen werden; vgl. Marrero, *Cuba* (wie Anm. 3), II, S. 103f.
 - 53 *Documentos para la historia de Cuba*, S. 45.
 - 54 T. S. Floyd, *The Columbus Dynasty in the Caribbean, 1492-1526*, Albuquerque 1973. Zu den politischen Hintergründen („Allianznetze“ und „Architekturen der Komplizenschaft“, deren Chefs in Spanien saßen), vgl. Bernard/ Gruzinski, *Histoire* (wie Anm. 1), S. 274f.
 - 55 Diego Colón hatte königliche Instruktionen über die „ersten Dinge“, mit denen er sich beschäftigen sollte, d.h. eine Prioritätenliste, erhalten. Darauf figurierte an vorderer Stelle: „porque tenemos alguna sospecha de que en la isla de Cuba hay oro debeis procurar lo más presto que pudiéreis saber lo cierto“. König Ferdinand sprach auch öfter vom „secreto de Cuba“, womit er meist Gold meinte; vgl. Guerra, *Manual...*, S. 56f.
 - 56 Eine Biographie von Velásquez steht noch aus. Aspekte einer Biographie enthält: Marrero, *Cuba* (wie Anm. 3), II, S. 118ff.
 - 57 Vgl. R. C. a Diego Velásquez, Medina del Campo, 28. Februar 1515, zit. nach Marrero, *Cuba* (wie Anm. 3), II, S. 113. Bekanntlich hatte Kolumbus zunächst Long Island „Fernandina“ genannt, vgl. Brief an Luis de Santángel (1493), in: *Dokumente zur europäischen Expansion* (wie Anm. 18), Bd. III, S. 24, Anm. 7. Trotz des königlichen Wunsches setzte sich aber der

Fernandina und Tierra de Gracia

- Name „Cuba“ durch, der zunächst für die Region eines Stammes in der Gegend des heutigen Santiago galt. Noch im 18. Jh. wurde Santiago de Cuba auch schlicht „Cuba“ genannt.
- 58 Vgl. Konetzke, Hernán Cortés como poblador de la Nueva España, in: Lateinamerika (wie Anm. 45), bes. S. 158f.
 - 59 V. Murga Sanz, Juan Ponce de León fundador y primer gobernador del pueblo puertorriqueño, descubridor de la Florida y el estrecho de las Bahamas, San Juan de Puerto Rico 1949, sowie R. Alegría, Descubrimiento, conquista y colonización de Puerto Rico, San Juan de Puerto Rico 1969.
 - 60 F. Morales Padrón, Jamaica española, Sevilla 1952.
 - 61 Ebenda, Descubrimiento y toma de posesión, in: Anuario de Estudios Americanos (AEA), 12 (1955), S. 321-380.
 - 62 Wo Velásquez Ländereien besaß, von denen er z.T. den Nahrungsmittelnachschub organisierte, vgl. die Liste des Vermögens von Velásquez bei Marrero, Cuba (wie Anm. 3), Bd. II, S. 121f. sowie Guerra, Manual..., S. 53f.
 - 63 Pánfilo de Narváez und Francisco de Morales wurden zunächst in die Regionen Bayamo und Maniabón gesandt, beide mit dichter Indiobevölkerung. Die Spanier wurden zunächst sehr friedlich aufgenommen. Als aber das „normale“ Verhalten der frühen Eroberungszüge gegenüber der Indiobevölkerung einsetzte, die Spanier glaubten die Indianer rituell vogelfrei und sich selbst im „Paradies Mohammeds“, setzte zunächst die Gegenwehr der Indios ein, die mit brutaler Härte unterjocht wurde. Gleiches spielte sich auf Grund des von den Spaniern angewandten Arbeitszwanges ab. - Mit der Sicherung der Cautoebene konnte die eigentliche Besetzung der Insel oder die dritte Etappe der Conquista beginnen: Eine „Marschsäule“ unter Narváez von Bayamo über verschiedene Stationen bis zur Bucht, an der heute Havanna liegt und zum (fast) äußersten Westen der Insel. Begleitet wurde diese Expedition durch eine Art Versorgungs- und Erkundungsschiff, das entlang der Nordküste fuhr, Velásquez selbst begab sich, teils zu Land, teils unter Zuhilfenahme indianischer Kanus, über Bayamo bis zur Bucht von Jagua, an der später Cienfuegos gegründet wurde.
 - 64 Was nicht heißt, daß es keine Todesfälle wegen Krankheiten, Hunger etc. gegeben hätte.
 - 65 Velásquez selbst schrieb 1514 über den Platz für die Anlage von Bayamo: „...el que hallé a legua y media de un puerto, a propósito para la navegación de la Española y de la Tierra Firme“. Der Name Tierra Firme bezeichnet hier mehr Panamá als das heutige Venezuela, auch wenn Velásquez generell das Festland im Süden im Geist hatte.
 - 66 Vgl. Marrero, Cuba (wie Anm. 3), Bd. I, S. 180ff. Mit offizieller Genehmigung („facere ceteros navios“) zum innerkaribischen Handel durch Ximénez de Cisneros allerdings erst 1516, vgl. R. Guerra y Sánchez, Manual de Historia de Cuba, La Habana 1962, S. 51.
 - 67 1492 insgesamt: 80 000 bis 100 000 Einwohner, vgl. Marrero, Cuba (wie Anm. 3), II, S. 127.
 - 68 Ebenda, S. 186ff.
 - 69 Las Casas..., S. 187.
 - 70 Der Vizekönig Diego Colón versuchte den Abzug von Spaniern und Spanierinnen zunächst zu verhindern, vgl. ebenda, II, S. 130.
 - 71 Ebenda und S. 133f.
 - 72 Das Jahr 1519 bildete einen Gipfelpunkt in der Goldausbeute (112 000 Goldpesos). Die kurzfristige Prosperität, der florierende Tauschhandel (vgl. Friederici, Bd. I, S. 547, wobei hier, zwischen den Spaniern, eher die „gute“ Seite, eben der „christliche Tauschhandel“ gemeint ist) mit dem Zentrum Santiago (sogar eine Casa de Contratación war in der Karibikstadt geplant, 1516 war der Handel zwischen den Kolonien freigegeben worden, vgl. auch D. Ramos, Audacia, negocios y política en los viajes españoles de descubrimiento y rescate, Valladolid 1981), die explosionsartige Vermehrung von Schweinen und Pferden, das trotz des Scheiterns bei der Einführung der europäischen Feldwirtschaft (noch) gute Nahrungsmittelangebot an Mais und Casabe ermöglichten es, in relativ kurzer Zeit vier große Expeditionen auszurichten:

- Hernández de Córdoba (1517: 110 Leute); Juan de Grijalba (1518: 240); Hernán Cortés (1519: 700) und Pánfilo de Narváez (1520: 1000), vgl. Marrero, Cuba (wie Anm. 3), II, S. 135.
- 73 Boyd-Bowman hat für den hier behandelten Zeitraum (1493-1519) 5481 Passagiere nach Indien festgestellt, darunter figurierten 743 Personen, die von Cuba nach Mexiko gingen. Unter den 5481 waren 55 Hidalgos, von denen sich 28 zeitweilig in Kuba niedergelassen hatten. 26 von diesen wiederum gingen - zumcist als Anführer - nach Mexiko, vgl. P. Boyd-Bowman, *Indice geobiográfico de cuarenta mil pobladores españoles de América en el siglo XVI*, Bd. I (1493-1519), Bogotá 1964, S. XVIII. Marrero geht davon aus, daß die Zahl 743 der von Kuba nach Mexiko Ausgewanderten wegen der Nichtidentifizierten verdreifacht werden müßte, vgl. Marrero, Cuba (wie Anm. 3), II, S. 146, vgl. auch den „Padrón parcial de vecinos de Cuba“ (1510-1516) der namentlich Bekannten, die fast alle nach Mexiko gingen; ebd., S. 138 sowie den Ausschnitt aus einem Bericht über die Wirtschafts- und Sozialverhältnisse von 17 Vecinos von Trinidad und Sancti Spiritus. Von ihnen äußerten 1534 9 den klaren Wunsch, nach Peru zu gehen, 6 wollten weggehen, äußerten aber kein Ziel; 1 wollte nach Kastilien zurück; vgl. *Informaciones hechas por el gobernador de la Isla Fernandina, Manuel de Rojas, sobre el estado de dicha isla* (1534), Archivo General de Indias, Sevilla (AGI), Patronato, Legajo 177, Doc. 1, Ramo 18, zit. nach: Marrero, Cuba (wie Anm. 3), II, S. 148.
 - 74 Die narrativen Hauptquellen sind - neben Las Casas - : G. Fernández de Oviedo y Valdez, *Historia General y Natural de las Indias, Islas y Tierras Firmes del Mar Océano*, 4 Bde., Madrid 1851/55; J. de Oviedo y Baños, *Historia de la Conquista y población de la provincia de Venezuela*, New York 1960; vgl. auch ders., *Venezuela en los Cronistas* (wie Anm. 33) und: *Descubrimiento y conquista de Venezuela*, 2 Bde., Caracas 1962.
 - 75 In der Anfangszeit der Conquista bezeichnete der Namen „Tierra Firme“ zunächst nach mediterraner Tradition - vgl. Washburn, *The Meaning* (wie Anm. 2), S. 8ff. - alles feste Land im Gegensatz zu Inseln. Der Name wurde zunächst vor allem für Darién (Panamá) gebraucht, erst später ging er auf die neugranadinische und venezolanische Küste über. Vgl. auch Anm. 18.
 - 76 Vgl. den kurzen Artikel über die Versuche, von Peru aus Amazonien zu erobern: E. H. Frank, *Frühe spanische Kolonisationsunternehmungen im westlichen Amazonien. Zur Begründung eines Mißerfolgs*, in: *Saeculum*, Bd. 37 (1986), H. 3/4, S. 260ff.
 - 77 Zur Charakterisierung der sich mit der „Venezuelaerfahrung“ herausbildenden Konquistadoren-Trupps als Raubkriegerbanden, d.h. Menschen, die das Prinzip des „rescate-Handels“ völlig in Richtung Beutemachen verschoben hatten und auch ihre auf Siedlung sinnenden Führer mitrissen, vgl. Góngora, *Studies in the Colonial History of Spanish America*, Cambridge 1975, bes. S. 1-32.
 - 78 Vgl. Friederici, Bd. II, S. 260.
 - 79 J. Lynch, *España bajo los Austrias*, 2 Bde., Bd. I: *Imperio y absolutismo (1516-1598)*, Barcelona 1970, S. 213.
 - 80 „Armadores de rescate“, „mercaderes“ und „empresarios“ aus Santo Domingo (La Española) und Puerto Rico sowie San Germán auf San Juan (Pto. Rico), vgl. Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 129 u. 195.
 - 81 Ebenda, S. 129.
 - 82 Góngora, *Los grupos* (wie Anm. 39), S. 9ff. diskutiert die verschiedenen Bezeichnungen für die bewaffneten „Banden“. Er weist darauf hin, daß etwa „hueste“ schon 1500 ein antiquierter Begriff war.
 - 83 Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 99: „Medio principal para llevar a cabo el rescate fue la nave, organizada en expedición, que recibió el nombre de armada.“
 - 84 J. Pérez de Tudela, *Las armadas de Indias y los orígenes de la política de colonización*, Madrid 1956, S. 240ff.
 - 85 Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 72.

- 86 Vgl. M. Izard, *Tierra Firme. Historia de Venezuela y Colombia*, Madrid 1987, S. 43. Izard betont ausdrücklich die „Fähigkeit des Widerstandes“.
- 87 Vgl. M. Acosta Saignes, *Los caribes de la costa venezolana*, México 1946.
- 88 Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 92.
- 89 Vgl. A. Harkness, Alonso de Hojeda y el descubrimiento de Venezuela, in: *Revista Chilena de Geografía e Historia*, Santiago de Chile 102 (1943), S. 197-213 sowie: *Cedulas Reales* (wie Anm. 27), S. 7ff.
- 90 Vgl. J. J. Real Díaz, El sevillano Rodrigo de Bastidas. Algunas verificaciones en torno a su figura, in: *Archivo Hispalense*, t. XIV (1957), S. 23ff. sowie: J. Meier, Don Rodrigo de Bastidas (1498-1596), Bischof von Venezuela und Puerto Rico, Schirmherr der Indios, in: *Ecclesia Militans. Studien zur Konzilien- und Reformationsgeschichte*, Bd. II, hrsg. von W. Brandmüller/H. Immenkötter/ E. Iserloh, Paderborn 1988, S. 519f.
- 91 L.-A. Vigneras, The Three Brothers Guerra of Triana and their Five Voyages to the New World, 1498-1504, in: *Hispanic American Historical Review* (HAHR), LII, 4 (1972), S. 621-641.
- 92 J. Toribio Medina, *El descubrimiento del Océano Pacífico*, 4 Bde., Santiago de Chile 1914.
- 93 Carta al gobernador Nicolás de Ovando vom 27.12.1504, zit. in: *Cedulario*, 1961, Bd. I, S. XIV.
- 94 Friederici, Bd. II, S. 259.
- 95 Diese umfaßte nach der capitulación das Territorium zwischen dem Cabo de la Vela im Westen und dem Cabo Codera (Maracapana) im Osten, ohne Begrenzung des Hinterlandes, vgl. F. Brito Figueroa, *La estructura económica de Venezuela colonial*, Caracas 1963, S. 80.
- 96 G. Morón, *Historia de Venezuela*, 5 Bde., Caracas 1971, Bd. II, S. 91f. Zur Bedeutung der „rancherías“ als Organisationsform des Perlenfischens vgl. Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 45f.
- 97 Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), bes. S. 83ff.; vgl. auch die Arbeiten von P. Vila, *Cubagua y el poblamiento oriental de Venezuela en los comienzos de la colonia*, Barcelona 1961 sowie ders., *Margarita en la Colonia*, Caracas 1949/50.
- 98 Las Casas, *Historia de Indias*, T. II, Lib. 2, Cap. XLV, México 1951, S. 352ff.
- 99 Otte nennt als Taucher: versklavte Indios aus den Karibengebieten (was nicht bedeuten muß, daß es immer Kariben waren!), am Anfang vor allem Lucayos, aber auch von anderen Antilleninseln und von der Karibikküste (im heutigen Verständnis) bis nach Yucalán, besonders aber Indios von der Küste des heutigen Venezuela von Caracas bis zum Orinoco, die gefangen worden waren oder eingetauscht. Seit 1527 autorisierte die Krone die Einführung von Negern, später, in der zweiten Hälfte des 16. Jh. wurden auch brasilianische Indios eingesetzt. Auch dieser oder jener Spanier hat wohl manchmal den Sprung in das Wasser gewagt. Eine privilegierte Stellung hatten die Indios der Inselgruppe von Margarita. Sie galten theoretisch als frei und halfen den spanischen Organisatoren der Perlenfischerei bei der Auffindung neuer Austernbänke und versorgten die Rancherías, vgl. ders., *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 48f.
- 100 Vgl. die Gruppe der Kapitalgeber (eben der „armadores“), meist Kaufleute und königliche Funktionäre einer Armada von San Juan (1518), die als einzige alle namentlich bekannt sind: Der oberste Richter von San Juan, Licenciado Sancho Velázquez, der königliche Schatzmeister Andrés del Haro, der Contador Antonio Sedeño, der Faktor Baltasar de Castro, der Mercader und Interimscontador Juan Sánchez de Robledo und der Seefahrer und Unternehmer Juan Pérez de Ortuibia, berühmter Kapitän der Erkundungsreise nach Florida 1513, sowie Francisco de Barrionuevo bei: Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 129f.
- 101 Die Organisatoren der Perlenfischerei „vor Ort“ („granjería de perlas“ oder „pesquería“) waren die „señores de canoas“, die Unternehmen nannten sich möglicherweise auch „hacienda de sacar perlas“. Die Elite von Nueva Cádiz besaß im Gegensatz zu den weniger reichen Unternehmern zwei Kanus bzw. ein Kanu und eine Piroge. Der Deutsche Martín Alonso Alemán besaß ein Kanu und eine Piroge. Zum Zeitpunkt seines Todes unterstanden ihm 18 indianische Taucher, darunter drei Lucayos. Neben diesen Unternehmern vor Ort gab es auch

- von Anfang an Agenten von Unternehmern, die in La Española oder San Juan saßen bzw. später auch von Vertretern der großen Sevillaner Handelshäuser geleitete Unternehmen, die die Perlen über ihre Handelsnetze vertrieben, vgl. Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 50f. und S. 49, Anm. 148.
- 102 Anfang 1504 wurde das System des „mercaderismo estatal“ aufgehoben, d.h. bestimmte Gebiete de jure, de facto aber die ganze Karibikregion dem rescate-Handel freigegeben, vgl. Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 102, vgl. auch D. Ramos, *El restablecimiento de los viajes de descubrimiento y rescate por Fernando el Católico*, in: *Revista de la Universidad de Coimbra*, vol. 36 (1978), S. 65ff.
- 103 Real Cédula Isabels der Katholischen vom 30.10.1503, in: Konetzke, *Colección de documentos para la Historia de la formación social de Hispanoamérica, 1493-1810*, 5 Bde., Bd. I, Madrid 1958, S. 294. Allerdings war das Gebiet, welches als „zona caribe“ erklärt wurde noch relativ begrenzt: die Inseln von San Bernardo, Fuerte und Barú und die Häfen von Cartagena, vgl. Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 104.
- 104 Zit. nach: ebenda.
- 105 A. Lugo, *Edad Media de la isla Española. Historia de Santo Domingo desde 1556 hasta 1608*, Ciudad Trujillo 1952, S. 298ff.
- 106 Die wichtigste Marinebasis der Armadas wurde Puerto de Plata auf La Española. Marrero, *Cuba* (wie Anm. 3), Bd. I, S. 180ff. betont allerdings den Einfluß Kubas seit 1515/16.
- 107 Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 104.
- 108 Ebenda, S. 103.
- 109 Real Cédula vom 28.7.1511 aus Sevilla. Jetzt wurden auch die Inseln Dominica, Martinica, Santa Lucía, San Vicente, La Ascensión, Los Barbudos, Tabaco (Tobago) und Trinidad zu „islas inútiles“ (im Falle von Trinidad noch mit einer ambivalenten Haltung, weil man zunächst Gold vermutete) erklärt und der „karibischen“, d.h. von „Kannibalen“ bewohnten Zone zugeschlagen und damit dem Sklavenfang und -handel geöffnet; 1512 wurde die Zone noch einmal erweitert. Ebenda, S. 103.
- 110 Vgl. Brito Figueroa, *La estructura* (wie Anm. 95), S. 62f.
- 111 Ebenda; vgl. auch Whitehead, *Lords* (wie Anm. 22), S. 10ff.
- 112 Brito Figueroa, *La estructura* (wie Anm. 95), S. 62. Für die Geschichte Venezuelas ist die pragmatische Handhabung der Gesetze über die Indio-Sklaverei bzw. die mit der Bezeichnung „Kariben“, „Kannibalen“ oder „widerstandleistende Indios“ und „indios apóstatas“ gegebene Möglichkeit der Versklavung konstitutiv geblieben, vgl. E. Arcila Fariás, *El régimen de la propiedad territorial en Hispanoamérica*, in: *La obra pía de Chuao*, Caracas 1968, S. 28ff.; vgl. auch Whitehead, *Lords* (wie Anm. 22), S. 10f.
- 113 Vgl. J. Meier (Hrsg.), *Zur Geschichte des Christentums in Lateinamerika*, München/Zürich 1988.
- 114 Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 131ff. sowie: Ramos, *El P. Córdoba y las Casas en el plan de conquista pacífica de Tierra Firme*, in: *Boletín Americanista* (BA) (1959), núm. 3, S. 175-210.
- 115 Real Cédula vom 3.1X.1516, in: *Cédulas reales relativas a Venezuela (1500-1550)*, ed. E. Otte, Caracas 1963, núms. 41 u. 42.
- 116 Im Juli 1517 widerrief Cisneros das Verbot für die Bewohner („vecinos“) der Antillen, an der Perlenküste Tauschhandel und Sklavenjagd zu betreiben, vgl. Otte, *Las perlas* (wie Anm. 18), S. 137f. Bei der „Provinz Portugal“ handelte es sich um ein Siedlungsgebiet der Arawacos innerhalb der Karibenprovinz Maracapaná. Die beiden Missionare fray Francisco de Córdoba und der lego fray (Laienbruder) Juan Garcés wurden entweder dort oder in Manjar im Januar 1515 getötet, Ebenda, S. 124f.
- 117 Vgl. Ramos, *El P. Córdoba y las Casas en plan de conquista pacífica de Tierra Firme* (1508-1533), in: BA, 3 (1967), S. 175-210 sowie: L. Hanke, *Los primeros experimentos sociales en América*, Madrid 1946.

Fernandina und Tierra de Gracia

- 118 Vgl. W. Großhaupt, Der Venezuela-Vertrag der Welser, in: *Scripta Mercaturae*, 24 (1990) 1/2, S. 1-35, bes. S. 4ff.
- 119 F. López de Gómara, *Historia General de la Indias*, Barcelona 1954 (1. Teil), S. 202f.
- 120 Oue, *Die Expedition zur Perleninsel* (wie Anm. 15), S. 32.
- 121 Ramos, Alonso de Ojeda, en el gran proyecto de 1501 y en el tránsito del sistema de descubrimiento y rescate al de poblamiento, in: *BA* (1961), núms. 7/8/9, S. 33-87.
- 122 Oue, *Las Perlas* (wie Anm. 18), S. 94.
- 123 Ebenda, S. 251.
- 124 Es erheben sich die Indios von Cumaná, Cariaco, Chichivirichi, Maracapaná, Tacarias, Neverí und Unari sowie der Sklaven von Cubagua, vgl. Oviedo, in: *Venezuela en los Cronistas* (wie Anm. 33), Bd. I, S. 62-76.
- 125 Vgl. dazu Pietschmann, *Staat und staatliche Entwicklung* (wie Anm. 1), S. 101f.
- 126 Vgl. Manzano y Manzano, *Venezuela, territorio del primer adelantamiento* (wie Anm. 18).
- 127 M. Izard, *Tierra Firme* (wie Anm. 86).
- 128 Vgl. E. Schmitt, *Konquista als Konzernpolitik: Die Welser-Statthalterschaft über Venezuela 1528-1556*, Bamberg 1992.
- 129 Vgl. R. Walther, *Der Traum vom Eldorado. Die deutsche Conquista in Venezuela im 16. Jh.*, München 1992.

Conquista und Independencia.

Die Instrumentalisierung und Konzeptualisierung von „Conquista“ und „Reconquista“ in den Unabhängigkeitskämpfen Spanisch-Amerikas. Grundzüge am Beispiel Neu-Spaniens

Bereits im geistigen Vorfeld der Independencia Spanisch-Amerikas deutete sich – zumindest bei einzelnen Vertretern der kreolischen Eliten, ein kritisches Überdenken der spanischen Periode in der Geschichte Mittel- und Südamerikas an. Dies wurde deutlicher artikuliert, als durch die napoleonische Invasion in Spanien die aufbrechende Legitimitätskrise die bereits latent vorhandene machtpolitische Instabilität Spaniens in seinen Kolonien offen zu Tage treten ließ.¹ In den Unabhängigkeitskämpfen seit 1810 konnte sich die Auseinandersetzung mit der Kolonialzeit zu mehr oder weniger geschlossenen propagandistischen und/oder politischen Konzepten der sich bekämpfenden Parteien verdichten oder zumindest zum Reservoir ideologischer Standortbestimmung entwickeln.²

Anliegen des folgenden Beitrages ist es – gestützt auf das Beispiel Neu-Spaniens – die Sichten der widerstreitenden Parteien auf den Prozeß der Conquista und den Stellenwert dieser Problematik innerhalb der sich entwickelnden Doktrinen der Insurgenten zu analysieren. Dabei sollen vor allem die Jahre 1810 bis 1815 im Mittelpunkt stehen, die Zeit des Aufkommens und Zerfalls einflußreicher antispanischer Bewegungen, die die Kolonialmacht schwer erschütterten. Quellengrundlage und Komplexität der Problematik erlauben es zum Teil nur, erste bzw. hypothetische Schlußfolgerungen zu ziehen und Wertungen vorzunehmen.³

Die Sicht auf Conquista und Kolonialzeit am Vorabend des „Grito de Dolores“

Einige wenige Bezüge signalisieren, daß auch im nördlichsten Vizekönigreich eine geistige Auseinandersetzung mit der Conquista und der knapp 300jährigen Kolonialzeit bereits im Vorfeld der ausbrechenden Unabhängigkeitskämpfe erfolgte, ohne daß es allerdings möglich ist, schon deren konkretes Gewicht in der sich zuspitzenden Situation seit dem Frühjahr 1810 auch nur annähernd bestimmen zu können.

Vor dem Hintergrund der vermeintlichen und realen Gefahren napoleonischer Propaganda und Kolonialpolitik für Spanisch-Amerika, die bis 1813 immer wieder für Argumentationen und Gegenargumentationen der Konfliktparteien erhalten mußten, beschwört im Januar 1810 der Erzbischof und interimistische Vizekönig Lizana y Beaumont die Elite Neu Spaniens, sich der suggerierten Gegenüberstellung von Europäern und Amerikanern zu entziehen und die Einheit von Kreolen und Spaniern nicht zu gefährden. Dabei stellt er die vergangenen 300 Jahre als eine Zeit der Harmonie und der Gleichberechtigung zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen dar⁴. „Und wer, seies nicht der wahnwitzige Konquistador der Welt, wird irgendjemanden von einer verhängnisvollen Eifersucht und einem Willensstreit zwischen dem Vater und dem Sohn, zwischen dem Ehemann und seiner Frau, zwischen zwei Brüdern, die einen gemeinsamen Großvater haben, überzeugen können.“⁵ Drei Monate später bezieht er auch die Indianer in seine Familienmetapher antinapoleonischer Polemik ein, indem er sich vehement gegen den zentralen Vorwurf Napoleons zur Wehr setzt, daß der spanische König den Zustand und die Konstitution seiner Völker nicht kenne, er die Existenz von Indianern und Spaniern ignorieren würde.⁶ Erneut – diesmal aber ganz prononciert – stellt Lizana einen Vergleich zwischen der dreihundert Jahre zurückliegenden Conquista und jener des „Tyannen Europas“ her und konstatiert, „...daß jene [die Indianer] damit zufrieden sind, sich nicht nur von der Dunkelheit, der Idolatrie sondern auch von dem schweren und blutigen Joch ihrer Despoten befreit zu haben, und daß sie genau deswegen dagegen Widerstand leisten werden, daß das Geschlecht Napoleons – viel grausamer als das der Moctezumas – kommen und sie hinschlachten könnte“.⁷ Demnach würde – im Gegensatz zu Napoleons Verurteilung der Eroberung der Neuen Welt seit 1492 und der sich deshalb mit ihm verbindenden positiven Perspektive für die Kolonien – die „Conquista francesa del Conquistado español“ nicht nur von den Kindern und Enkeln der so verteufelten spanischen Konquistadoren sondern auch von den erneut „zu befreienden“ Indianern abgelehnt. Zugleich deutet sich in den Äußerungen des Erzbischofs eine Argumentationslinie an, die zu einem entscheidenden Dreh- und Angelpunkt der Auseinandersetzungen um die Conquista und deren Bewertung für die nächsten Jahre werden sollte: die einseitige Kritik oder undifferenziert positive Darstellung der präkolumbianischen Verhältnisse in Amerika. Dies wird nachdrücklich unterstrichen durch zwei Dokumente, in denen die Conquista eindeutig als eine Befreiung vom Joch aztekischer Herrscher gepriesen wird und die sich z.T. direkt auf die Proklamation Lizanas vom 24. April 1810 beziehen. „Niemals hat noch wird Tlaxcala den glücklichen 23. September 1519 vergessen, an dem es – der ganzen Welt unübersehbar Zeugnis seiner Treue zur erhabenen Krone von

Spanien ablegend – das unbeschreibliche Glück hatte, daß über seinem ausgedehnten Gebiet das Licht des Heiligen Evangeliums erstahlte. Ja Herr [Vizekönig und Erzbischof], jener wunderbare Tag, als unsere geliebten Brüder, die Spanier, und ihr unvergleichlicher Caudillo Hernando mit unseren mutigen Vorfahren einen Frieden unter Bedingungen des Triumphs erreichten, so dauerhaft und fester Hoffnung für die allgemeine Befreiung N. S., jener Tag bleibt unauslöschlich in unseren Annalen und macht uns fest in unserer Treue und untätigsten Dankbarkeit für den katholischen König.“⁸ Der gleiche Tenor findet sich wenige Wochen später in einer „Proclama de los Tlaxcaltecas“ verbunden mit einem erneuten absoluten Treuebekenntnis zum spanischen König.⁹ „Die Gründe für dieses eindeutige Bekenntnis, das zumindest auch von Teilen der indianischen Bewohner Tlaxcalas mitgetragen worden sein dürfte, ergaben sich hauptsächlich aus den durch die massive Unterstützung an den Eroberungszügen resultierenden Privilegien für Tlaxcala. Diese historischen Zusammenhänge werden durch die jeweiligen Autoren nicht nur einfach erwähnt, sondern wohl eher gezielt und nachdrücklich in das Bewußtsein der Adressaten gerückt.“¹⁰ Durch diesen Sachverhalt wird klar dokumentiert, daß – von vornherein – die Trennlinie bei der unterschiedlichen Einordnung des Prozesses der Conquista und deren Folgen nicht nur durch die „oberen“ ethnisch-sozialen Gruppen und Schichten der kolonialen Gesellschaft gehen konnte, sondern auch vor dem Gros der neuspanischen Bevölkerung, den Indianern, nicht Halt machte. Die interessenbedingte differenzierte Partizipation von Teilen der indianischen Stämme an den Eroberungszügen findet hier ihre Bestätigung in einer anklingenden positiven Betrachtung der Befreiung von der Idolatrie und – man könnte ergänzen – von der drohenden Gefahr der Eroberung durch die Azteken.

Es scheint – summarisch gesehen –, daß im Vorfeld der Independencia bei der geistigen Auseinandersetzung mit dem Jahre 1492 in Neu Spanien sich einige bedeutende Argumentationsstränge bzw. Sichtweisen herauszukristallisieren begannen bzw. sich bereits herauskristallisiert hatten, allerdings wohl vorrangig von Seiten der positiven Betrachter der Conquista.¹¹

Schon kurze Zeit nach dem Grito de Doloras, als sich andeutete, daß keine der Konfliktparteien zu einem schnellen Sieg in der Lage war, entbrannte – von beiden Seiten getragen – der Kampf sowohl um die Unterstützung der Indianer als auch um die der kreolischen Ober- und Mittelschichten. Die Aufständischen begannen – zunächst eher improvisiert – ein Reservoir an propagandistischen und darüber hinausgehend – an geistig-konzeptuellen Doktrinen zu entwickeln. Das erfolgte zum Teil unter Rückgriff auf traditionell verankerte Leitbilder und Identitätsmuster (Virgen de Guadalupe, Aspekte des Creollismo, Treue zum spanischen König). In ähnlicher Weise begannen sich die

konterrevolutionären Kräfte zu organisieren. So kristallisierte sich, neben dem dominierenden „Schlagabtausch“ um den jeweils der anderen Seite angelasteten Vorwurf der beabsichtigten Auslieferung der Kolonien an den Tyrannen Napoleon, n.a. die Doktrinen des „Heiligen Krieges“¹² und des „Americanismo“ als wesentliche Säulen des ideologischen Konzepts der revolutionären Kräfte heraus. Auf der anderen Seite wurde recht schnell und sehr prononciert auf der gemeinsamen Abstammung und dem gemeinsamen Wertesystem von Spaniern und Kireolen insistiert,¹³ oder die Virgenie Remedios als „Gegenjungfrau“ zur Guadalupeña aufgebaut.¹⁴ Die direkte Auseinandersetzung mit der Kolonialzeit spielte zunächst wohl eher eine untergeordnete Rolle. Seit etwa Ende Oktober 1810 finden sich dann aber Belege dafür, daß dieser Aspekt ein zunehmend eigenständiges Gewicht bekommen sollte, und sich darüberhinaus die Herausbildung einzelner mehr oder weniger von einander differenzierbarer Problemfelder abzuzeichnen beginnt; etwa drei lassen sich im folgenden andeuten:

1. Conquista und Kolonialzeit in der unmittelbaren Konfrontation von revolutionärer und konterrevolutionärer Propaganda;
2. Die historische Legitimation der Conquista und deren Folgen;
3. Ansätze revolutionärer Konzeptualisierung von Conquista und „Reconquista“.

Conquista und Kolonialzeit in der unmittelbaren Konfrontation von revolutionärer und konterrevolutionärer Propaganda

Unter dieser Rubrik werden alle Argumentationen und Sichten subsummiert, die direkt und eindeutig nachweisbar aus dem propagandistischen und konzeptuellen Widerstreit der Konfliktparteien resultieren. Das bringt es mit sich, daß auch alle anderen – später noch ausführlicher zu behandelnden – Problemfelder mehr oder weniger berührt werden, aber ohne deren relative „Eigenständigkeit“ in Frage zu stellen.

Voranzustellen ist zunächst, daß sich in der ersten Zeit die geistige Konfrontation in expliziter Weise fast ausschließlich in den Dokumenten der konterrevolutionären Seite widerspiegelt. Abgesehen von den Unwägbarkeiten der selektiven Quellengrundlage, könnte das ein Fingerzeig auf die vorerst unangefochtene und ungebrochene geistige und technische Dominanz der prospanischen Kräfte sein. Als deren wichtigste Sprachrohre fungierten eindeutig die Vertreter der oberen aber auch unteren kirchlichen Hierarchie. D.h. auch, daß, während die Aufständischen um Hidalgo in der ersten Zeit vor allem im sozialen Bereich in die Offensive gingen und ihre Gegner zu einer Art

Nachtrabpolitik zwingen, sie der Gegenseite in der breiteren öffentlichen Diskussion¹⁵ um die Bewertung von Conquista und Kolonialzeit das Feld mehr überlassen zu haben scheinen.

Erste konkrete Hinweise einer aktiven Auseinandersetzung datieren von Anfang und Mitte Oktober 1810, als nach den raschen Erfolgen der Aufständischen zu Beginn (Celaya und Guanajuato) unübersehbar wurde, daß die entstehende Bewegung zu einer ernsten Gefahr für die Kolonialmacht zu werden begann, die zunächst vorherrschende Geringschätzung der Insurrektion einer zunehmenden Ernüchterung Platz machte. In diesen Wochen schälte sich von beiden Seiten eine Argumentationslinie heraus, die für längere Zeit wesentlich die Auseinandersetzung bestimmte: die Frage nach den legitimen Herren Neu-Spaniens bzw. deren Ländereien.

Es war nicht zufällig der Bischof von Michoacán, Abad y Queipo, einer der fähigsten Köpfe Neu Spaniens und langjähriger Vertrauter Miguel Hidalgos, der in Auseinandersetzung mit letzterem das genannte Problem massiv in die ausbrechende Kontroverse einbrachte und eine breite Öffentlichkeit damit konfrontierte. In seinem Edikt vom 8. Oktober 1810, wenige Tage nach der spektakulären Einnahme Guanajuatos durch die Aufständischen und der sich nunmehr abzeichnenden Gefahr einer direkten Bedrohung der Hauptstadt, offerierte er der Bevölkerung seiner Diözese eine Gegenargumentation zur Behauptung Hidalgo, daß die Indianer „...die Eigentümer und Herren des Grund und Bodens sind, von dem sie durch die Eroberung von den Spaniern vertrieben worden, und daß auf die gleiche Art und Weise diese es an die ... Indianer (zurückzugeben hätten) ...“¹⁶ Abad hält dagegen, daß in dieser Hinsicht das Projekt Hidalgo ein Aufruf zum Bürgerkrieg zwischen Indianern, Castas und Spaniern darstelle, ein Krieg gegen die eigenen Landsleute und Verwandten aber eigentlich einer realen Grundlage entbehre. Grund dafür sind für ihn die gezeigten Besitzverhältnisse. Sie zeigen, daß sich zwei Drittel des Bodens in den Händen der Kreolen und Spanier befinden, wobei letztere – im Gegensatz zur Behauptung Hidalgo – wirklich nur einen kleinen und sich sogar verringernden Teil davon ihr Eigentum nennen können; das verbleibende Drittel gehört hauptsächlich den indianischen Dorfgemeinden sowie einzelnen Indianern und Vertretern der Castas.¹⁷ Wohl unverkennbar wird hier die von Hidalgo geforderte Revidierung von Folgen der Conquista zu einem deutlichen Affront gegen die kreolischen Oberschichten umgemünzt, gegen die Kräfte also, die die Aufständischen perspektivisch eigentlich stärker an sich zu binden trachteten, auch wenn zu diesem Zeitpunkt die Konsolidierung der indianischen Massenbasis (noch) vorrangig war. Auffällig ist bei der Argumentation Abads, daß zum einen nicht einmal im Ansatz der Versuch gemacht wird, Vorgänge und deren Rechtfertigung in die Betrachtungen

einzu beziehen, die in der zurückliegenden Zeit zu der von ihm geschilderten (Um-)Verteilung des Bodens geführt haben. Zum anderen wird deutlich, daß sich der Bischof gewissermaßen auf zwei Diskursebenen an die Adressaten seines Edikts wendet: Auf der einen versucht er, mit mehr oder weniger konkreten Argumenten, die oberen Besitzschichten anzusprechen, und auf einer – für ihn wahrscheinlich eher sekundären – zweiten Ebene, die unteren Volksklassen über die aufgezeigten Gefahren für den Seelenfrieden gegen das Projekt Hidalgos zu aktivieren.

Wesentliche Aspekte von der von Abad formulierten Argumentation und Gegenargumentation zur Frage der Rechtmäßigkeit indianischer Ansprüche werden wenige Tage nach Verkündung seines Edikts vom Erzbischof Lizana y Beaumont aufgegriffen. Eingebettet in einen ersten Versuch umfänglicherer Betrachtung zur Conquista und deren Bewertung – die weiter unten zu behandeln sein werden – geht der Erzbischof noch einen Schritt weiter in der Zuspitzung der geistigen Konfrontation. Dazu unterstellt er zunächst die Erfüllung der Forderung Hidalgos nach Rückgabe aller den Indianern geraubten und entzogenen Ländereien. „Diese [die Indianer] würden ihm sagen: Erfülle das Versprochene, gib den Indianern das Land zurück, seinen einzigen Eigentümern und Herren. Als die Spanier das Land eroberten gab es weder Europäische Spanier (Españoles Europeos), Amerikanische Spanier (Españoles Americanos), noch Castas, es gab nur Indianer. ¿Ist der Pfarrer von Dolores Indianer? ¿Will er auf Kosten der Indianer leben?“¹⁸ Unverkennbar versucht Lizana hier, Hidalgo jegliches, auch moralisches Recht abzusprechen, im Namen der Indianer deren vorgehiebene Rechte einzuklagen. Darüber hinaus wird Hidalgo, der ja schon wegen Häresie mit der Inquisition in Konflikt geraten war, der blanke Eigennutz unterstellt. Nunmehr direkt an die Indianer gewandt warnt Abad y Queipo davor, daß Hidalgo ihnen nicht nur nicht das Land zurückgeben, sondern ihnen auch den Glauben nehmen und zudem neue Steuern und Dienstleistungen auferlegen werde. In diesem Sinne stellt er Hidalgo mit Bonaparte auf eine Stufe und kehrt durch den Vergleich mit dem „tyrannischen Konquistador“ Europas den Spieß gegen den Pfarrer von Dolores, ihn selbst der verschleierte Conquista anklagend.¹⁹ Nicht nur die Kreolen und Spanier sondern die Indianer selbst werden somit als Opfer des beabsichtigten Projektes Hidalgos dargestellt.

Wie einzelne Textstellen belegen blieb diese Linie der Auseinandersetzungen auch in der Folgezeit präsent.

Im Unterschied zu den ersten Monaten fügt sie sich später als ein Baustein, neben vielen anderen, in ein ganzes Argumentationsnetz der Konterrevolution ein, das sein Pendant im Konzept der Reconquista²⁰ findet. Der qualitative Unterschied wird in einer umfangreichen Replik des Mönchs Diego Miguel

Bringas y Encinas, vom Oktober 1812, auf das „Manifiesto a la Nación Americana“ von José María Cos deutlich. Formal die gleiche Frage aufwerfend wie im Herbst 1810 stellt auch er zunächst fest, daß eigentlich nur die legitimen Eigentümer des Landes vor der Conquista und deren Nachkommen ihre Rechte einklagen könnten, und das wären ausschließlich „...die Indianer der Familie und des Blutes von Moctezuma...“²¹ Aber Bringas geht schon wesentlich weiter als seine Glaubensgenossen von 1810. Zum einen reduziert er die potentiell wirklich Legitimierten nicht auf die Indianer als pauschale Größe, sondern auf den kleinen Kreis der Nachkommen der Aztekenherrscher.²² Zum anderen wird selbst diesen durch verschiedene ausgeführte Rechtskonstruktionen das „Erbrecht“ auf die ehemals indianischen Besitztümer abgesprochen.²³

Wieweit das Problem der vorgeblich legitimen indianischen Ansprüche aus präkolumbianischer Zeit auch die öffentliche Meinung beinflusst hat bzw. beeinflussen sollte ist sicherlich außerordentlich schwer zu beantworten. Ein Indiz für die breitere Diskussion bzw. Reflektion findet sich in den Disputen zwischen Filopatro, Morós und Aceraio, den wohl bekanntesten Figuren des Straßentheaters der damaligen Zeit. Im Sinne der Legitimation bestehender Verhältnisse kommen die Disputanten zu dem Schluß, daß demjenigen das Land gehört, der es sich verdient und den die göttliche Vorsehung dafür bestimmt hat und daß das nicht, wie behauptet, die Indianer, sondern die Spanier waren.²⁴

Es ist sicher kein Zufall, daß die Versuche, aus der Nachkommenschaft der Konquistadoren, Rechte abzuleiten, sich auch in etwa zur selben Zeit in den „Kerndokumenten“ revolutionärer wie konterrevolutionärer Propaganda widerspiegeln. Ein markantes Beispiel liefert die bereits erwähnte Schrift gegen das Manifest von Cos, vom 15. Oktober 1812. „Wir sind, sagen sie [die antspanischen Kräfte], Kinder der Konquistadoren und legitimierte Erben ihrer Rechte.“ Aber „niemand kann etwas geben, was er nicht besitzt; ihr sagt, daß die Europäer weder Anspruch auf Amerika haben noch hatten, das sie drei Jahrhunderte tyrannisierten: nun dann könnt ihr keine Rechte von denjenigen einklagen, denen ihr sie absprecht.“²⁵ In ähnlicher Diktion gehaltene Argumentationen finden sich immer wieder in den Dokumenten der Konterrevolution: die antspanischen Kräfte sprechen den Spaniern jede Legitimation von Rechten über die Bewohner der Neuen Welt ab, während die Gegenseite zum einen darauf verweist, daß von Cortés angewandte Gewalt, die zur Herrschaft der Spanier führte, nur die provozierte Antwort auf die Gewalt der Indianer gewesen sei. Zum anderen wird die Rechtmäßigkeit der spanischen Ansprüche aus dem Recht auf Conquista an sich abgeleitet.²⁶ Darüberhinaus wird den aufständischen Kreolen entgegengehalten: „Die

amerikanischen Spanier [españoles americanos] sind in der Tat die Autoren dieser Revolution gewesen; aber es war nur eine kleine Gruppe, die es nicht verdient – weder in der Zahl noch in den hervorstechenden Eigenschaften – mit der Masse der amerikanischen Spanier verglichen zu werden, die sich weiterhin treu und im Zustand perfekter Weisheit des Urteils verhalten.“²⁷ Zu konstatieren bleibt in diesem Zusammenhang, daß in dem sich in den Jahren 1811/12 zuspitzenden Schlagabtausch um die kreolischen Oberschichten diese einerseits neben den Indianern (oder an Stelle der Indianer) als Erben der Rechte auf Amerika eingesetzt werden und andererseits sie, d.h. die kreolische Mehrheit in die Reihe der Bewahrer des status quo ante eingereiht werden.

Weitere Aspekte der aufeinanderprallenden gegensätzlichen Argumente der Konfliktparteien können hier nur noch summarisch angedeutet werden, da auch sie zum großen Teil Derivate umfangreicherer konzeptueller Ideen waren und noch im weiteren explizitere Beachtung finden werden. Zum ersten betrifft das den Streit um das Widerstandsrecht der Aufständischen und um den Charakter der spanischen Herrschaft in den vergangenen dreihundert Jahren. Tyrannei bzw. weise und gerechte Regierung waren hier die argumentativen Gegenpole. Der Versuch der Revolutionäre, im Namen der Nation zu sprechen, wurde durch den Verweis entkräftet, „... drei Jahrhunderte existierte diese Nation nicht.“²⁸ Zum zweiten rankten sich die Dispute um den Charakter der spanischen Besitzungen in der Neuen Welt: Kolonie oder integraler Bestandteil der spanischen Monarchie dokumentierten hierbei die gegensätzlichen Sichten.²⁹

Die historische Legitimation der Conquista und ihre Folgen

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich ausschließlich die Vertreter der antirevolutionären Kräfte um eine historische Legitimation der Conquista und deren Folgen bemühten, diese nachgerade die entscheidende Ausgangsbasis in der Argumentation für sie darstellte. Wie auch bereits festgestellt, deutet sich einerseits mit zunehmender Dauer der Auseinandersetzung eine Spezifizierung der Argumente an und andererseits die Herausbildung mehr oder weniger voneinander abgrenzbarer Felder.

Ein *erstes Feld* umfaßt, auf einen Nenner gebracht, den Versuch, die präkolumbianischen Zustände als chaotisch, tyrannisch und rückständig zu charakterisieren. Die Conquista erscheint in dieser Linie nachgerade als Befreiung, was sich schon – wie bereits erwähnt – im unmittelbaren Vorfeld der Revolution andeutete. So verweist der Rektor der Universität von Mexiko Anfang Oktober 1810 auf die Notwendigkeit, der Geschichte gerecht zu

werden, und die Jahrhunderte vor Kolumbus als eine Zeit zu begreifen, in der Amerika unter dem Joch von Tyrannen litt, ein Bild besudelter Götzentempel und unvorstellbarer Greultaten bot, von denen es die glorreichen Konquistadoren befreiten.³⁰ Unverkennbar ordnet sich dieses Schreiben in den beginnenden Kampf beider Konfliktparteien um die Kreolen ein, denn letztere werden unmißverständlich aufgefordert, diese Zusammenhänge nicht zu vergessen, „...um uns [niemals] weder von unseren geliebten Brüdern, den überseeischen Spaniern, zu separieren noch uns von ihnen loszusagen.“³¹ Während in den ersten Monaten der Revolution noch weniger historisch untersetzte Aussagen über jene Vorzeit, „...der Hölle des Schlechten...“,³² überwogen zu haben scheinen, stellt sich das 1811 doch schon wesentlich anders dar. Bezeichnenderweise nicht eine der Bastionen ideologischer Auseinandersetzungen sondern eine Institution vorrangig ökonomischer Interessenvertretung, das Königliche Tribunal des Consulado der Hauptstadt, unternimmt im Mai 1811 den Versuch, sich in umfassender Weise mit der präkolumbianischen Zeit zu befassen. Bemerkenswert ist dabei, daß in die Betrachtungen nicht nur die Gebiete des späteren Neu-Spanien sondern auch die des ehemaligen Inkareiches einbezogen werden, und vorab die bisherige Historiographie zur präkolumbianischen Zeit einer Kritik unterzogen wird. Letztere fällt im wesentlichen vernichtend aus. Den Autoren der entsprechenden Bücher der Frühzeit wird grobe Nachlässigkeit, d.h. vor allem ein Übersehen der obskuren Tradition der einzigartigen Härte der Herrscher, sowie Legendenbildung und Lüge vorgegehalten; „und die moderne Geschichte ist in der Realität nichts anderes als ein Konglomerat zusammengesetzt aus Unexaktheiten und Ignoranz, aus Trugbildern, übertriebenen Tatsachen, willkürlichen Vermutungen und aus Erzählungen, die ohne Sondierung und Kritik übernommen wurden“.³³ Des weiteren wird den Historikern schlichtweg vorgeworfen, den vordergründigen und einseitigen Darstellungen der Konquistadoren auf den Leim gegangen zu sein.³⁴ Im Gegensatz dazu versuchen die Autoren im folgenden, ihre Sicht auf die präkolumbianischen Zustände in den beiden Großreichen Altamerikas und auf die Conquista zu entwickeln. Im Ergebnis entsteht ein Schwarz-Weiß-Bild mit umgekehrten Vorzeichen, d.h. der von den zumeist unbenannten Chronisten³⁵ geschilderten Pracht und Größe der Reiche werden „genaue und wahrscheinliche Vorstellungen“ entgegengestellt. Diese kulminieren in folgenden Feststellungen und Fragen: Erstens nach der sehr beschränkten und einseitigen Nahrungsgrundlage der Gesellschaft, die nicht einmal für die Hälfte der Bevölkerung gereicht hätte. „Wo waren nun diese unendlichen Saaten, diese fruchtbaren Felder, diese überlaufenden Speicher? Cortés konnte sie nicht finden, da er mehr wußte als besiedelte Gebiete betrat, mehr ödes als bearbeitetes Land ... da seine Augen eine

Landwirtschaft sahen, so traurig und begrenzt, wie es nur eine sein konnte, wo die Tiere, Werkzeuge und hilfreiche Kenntnisse für den Menschen fehlten und wo der ununterbrochene tödliche Krieg das Land veröden ließ.“³⁶

Zweitens wurde gefragt, „wo die so oft erwähnte Macht gewesen ... wo die berühmte Verwegenheit der Mexikaner ... wo die Überlegenheit ihrer Taktik und ihrer Bildung gewesen“ seien,³⁷ wo doch die Azteken selbst in ihrem Herrschaftsgebiet eingeschlossene feindliche Stämme nicht zu besiegen vermochten?

Drittens wird auf die große Rückständigkeit des Steuerwesens und der Verwaltung, auf die Nichtäquivalenz in der Entwicklung des kulturellen und militärischen Bereichs und auf den unentwickelten Handels- und Kommunikationssektor verwiesen.

Viertens wird das despotische Regime kritisiert und „... eine Religion, bei der man nicht nur die Verletzungen der natürlichen Vernunft erlaubte, sondern geradezu befahl...“³⁸ In der Summe: „was waren nun damals die neue Welt, ihre Imperien und ihre Einwohner? die neue Welt, diese Hälfte des Erdglobus war eine schreckliche Wüste entweder kaum besiedelt oder unkultiviert, in den Händen verschiedener umherirrender und barbarischer Stämme, die mit der Jagd und mit Krieg beschäftigt waren, ohne Ruhe und Gelassenheit, Kommunikation, Handel, weder mit Straßen noch Landwirtschaft, Viehzucht und Industrie, keine Künste ... Die Imperien von Peru und Mexiko, die einzigen von Amerika, waren nichts anderes als die Ansammlung eines kriegerischen, vielköpfigen, weitsichtigen und vom Glück begünstigten Stammes, der immer von unversöhnlichen Feinden umgeben und gepeinigt wurde...“ Diese Existenzbedingungen „... erzeugten das monströse administrative System, wo gleichzeitig die ungerechteste Tyrannei des Thrones, der hemmungsloseste Lehns-Despotismus (*despotismo feudal*), der blutigste und schrecklichste Aberglauben und die trostloseste Militärwillkür herrschten,“³⁹ Unter den beschriebenen Umständen erscheint der Bewohner als zum Unglück verdammt, als Spielball der barbarischen Institutionen und als Sklave der Herren, den Priestern und dem Militär völlig ausgeliefert, ohne persönliches oder familiäres Eigenum, ohne Kleidung und Obdach, weder ausgestattet mit physischer Kraft noch mit Moral, der Trunkenheit und dem Müßiggang ergeben und selbst der Menschenfresserei nicht abgeneigt etc.⁴⁰ Nach dieser „leyenda más negra“, nach der Kompilation aller über die Jahrhunderte gewachsenen negativen Vorurteile und Klischees wird das Auftauchen der Spanier nachgerade zur himmlischen Vorsehung erklärt. Unter diesem Vorzeichen werden auch die Folgen der Conquista gewertet. Dabei setzt man bei den von Dominikanern ausgelösten Auseinandersetzungen in der ersten Hälfte des 16. Jh. an. „Vergebens beschuldigen uns einige Ausländer, verflendet von dem fanati-

schen und heuchlerischen Casas, vehement einer primitiven Nachahmung des Massenmordens während der Conquista und der Greuelthaten bei der Ansiedelung...“⁴¹ Im einzelnen wenden sich die Autoren zum ersten, gegen die Übertreibung der Opfer bei der „Pacificación“, vielmehr wäre es – bis auf das Tal von Ottumba – niemals Cortés' Absicht gewesen, die Indianer zu bekämpfen, sondern sie vielmehr auf seine Seite zu ziehen. Zum zweiten versuchen sie den Vorwurf der massenhaften Vernichtung der Indianer durch die mit der Conquista eingeführte Sklaverei dadurch zu entkräften, daß sie auf die schnelle gesetzliche Zurückdrängung der Indianersklaverei und auf das sich ebenso schnell ausprägende Interesse der Spanier am Erhalt der indianischen Arbeitskraft verweisen. Drittens widerlegen sie die Behauptungen über das durch die Arbeitsverpflichtungen ausgelöste extreme Sterben der Indianer, insbesondere durch die Arbeit in den Bergwerken; „... aber der weise Reisende Baron von Humboldt hat uns versichert, daß – nach seinen in Guanajuato und Zacatecas vorgenommenen Berechnungen – die unmittelbare Arbeit in den Minen in diesem Königreich sich nicht negativ auf die Bevölkerung ausgewirkt hat“.⁴² Viertens werden die durch die Spanier in die neue Welt eingeführten Segnungen und Errungenschaften des Abendlandes für die Legitimierung der Conquista bemüht: die katholische Religion, Seßhaftigkeit, die vielfältigen Nutzpflanzen und domestizierten Tiere, Wissen und Technologien. Gerade diese Aspekte belegen, daß „... es eine der starrsinnigsten und dümsten Annahmen ist, daß die Indianer die barbarische Tyrannei eingetauscht haben gegen die ausgeklügelte Tyrannei.“⁴³ Dabei räumt man durchaus auch einige negative Erscheinungen der spanischen Herrschaft ein, wie Korruption, illegale Bereicherung und Intrigen, von denen aber die Indianer und Castas verschont geblieben seien. Fünftens, quasi als Credo der Autoren, wird mit Blick auf die Indianer und auf deren veränderte Lebensbedingungen seit der Conquista konstatiert, „daß der Indianer der am meisten mit Souveränität ausgestattete Untertan unter den Vasallen der ganzen Erdkugel ist“.⁴⁴

In seltener Komplexität führt das Schreiben des Consulado von Mexiko nahezu alle zeitgenössischen Sichten und Argumentationen der konterrevolutionären Seite auf die präkolumbianischen Verhältnisse, auf die Conquista und deren Folgen zusammen. Aus der Gegenüberstellung von (negativer) prä- und (positiver) postkolumbianischer Zeit wird die Rechtfertigung für 1492 abgeleitet.

Einzelne Aspekte bzw. eine Variante der komprimierten „Befreiungstheorie“ finden sich – mehr oder weniger untersetzt – auch in anderen zeitgenössischen Dokumenten. So zeigt sich letzteres in klassischer Weise zum Beispiel im „Aristarco“. Als Begründung für die traditionelle These vom „Guerra justa“ (gerechter Krieg) wird angeführt: „Vor der Conquista stöhnten

die Indianer unter der Sklaverei einiger tyrannischer Könige und einiger heidnischer Gottheiten, denn kein Geschenk genügte, um den Zorn des in ihnen wohnenden hochmütigen Geistes zu besänftigen, außer sie zeigten sich befleckt mit dem Blut der Kriegsgefangenen oder derjenigen, die unheilvolle Male hatten. Von dieser furchtbaren Sklaverei hat sie Spanien befreit, indem es ihnen die Institution der katholischen Kirche brachte, in der der Mensch eine wahre Freiheit genießt, soweit er sie nicht selbst durch seine Verbrechen zerstört.⁴⁵ Auch in späterer Zeit erscheint die Doktrin der Befreiung von Tyrannei und Chaos in zentralen Dokumenten der Konterrevolution.⁴⁶

Ein *zweites Feld* historischer Legitimation der Conquista durch die konter- und antirevolutionären Kräfte gründet sich auf Versuche der Verflechtung grundlegender Axiome der Geschichtsbetrachtung, ausgewählter historischer (Real-) Prozesse, traditionalistischer Rechtsauffassungen und einer auf Spanien fixierten Heilslehre.

Chronologisch gesehen scheinen in den ersten Monaten der Revolution Versuche dominiert zu haben, zum einen die Conquista als nur eine Etappe, ein Glied eines permanenten und universellen Eroberungsprozesses darzustellen, die Geschichte quasi als Prozeß von Eroberungen zu begreifen, und zum anderen die Conquista als von Gott gewollten Akt und die Spanier als dessen ausgewähltes Werkzeug anzusehen. Ersteres spielt eine zentrale Rolle bei der Entkräftung der Rechtmäßigkeit des Aufstandes vom 15. September. Es wird darauf verwiesen, daß – einschließlich der „Emperadores Mexicanos“ – jeder Eroberte einmal selbst Eroberer war und umgekehrt, und daß sich damit faktisch eine Kette von gegenseitigen Ansprüchen „... fast bis zu unserem Urvater Adam...“⁴⁷ ergeben würde. Die Frage „... welcher Effekt diese allgemeine Erhebung erzeugen könnte, wenn nicht die universelle Vernichtung der ganzen Menschheit“⁴⁸ ergibt sich mit logischer Konsequenz aus dieser Sichtweise auf die Rolle der Gewalt in der Geschichte. Allerdings bleibt dem Adressaten des Edikts (noch) weitgehend vorenthalten, außer dem Verweis auf die Gefahr eines Bürgerkrieges, warum nun gerade jetzt die Kette unterbrochen werden sollte.⁴⁹ Die diesbezügliche Begründung erfolgt zunächst hauptsächlich über die genannte zweite Argumentationslinie. Sie ist am komplexesten vor allem im „Aristarco“ zu fassen. Einerseits wird hervorgehoben, daß „... kurz nach Beginn der Conquista (als die Religion das Übergewicht gegen die Idolatrie zu gewinnen begann) der Himmel sie durch die Erscheinung der verehrungswürdigsten Jungfrau von Guadalupe billigte. Gott kann nicht mit Wundern eine verbrecherische Usurpation autorisieren, und so, ... um seiner allerhöchsten Vorsehung zu entsprechen, greift er sehr häufig zu für die menschliche Vorstellungskraft höchst außergewöhnlichen und verwunderlichen Mitteln“.⁵⁰ Die daran gekoppelte Auserwähltheit der

Spanier für die Conquista beweist Fermín de Reygadas, der Autor des „Aristarco“, durch die nachvollzogene Odyssee von Christoph Kolumbus durch die europäischen Höfe, auf der Suche nach Unterstützung für sein Indienunternehmen, die – trotz ungünstiger Konstellationen – gerade in Spanien ihren erfolgreichen Abschluß fand.⁵¹ Auch in anderen Dokumenten wird diese Sichtweise reflektiert.⁵² Vereinzelt werden auch juristisch-„völkerrechtliche“ Aspekte beim Versuch der Rechtfertigung der Conquista bemüht. Dies erfolgt quasi auf zwei „Zeitebenen“, der des 15./16. und der des 19. Jh. Für die erste „Zeitebene“ lassen sich drei Argumentationskomplexe andeuten, die zumeist eng miteinander verknüpft wurden: Erstens das bereits erwähnte Problem der rechtmäßigen Erben der „Imperatores mexicanos“; zweitens der Rückgriff auf das „Völkerrechtsverständnis“ der Kolumbuszeit, und eng daran gekoppelt drittens die Doktrin der „Guerra justa“.

Die Frage der Rechtsnachfolge auf die Aztekenherrscher, für die formell – wenn überhaupt – deren indianisch-mestizische Linie anerkannt wurde, erfuhr eine eindeutige Beantwortung: „Die legitimen Nachfolger des Imperators Moctezuma, verzichteten – nicht in harter Gefangenschaft sondern in völliger Freiheit – unbedrängt und freiwillig in seinem Namen und dem seiner Nachfolger auf jegliche Rechte, die sie auf das Königreich erheben könnten ... Spanien ist legitimer Herr von Amerika, weil es seine Rechte auf die ausdrückliche, juristische und freiwillige Abtretung durch die legitimen Nachfolger gründet“.⁵³

Juristische Untermauerung der Legitimation der Conquista erfolgt zum einen durch den Verweis auf die Ermächtigung des kastilischen Königshauses zur Eroberung und Christianisierung der neuentdeckten Länder durch die Bullen Papst Alexanders VI. von 1493, und zum anderen wird im Ansatz – unter Bezug auf Thomas von Aquin – das Recht des Papstes konstruiert, im Zweifelsfalle einen katholischen Prinzen als Thronfolger im Königreich zu bestimmen.⁵⁴

Bereits im „Aristarco“ erfährt die Doktrin der „Guerra justa“ eine knappe aber eindeutige Anwendung auf die Conquista. Dabei werden in grober Weise historische Prozesse entstellt bzw. beschönigt. Im Endeffekt sei der im wesentlichen friedfertige Cortés, der nach wenigen Tagen Bekanntschaft von Moctezuma als sein bester Freund betrachtet wird, durch den Widerstand der Indianer zur massiven Anwendung von Gewalt gezwungen worden.⁵⁵ „Schon aufgrund der aufrichtig geschilderten Tatsachen war der Krieg gegen die Mexikaner sehr gerecht, sowohl weil sie ihren Souverän ermordet haben als auch weil sie immer wieder die spanische Nation, repräsentiert durch Hernán Cortés und die durch ihn geführten Leute, beleidigten und provozierten.“⁵⁶ Die geistige und moralische Überlegenheit der Konquistadoren, die sich trotz

beträchtlicher zahlenmäßiger Unterlegenheit erfolgreich gegen die Indianer durchsetzen konnten, wird zudem als Beweis für das gerechte Vorgehen angeführt.⁵⁷

Die aus der zeitgenössischen Sicht der Beteiligten an der Independencia, der zweiten „Zeitebene“, abgeleiteten Legitimationsversuche der Conquista erfuhren, wie es scheint, besonders in der Phase erneuter Zuspitzung der inneren Auseinandersetzungen ab Mitte 1812 und vor dem Hintergrund der liberal-konstitutionellen Ereignisse in Spanien eine beschleunigte Ausprägung. Sie wurzelten in dem Argument, daß durch den fast dreihundertjährigen Besitz der amerikanischen Gebiete die Rechtmäßigkeit des Herrschaftsanspruches de facto sanktioniert worden sei, d.h. alle anderweitigen Ansprüche entgeltlich verjährt wären.⁵⁸ Zudem wird ins Feld geführt, daß Spanien seine Rechte auch durch die Verteidigung der Gebiete gegen andere Staaten erworben hat, und „... wenn Spanien Amerika nicht erobert hätte, wäre es jetzt ... der Besitz der ausländischen Mächte und folglich der Umschlagplatz der Verfehlungen auf religiösem Gebiet“⁵⁹; außerdem wird betont, daß sich durch die Conquista „... Amerika plötzlich an das europäische Niveau annäherte, es sich aufgrund unserer Errungenschaften einen immensen Zeitraum ersparte, den man hätte durchlaufen müssen, um sich auf die Höhe des gemeinen Menschen zu erheben“.⁶⁰

Ansätze revolutionärer Konzeptualisierung von Conquista und „Reconquista“

In den für die Untersuchungen zugrunde gelegten Dokumenten tritt ein eindeutig negatives Bild bzw. Urteil der revolutionären Kräfte gegenüber der Conquista und deren Folgen zutage. Auffällig ist zum einen, daß nur selten die Conquista explizit eine Rolle spielt. Dominierend ist deren enge Verknüpfung mit der gesamten Kolonialepoche. Diese wird in beinahe stereotyper Art und Weise als „finstere und unheilvolle Periode“⁶¹, als Zeit der Sklaverei, der Willkürherrschaft und der Unterdrückung betrachtet.⁶² Zum anderen werden direkt oder indirekt die negativen Aspekte der zurückliegenden 300 Jahre gleichgesetzt mit Spanien bzw. „Europa-“Spaniern.“⁶³ Die Betonung einer „eigentlich“ eindeutigen Frontstellung Amerikaner – Europäer ist unverkennbar.

Der bald verzweifelte Versuch der revolutionären Hegemoniekräfte, sich sowohl die Unterstützung der Indianer als auch der kreolischen Oberschichten zu sichern, gebahr allmählich Überlegungen, die Zäsur 1492 historisch umzuwerten, sie für eine offensive Argumentation fruchtbar zu machen. Einen

ersten indirekten Hinweis liefert Abad y Queipo in seinem Edikt Anfang Oktober 1810, als er davon spricht, daß Hidalgo und seine Anhänger versuchen würden, die Indianer von einer faktischen Reconquista ihres Landes zu überzeugen.⁶⁴ Wenige Tage später projiziert Lizana y Beaumont gar ein „... Projekt, Amerika für die Indianer zurückzuerobern...“⁶⁵, in die Verlautbarungen des Priesters von Dolores. Doch es spricht vieles dafür, daß sich Konturen eines tatsächlichen „Reconquista-Konzepts“ erst in der Zeit nach Hidalgo konkreter herauszuschälen begannen.⁶⁶ Die Gründe dafür liegen zum einen in der außerordentlich hohen Ereignisdynamik in den ersten Monaten, die nur wenig Raum für komplexere Konzepte ließ, verbunden mit der erst allmählich reifenden Erkenntnis über die Längerfristigkeit der Auseinandersetzungen. Zum anderen beschleunigte die gewachsene Erkenntnis über die Schlüsselrolle der kreolischen Oberschichten für den Ausgang der Revolution die Notwendigkeit, die wesentlichsten amerikanischen Komponenten der antispansischen Kräfte, Kreolen und Indianer, durch einen weiteren „ideologischen Kitt“ miteinander zu verbinden. Eingelagert in die Debatte um die Bewertung der Conquista begannen die Intentionen der „nuevos conquistadores“⁶⁷ sich eine breitenwirksame historische „Rückeroberungs-Legitimation“ ihres Vorgehens gegen die Kolonialmacht zu verschaffen. Dieser Legitimationsversuch zielte in zwei Richtungen: zum ersten zeichnen sich, wie oben bereits angeklungen, Aspekte einer staatsrechtlich-religiösen Argumentation ab, wenn auf dem generellen Recht eines Eroberten auf Rückeroberung und auf ein aus der heiligen Schrift abgeleitetes allgemeines Widerstandsrecht insistiert wird.⁶⁸ Zum zweiten wird die Absicht der Herstellung einer direkten historischen Linie zwischen der vorkolumbianischen und der Zeit der Independencia sichtbar. Sie zeigt sich besonders in der 1813 verkündeten Zielstellung der Rückeroberung des Anáhuac von der spanischen Herrschaft.⁶⁹ In diesem Sinne erscheint der 16. September 1810 als dies irae, als erster Schritt dazu. Die Kämpfer gegen die Statthalter der Konquistadoren erscheinen als die Söhne der Heroen des untergegangenen Aztekenreiches.⁷⁰ „Dem 12. August 1521 folgte der 14. September 1813. An jenem schlossen sich die Ketten unserer Sklaverei in Mexiko Tenoxtitlán; an diesem zerbrachen sie für immer in der glücklichen Ortschaft Chilpancingo.“⁷¹ (Zweck-?) Optimismus, aber auch warnende Erfahrungen scheinen sich mit diesem Konzept verbunden zu haben. So erhofft man sich einerseits ein Anwachsen der eigenen Potenzen im Zuge der Reconquista⁷² und andererseits wird davor gewarnt, sich erneut gegeneinander ausspielen zu lassen, denn dies hätte zu einem der größten Triumphe der Europäer vor 300 Jahren geführt.⁷³

Das gerade abgelaufene „Jubiläumjahr“ der 500. Wiederkehr der ersten Unternehmung des Christoph Kolumbus via „Indien“ hat gezeigt, daß sich die „historischen Geister“, aber bei weitem nicht nur diese, nach wie vor an der Bewertung der Zäsur 1492 und deren Folgen scheiden. Das in zum Teil recht groben Zügen gezeichnete Exempel konträrer Auffassungen der Konfliktparteien während der Independencia Neu Spaniens zur Conquista Amerikas hat verdeutlicht, daß letztlich die unterschiedlichen Interessen darüber entschieden, wie ein und derselbe historische Zusammenhang analysiert, bewertet und benutzt wurde. In diesem Sinne kommt es – in Abwandlung einer zentralen These eines bedeutenden Philosophen, Ökonomen und Historikers – darauf an, die Ereignisse in der (Neuen) Welt nicht unterschiedlich zu interpretieren, sondern ihrem Wesen auf die Spur zu kommen. Die Parteilichkeit des Historikers⁷⁴ wird ihn dabei wohl immer wieder zu einem mehr oder weniger großen Spagat zwischen Realität und Interesse zwingen.

- 1 Vgl. zur kontinentalen Dimension dieser Problematik u.a. F. de Miranda. *América espera*, Biblioteca Ayacucho, Selección, Prólogo y Títulos J. L. Salcedo-Bastardo, Caracas 1982, bes. S. 263ff. In diesem Aufruf „A los pueblos del Continente Colombiano (alias Hispano-América)“ berührt Miranda viele Argumente und Gegenargumente, die sich dann später auch in den geistigen Auseinandersetzungen in Neu Spanien widerspiegeln; siehe auch M. Zeske, Francisco de Miranda und die Entdeckung Europas. Biographie eines Adelsrevolutionärs, Leipzig 1992. Vgl. auch B. de Montcagudo, *Diálogo entre Atahualpa y Fernando VII. en los campos eliseos* (1809), in: *Pensamiento político de la emancipación*, Biblioteca Ayacucho, Selección, Notas y Cronología J. L. Romero/L. A. Romero, Caracas 1977, S. 64ff. Auch in den bereits im weiteren Umfeld der Independencia angesiedelten „Lettre aux Espagnols américains“ (1791) des Jesuiten Viscardo sind wesentliche Positionen bzw. Grundstigmata der späteren Kontroverse um die Bewertung von Conquista und Kolonialzeit enthalten. „Quoique notre histoire de trois siècles, relativement aux causes et aux effets les plus dignes de notre attention, soit si uniforme et si notoire qu'on pourroit l'abrégé dans ces quatre mots - ingratitude, injustice, esclavage et désolation...“ M. Batllori S.I., *El Abate Viscardo*, Caracas 1953, S. VIII.
- 2 Vgl. hierzu u.a. R. Blaurock, *Monarchische Ideen und Initiativen am Río de la Plata, 1808-1822* (unveröff. Ms.), S. 18 u. 20 (hier vor allem der Bezug zu Mariano Moreno); *Cartas del Libertador* (1799-1817) t. I, Caracas 21964, bes. S. 220ff.; *Colección documental de la independencia del Perú*, T. III, *Conspiraciones y rebeliones en el siglo XIX*, vol. 7, Lima 1974, Dok. 57, 87, 88, S. 329f. u. 383-385.
- 3 Die Quellengrundlage für diesen Beitrag bildet im wesentlichen die *Colección de documentos para la historia de la Guerra de Independencia de México, de 1808 a 1821*, 6 Bde., México 1877-1881, die von J. E. Hernández y Dávalos herausgegeben wurde, und die einen noch längst nicht ausgeschöpften Quellenfundus im Hinblick auf die ideologisch-propagandistische Auseinandersetzung jener Jahre bietet. Dennoch liefern die benutzten Quellen alles in allem nur einen begrenzten Ausschnitt, so daß viele der im folgenden angesprochenen Probleme einer Untermauerung und Ergänzung durch weiterführende Forschungen bedürfen. Von Querverbindungen zur historischen Forschung und Debatte wird weitgehend Abstand genommen. - Generell wurde die Orthographie von Hernández y Dávalos unverändert übernommen.

- 4 „Los sencillos nombres de gachupin y criollo han servido por espacio de trescientos años para indicar solamente el nacimiento personal de los españoles habitantes de este nuevo mundo: pero jamás han merecido distincion para el aprecio, los empleos y los honores, ni en la consideracion de las leyes, ni en el ánimo de los monarcas... Los criollos y los gachupines son como dos hermanos entre sí: ... y como tales han vivido tres siglos pacíficamente habitando unos y otros este floreciente, rico, y numeroso imperio.“ Dok. 3, Hernández y Dávalos, Bd. II, S. 12f.
- 5 Ebenda, S. 13.
- 6 Vgl. Dok. 9, Hernández y Dávalos, Bd. II, S. 29.
- 7 Ebenda.
- 8 Dok. 18, ebenda, S. 51f.
- 9 Vgl. ebenda, S. 51. „Poderoso Señor, esta misma Tlaxcala es la que al cabode doscientos noventa y un años de aquella feliz época, tiene hoy el distinguido honor de renovar á los piés del dosel de V. A. su constante é indudable lealtad, y de protestar...“
- 10 „M.P.S. Si todas las ciudades de este vasto continente deben manifestar su lealtad á nuestro amado rey y Señor D. FERNANDO VII. (Q.D.G.) ¿Quando más obligada lo estará Tlaxcala, que como la primera de ellas ha sido con frecuencia regocijada por la piedad de nuestros soberanos monarcas, en premio de vasallage que rindió y gustosa á la corona de España?“ Ebenda, S. 51. „Derramaron nuestros venerables mayores (quizá movidos de superior impulso) todas las máximas que algun día debían servir de regla inalterable, y fixa á sus sucesores y descendientes. Ellos conocieron por los vaticinios y señales del cielo, que habian precedido, era llegado el tiempo en que cesando la idolatria, debio darse culto al verdadero Dios, criador único de cielos y tierra, confirmando este conocimiento con abrazar la fé católica y recibir los primeros las sagradas aguas del bautismo. Ellos nos prescribieron con riguroso mandato, y quasi espantoso anatema la constante y firme lealtad, que debemos guardar y profesar al rey católico de España, y á sus legítimos sucesores calificando esto con los poderosos auxilios de todas clases, y nmerosas tropas que pródigamente franquearon á su predilecto Cortés para la conquista.“ Ebenda, S. 53.
- 11 Für das Pendant, soweit existent, müßten andere Quellen erschlossen werden.
- 12 Vgl. hierzu B. Schröter, Volksbewegung und „Heiliger Krieg“ in der Independencia Neu Spaniens, in: Asien, Afrika, Lateinamerika, 1989, H. 2, S. 311ff.
- 13 Die hierfür wohl zentralen Argumentationsmuster finden sich in Proklamationen von Lizana und Abad y Quipo vom Januar und September 1810. „Los sencillos nombres de gachupin y criollo han servido por espacio de trescientos años para indicar solamente el nacimiento personal de los españoles habitantes de este nuevo mundo: pero jamás han merecido distincion para el aprecio, los empleos y los honores, ni en la consideracion de las leyes, ni en el ánimo de los monarcas. Gachupin es un español nacido en Europa; criollo es un español nacido en América; gachupin es el padre del criollo; criollo es el hijo del gachupin; gachupin es el marido de la hija del criollo; criollo es el abuelo de los hijos del gachupin. Que mas?“ Dok. 3, Hernández y Dávalos, Bd. II, S. 12f. „Habrá muy pocos habitantes en la Nueva España en cuyas venas no circule alguna sangre española ó gachupina; pero la porcion mas noble y distinguida de los hijos del país se gloria con razon de que toda su sangre es española, y procede de los gachupines ó españoles europeos que fueron los conquistadores de estos dominios, los pobladores é introductores de la religion, de la agricultura, de las artes, de las ciencias, del comercio y de la civilizacion en que hoy se hallan estas posesiones, y que han pertenecido y pertenecen á una nacion magnánima, valiente y generosa, de cuyas glorias están llenos los fastos de la historia.“ Dok. 158, ebenda, Bd. III, S. 916f.
- 14 Vgl. hierzu auch Dok. 132, ebenda, Bd. III, S. 583f. u. 586ff.
- 15 Dabei muß die Frage nach der realen Wirkung unter der Bevölkerung völlig unbeantwortet bleiben, auch deshalb weil es sich bei den benutzten Dokumenten bei einem nicht unwesentlichen Teil um reiner interne Schreiben handelt, die zwar von einer gewissen „Grundstimmung“ Kunde

Conquista und Independencia

- geben könnten, aber vordergründig nicht für die breitere Öffentlichkeit bestimmt waren.
- 16 Dok. 77, Hernández y Dávalos, Bd. II, S. 153.
- 17 Vgl. ebenda.
- 18 Dok. 89, ebenda, S. 168.
- 19 Vgl. ebenda.
- 20 Siehe Abschnitt 3 des Beitrages.
- 21 Dok. 136, Hernández y Dávalos, Bd. IV, S. 514.
- 22 Inwieweit hier absichtlich auf die innerindianischen Konflikte um die Legitimation verschiedener Aspiranten auf die Erbfolge und generell auf die sich zeitweilig verstärkende „Azteken - Renaissance“ abgehoben wurde, bliebe zu untersuchen.
- 23 Vgl. Dok. 136, Hernández y Dávalos, Bd. IV, S. 514f.
- 24 Dok. 257, Hernández y Dávalos, Bd. II, S. 705ff.
 „Mor. – ... Dienen que esta revolucion de Tierradentro es contra los Europeos, porque somos nosotros los dueños de la tierra.
 Fil. – Que hablais hombre? Nadie es dueño sino de lo que ha trabajado, ganado, comprado ó adquirido lícitamente. ... Quienes somos nosotros?
 Mor. – ... Los Españoles nacidos aqui.
 Fil. – Y de donde nos vino eso dominio? Si tenemos aqui algo, los Europeos nuestros Padres nos lo adquirieron y dejaron ...“ – Ebenda, S. 706f.
- 25 Dok. 136, ebenda, Bd. IV, S. 518.
- 26 Vgl. ebenda, S. 514; Bd. II, S. 765f.
- 27 Dok. 136, ebenda, Bd. IV, S. 517.
- 28 Dok. 136, ebenda, Bd. IV, S. 518. Vgl. zum angesprochenen Problembereich ebenda, S. 516ff.; Dok. 224, ebenda, Bd. II, S. 457f. Ein prägnantes Beispiel argumentativer Auseinandersetzung liefert ein Dokument vom Januar 1816, quasi aus retrospektiver Sicht: „Así pues, y reduciéndonos á los conceptos mas erróneos y chocantes, no podemos menos de desvanecer la maliciosa proposicion que establecen los rebeldes como evidente, asegurando que las Américas estuvieron sojuzgadas por el Monarca Español hasta el año de 1810. ... no sufrimos que á la impostura y á la malicia añaden los rebeldes la ingratitud mas negra y detestable. Cualquiera que ignore el sistema de administracion de Nueva España, la Legislacion Española de Indias y la franca libertad de que han gozado estos paises hasta la rebelion, presumirá que es efectiva la prolongada sojuzgacion que propalan los infames. Si el acto de la Conquista fue inseparable del acto de sojuzgar, apenas pasaron aquellos momentos de inevitable guerra, la dominacion se convirtió en una administracion benéfica, suave, igual y generosa. Mezclados los Indios y Españoles, abrazada por los primeros la Religion de los segundos; adoptadas sus costumbres, idioma y usos; recibida su civilizacion y cultura, y adquirido las grandes ventajas de la vida social...“ Dok. 282, ebenda, Bd. I, S. 785f.
- 29 „Es una mentira manifiesta y un arbitrio ridículo el que toman los rebeldes en todos sus folletos para probar su pretendida esclavitud, fundándola en el nombre vago de Colonias: voz que jamás ha significado entre los Españoles respecto de las Américas lo que significó entre los antiguos, y aun lo que significa respecto de las posesiones ultramarinas de otras potencias: voz que no ha sido otra cosa que un título cualquiera del país, y que como indican muchos escritores, se refiere mas bien al nombre del descubridor genovés. En la sustancia, pues, y no en las palabras es donde nosotros buscaremos la destruccion de la charlataneria de los rebeldes. Apelamos á todas las leyes Españoles tituladas de Indias, no hay una que no pruebe la verdad que hemos producido; mas no dejaremos de citar y copiar dos que convencerán a los extrangeros de que las Américas no fueron nunca tratadas como colonias. En la primera se proscribe la palabra Conquista y aun su idea; en la segunda se da á la capital de México respecto de la Nueva España la misma consideracion que la famosa de Burgos tiene en la Metrópoli. ¿Y esto es en la Colonia? Ebenda, S. 786. Eine doch deutliche Konstanz in der Argumentation in dieser Frage ist über

längere Zeiträume unverkennbar, wie bereits eine Proklamation Callejas vom März 1813 zeigt. „En medio de angustia tan terribles, y quando la heróyca lucha contra la violencia mas atroz, parecia no permitir á los españoles otra cosa que su propia defensa, se vió con asombro y con ternura, que volviendo los ojos ácia sus hermanos de América, fue uno de sus primeros objetos el remediar tambien la suerte de los habitantes del hemisferio de Colón, borrando á estas provincias el nouhbre antiliberal de colonias, declarandolas parte integrante de la monarquía española, é igualmente á sus hijos en derechos y prerogativas con la metrópoli.“ Dok. 3, ebenda, Bd. V, S. 8f. Das es sich in der „kolonialen Frage“ nicht nur um ein neuspanisches Problem handelte, sondern auch in anderen Regionen des spanischen Kolonialreiches eine Rolle spielte, zeigte der Brief des Sekretärs der revolutionären Regierung von Quito, Luis Quixano, vom Juni 1813: „Bien sabido es que desde que se perfeccionó la conquista de los reynos de América por la nacion Española en el siglo XVI fueron incorporados legalmente á los estados de la corona de Castilla, como un dominio adquirido por sus Reyes á costa de su peculio y de la sangre de sus vasallos; y desde entónces compuso este vasto y rico territorio una parte integrante é inseparable de toda la Monarquía. Este justo derecho sostenido por la legítima prescripcion de mas de 300 años, es el título inconquistable que han reconocido formalmente todas las naciones de Europa.“ Dok. 38, ebenda, S. 59.

- 30 Vgl. Dok. 74, ebenda, Bd. II, S. 148. „Registrad si nó la historia, remontaos á aquellos siglos en que la América gemia baxo el pesado yugo de unos tiranos, y hallareis un lienzo lastimoso que no puede presentaros otra cosa que inmundos adoratorios, crueldades horrosas que desconocian los derechos sagrados de la humanidad, y aras enrojecidas con humana sangre. ¿Quien pues, ó América, te hizo mudar de semblante, sioo tus gloriosos conquistadores, y los valientes españoles que á costa de inmensas fatigas te redimieron del abatimiento en que yacias?“ Ebenda.
- 31 Ebenda.
- 32 Dok. 89, ebenda, Bd. II, S. 168.
- 33 Dok. 224, ebenda, Bd. II, S. 451.
- 34 „Los Historiadores Regnícolas acudieron á estas relaciones pomposas, como á una Fuente pura, y esparcieron la falsedad y el engaño poniendo de su parte por obsequio y ensalzamiento del Heroe que prolijjaban...“ Ebenda.
- 35 Explizit wird nur der Name Solís genannt, bei dem es sich vermutlich um den Hofhistoriographen für Westindien in der Zeit Philips IV., A. de Solís y Ribadeneyra, handelt, der 1684 sein Werk „Conquista de Méjico“ herausgab, auf das sich die Vertreter des Consulado gestützt zu haben scheinen.
- 36 Dok. 224, Hernández y Dávalos, Bd. II, S. 453.
- 37 Ebenda.
- 38 Ebenda, S. 454.
- 39 Ebenda, S. 456.
- 40 „El desdichado Indio, empresa á todas estas calamidades, era el juguete de tantas y tan brutales instituciones, esclavo del gobierno, siervo de los Señores, víctima Sacerdotal y blanco de los exesos militares, sin propiedad en sus bienes ni en su familia, sin mantenimientos ropa, ni abrigo, sin fuerza física ni moral, sin esperanzas ni deseos, sin amor ni afectos paternales, sin compasion ni ternura para el próximo, sin apego á la vida, destituido de todos los sentimientos de la naturaleza, y semejante en fin á u animal inundo, revocandose en el seno de la mas impúdica sensualidad de la borrachera continua y de la dexadéz más apática, divirtiendo su sombría desesperacion en espectáculos sangrientos y horrendos, y saboreandose rabiosamente en la carne humana, y alguna vez en la de sus parientes mismos.“ Ebenda, S. 455f.
- 41 Ebenda, S. 456.
- 42 Ebenda; siehe auch M. Zeuske, Vom „buen govierno“ zur „besseren Regierung“? Alexander von Humboldt und das Problem der Transformation Spanisch-Amerikas, in: Alexander von

Conquista und Independencia

Humboldt und das neue Geschichtsbild von Lateinamerika, hrsg. von M. Zeuske und B. Schröter, Leipzig 1992, S. 145ff.

- 43 Dok. 224, Hernández y Dávalos, Bd. II, S. 457.
- 44 Ebenda, S. 458.
- 45 Dok. 259, ebenda, Bd. II, S. 766.
- 46 Vgl. Dok. 200, ebenda, Bd. IV, S. 767. Dabei muß die Bestimmung des Stellenwertes dieser Argumentation innerhalb der konterrevolutionären Popaganda weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben.
- 47 Dok. 89, ebenda, Bd. II, S. 168. In außerordentlich prägnanter und komprimierter Weise stellt Lizana diese Argumentationslinie dar: „Poseyendo unos lo que les habian conquistado otros, deberian guerrear contra aquellos los conquistadores que les habian precedido en los siglos y revoluciones anteriores, y no tendria fin el despojo del título de conquista, la guerra y la desolacion, hasta llegar casi á nuestro primer Padre Adam.
Si la Nueva España se volviera en el día á los Indios en el estado en que se hallaba quando la conquistaron los Europeos, las Provincias conquistadas por los Emperadores Mexicanos reclamarian su derecho, y la de Tlaxcala su constante valerosa resistencia á independencia. ¿Qué gobierno seria el que habia de establecerse en semejante caso? ¿Quales sus límites? ¿Qual su conducta? ¿Quantas las discordias, los desastres y las muertes?“ Ebenda.
- 48 Ebenda.
- 49 Zu ähnlichen Argumentationen vgl. Dok. 224, ebenda, S. 453; Dok. 136, ebenda, Bd. IV, S. 516f.; Dok. 200, ebenda, S. 767.
- 50 Dok. 259, ebenda, Bd. II, S. 766.
- 51 Vgl. ebenda, S. 763f.
- 52 „Parece que la Divina Providencia desde luego no quiso otra monarquía, otra nacion, ni otros reyes que los de Castilla fuesen los descubridores de esta feliz parte del universo; pues, como todos sabemos, aunque Colon propuso a otros naciones sus proyectos de descubrir nuevas tierras por el occidente, en todas partes fue mirado con desden hasta que vino á Castilla...“ Dok. 143, ebenda, Bd. III, S. 743; vgl. auch Dok. 200, ebenda, Bd. IV, S. 767f; Dok. 136, ebenda, S. 515. Auch in den Dialogen zwischen Filopatro und Aceraio finden sich beide Argumentationsmuster, Geschichte ist Geschichte von Gewalt und die Auserwähltheit Spaniens, nachgestaltet. Vgl. Dok. 257, ebenda, Bd. II, S. 706.
- 53 Dok. 136, ebenda, Bd. IV, S. 515. Siehe auch ebenda, S. 516f.
- 54 Vgl. Dok. 136, ebenda, Bd. IV, S. 514 u. 516.
- 55 Vgl. Dok. 259, ebenda, Bd. II, S. 765.
- 56 Ebenda.
- 57 Vgl. Dok. 259, ebenda, Bd. II, S. 765; Dok. 132, ebenda, Bd. III, S. 580.
- 58 „Probado el título, busquemos la segunda condicion sine possessione, praescripto non procedit, dice el derecho; y es constante, porque todo él nace de la posesion. mas no de qualquiera. sino de la civil, porque la natural como es la de los arrendatarios, no es bastante; ¿mas no os consta, que la España está en posesion verdadera de estos dominios desde el año de 1521, no como colono, sino como dueño y con una posesion civil?“ Dok. 227, ebenda, Bd. IV, S. 832. Vgl. auch Dok. 259, ebenda, S. 766; Dok. 136, S. 514 u. 518f. Auch über die Grenzen Neu Spaniens hinaus scheint diese Argumentation verbreitet gewesen zu sein, vgl. Dok. 38, ebenda, Bd. V, S. 59.
- 59 Dok. 136, ebenda, Bd. IV, S. 515.
- 60 Dok. 224, ebenda, Bd. II, S. 457. Vgl. auch Dok. 282, ebenda, Bd. I, S. 786.
- 61 Dok. 201, Bd. IV, S. 768.
- 62 In einer Rede an die Bevölkerung von Apatzingán heißt es: „...la esclavitud que en el largo tirante de serca de tres siglos habiamos padecido.“ Dok. 17, ebenda, Bd. V, S. 41; in einem Schreiben an J.M. Morelos spricht C.M. Bustamante von den „...alimañas y bestias feroces de que ha estado plagado por espacio de tres siglos“, Dok. 26, ebenda, S. 51. In einem Manifest

an das mexikanische Volk findet sich folgende Passage: „Conciudadanos: hasta el año de 1810 una estraña dominacion tenia hallados nuestros derechos; y los males del poder arbitrario, ejercido con furor por los mas crueles conquistadores, ni aun nos permitian indagar si esa libertad, cuya articulacion pasaba por delito en nuestros labios, significa la existencia de algun bien. ó era solo un prestigio propio para encantar la frivolidad de los pueblos. ... Colonos nacidos para contemnar la codicia nunca satisfecha de los españoles, se nos reputó desde que estos orgullosos señores acaudillados por Cortés juraron en Zempoala morir ó arruinar el imperio de Mectheuzoma. Aun duraria la triste situacion bajo que gimió la patria desde aquella época funesta...” Dok. 92, ebenda, S. 215f. Auf dem Kongreß von Chilpancingo geißelt Morelos die vergangen 300 Jahre als „una esclavitud mas ominosa“. Dok. 242, ebenda, Bd. VI, S. 212.

- 63 Vgl. u.a. Dok. 242, ebenda, Bd. IV, S. 201.
- 64 „Que en quanto el cura Hidalgo y sus secuaces intentan persuadir y persuaden á los indios, que son los dueños y señores de la tierra, de la qual los despojaron los españoles por conquista, y que por el mismo medio ellos la restituirán á los mismos indios...” Dok. 77, ebenda, Bd. II, S. 153.
- 65 Dok. 89, ebenda, Bd. II, S. 168.
- 66 Zum Versuch einer generellen Einordnung der Doktrin der „Reconquista“ vgl. B. Schröter, Volksbewegung und „Heiliger Krieg“ (wie Anm. 12), S. 316.
- 67 Dok. 131, ebenda, Bd. III, S. 572.
- 68 Vgl. Dok. 136, ebenda, Bd. IV, S. 516ff.
- 69 Vgl. Dok. 242, ebenda, Bd. IV, S. 212. Vgl. auch Dok. 26, ebenda, Bd. V, S. 51. Symptomatisch für das bewußte Hineinstellen in die präkolumbianischen Traditionen ist auch die Bezeichnung des in Chilpancingo zusammentretenden Nationalkongresses, der sich als „el congreso de Anáhuac“ verstand. Vgl. Dok. 58 in: E. de la Torre Villar, La constitución de Apatzingán y los creadores del Estado mexicano, México 1964, S. 319.
- 70 Genios de Moctezuma, de Cachaa, de Quautúmozín, Xicotencal y Calzoniein celebrad en torno de esta augusta Asamblea y como celebrais el Mitote en que fuisteis acometidos por la perñida espada de Alvarado el fausto momento en que vuestros ilustres hijos se han congregado para vengar vuestros ultrages y desafueros, y librarse de las garras de la tiranía y francmasonismo que los iba asorver para siempre.“ Ebenda, S. 214. Über zwei Jahre eher, auf dem Höhepunkt der Kämpfe um die Zugänge zur Hauptstadt Ende Oktober 1810, geschah ähnliches von konterrevolutionärer Seite, verbunden mit einer eindeutigen Absage an eine mögliche Reconquista Mexikos. Bezugnehmend auf die Schlacht am Monte de las Cruces, die beiden Seiten als Sieg verbuchten, heißt es im „Antihidalgo“: „Es imposible. El zelo de la religion y el valor mas heroyco, han formado una valla impenetrable. Hernan Cortés ha revivido: anda en medio de nosotros: lo he visto por todas partes: su piedad, zelo, actividad, valor, prudencia, serenidad y grandeza de alma han hecho desaparecer el peligro inminente. Lo ha previsto y combinado todo. México es inconquistable.“ Dok. 256, ebenda, Bd. II, S. 654.
- 71 Ebenda, S. 214. Am 12. August 1821 konnten die Truppen von Hernán Cortés den Widerstand der Verteidiger von Tenochtitlan brechen und die Hauptstadt des Aztekenreiches erobern, am 14. September 1813 wurde der von den revolutionären Kräften getragene Oberste Nationalkongreß von Chilpancingo einberufen, der später die Unabhängigkeit und eine Verfassung verkündete.
- 72 In cinem Manifest an das mexikanische Volk vom 6.11.1813 heißt es: „...nos atrevemos á anunciar que la obra de nuestra regeneracion saldrá perfecta de nuestras manos para exterminar la tiranía. Así lo hace esperar la instalacion del supremo congreso á que han ocurrido dos provincias libres, y las voluntades de todos los ciudadanos en al forma que se ha encontrado mas análoga á las circunstancias. Ocho representantes componen hoy esta corporacion, cuyo número irá aumentando la reconquista que con tanto vigor ha emprendido el héroe que nos

iniquista und Independencia

quieta posesion de nuestros derechos." Dok. 92, Hernández y

71, S. 213f.

ne Weltsystem: Kapitalistische Landwirtschaft und die Entstehung
haft im 16. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1986, S. 21f.

Joachim Kuhles

Die livländische Reformation unter vergleichenden Aspekten (1. Teil)*

Wie in Deutschland berührte die Reformation auch in Livland¹ die Interessen der verschiedenen politischen Kräfte und sozialen Schichten. Politische, wirtschaftliche und soziale Gegensätze, die die livländische Gesellschaft zu Beginn des 16. Jh. in sich barg, brachen auf. Neben grundsätzlichen Gemeinsamkeiten mit der Reformation in ihrem Ursprungsland läßt ihr livländischer Ausläufer Spezifika erkennen, die aus unterschiedlichen historisch gewachsenen Bedingungen resultieren, unter denen sich beide entwickelten.

In Deutschland hatte sich schon vor der Reformation ein weltliches Fürstentum nicht nur gegen die Zentralgewalt, sondern auch gegen die eigenen Landstände weitgehend durchgesetzt. Das Streben der Landesfürsten nach völliger Selbständigkeit nach innen wie nach außen umfaßte auch ihre Entscheidungsgewalt in kirchlichen Belangen, was für Sieg oder Niederlage der Reformation letztlich bestimmend wurde. Während sich hier in Gestalt des territorialstaatlichen Landesfürstentums eine politische und wirtschaftliche Zentralisation in einer dezentralisierten Universalmonarchie durchsetzte, stellte das spätmittelalterliche Livland einen losen Verband praktisch selbständiger geistlicher Territorien dar.² Zwischen den Gebieten des Ordens lagen die der Bischöfe. Trotz der Oberhoheit des Ordens über das Land gab es keine funktionsfähige Zentralgewalt. Auf den livländischen Landtagen schränkten Prälaten, Ritterschaften und Städte die Macht des Ordensmeisters stark ein. Das gleichberechtigte Nebeneinander der vier Kurien stand einer staatlichen Vereinheitlichung der livländischen Konföderation im Wege. Im 15. und zu Beginn des 16. Jh. wuchs der Einfluß der weltlichen Stände, der Städte und ritterschaftlichen Vasallen auf die Landespolitik. Sie strebten nach größerer Unabhängigkeit von den katholischen Landesherren, vom Orden und von den Bischöfen. Da in Livland infolge der Symbiose von Bistümern und Orden die politische Struktur seiner staatlichen Konföderation weitgehend auf kirchlichen Grundlagen, einer engen Verflechtung geistlicher und weltlicher Macht beruhte, wurden die Mißstände der Kirche hier in besonderem Maße zu einem die politischen, ökonomischen und sozialen Spannungen in

der spätmittelalterlichen Gesellschaft verschärfenden Faktor. Wie im Reich, so versuchte man auch im Ostbaltikum vergeblich, durch Reformen dem geistig-moralischen Niedergang der Kirche zu begegnen.³ Die zunehmende Verweltlichung des Ordens seit der zweiten Hälfte des 15. Jh. bewog Papst Leo X., im Jahre 1519 beim Hochmeister auf eine Reform zu dringen.⁴ Die vielzitierte Beschreibung des estnischen Chronisten Balthasar Russow über den sittenlosen Lebenswandel der Ordensherren und Bischöfe⁵ steht in der Überlieferung nicht vereinzelt da. Wie ein Beispiel aus der Ordensballei Thüringen zeigt, genöß vor allem der livländische Ordenszweig kein gutes Ansehen. 1447 übergab der Deutschmeister den Ordensbruder Heinrich von Witzleben an den Hochmeister mit der Bitte, diesen wegen seiner losen Sitten nach Livland zu schaffen und dort an jene Orte zu bringen, wo er wegen seiner unmoralischen Lebensführung hingehöre.⁶ Selbst der Franziskanermönch Antonius Bornhower, geistiger Führer des Katholizismus gegen die Reformation in Livland, mußte in seiner Denkschrift gegen das Luthertum die schweren Schäden der Kirche zugeben.⁷ Charakteristisch für die Verweltlichung der livländischen Geistlichkeit war ihr wachsendes Interesse am Handel⁸, was zur Vernachlässigung ihrer Pflichten führte. Die Berichte über 13 Visitationen, die Bischof Johann Kievel in den Jahren 1519 bis 1522 in den Kirchspielen seiner Diözese Ösel-Wiek durchführen ließ, geben einen deüillierten Einblick in die kirchlichen Mißstände auf dem Lande, wo die Bauern Klage gegen ihre Priester erhoben, weil diese durch ihre Handelsgeschäfte die Seelsorge vernachlässigten.⁹

Es waren wirtschaftliche und politische Motive, die die weltlichen Stände in Opposition zur Kirche trieben. Auf dem Landtag von 1515 kritisierten die Ritter den Reichtum der Landpfarrer, von dem sie meinten, daß er auf Kosten ihrer Bauern erworben worden sei.¹⁰ In den Städten wurde die große Zahl klerikaler Müßiggänger, die von Steuern befreit und der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen waren, als drückende Last empfunden. 1499 drangen Revaler Bürger in das Nonnenkloster St. Michael ein, dem sie sittenlose Zustände in seinen Mauern vorwarfen.¹¹ Im folgenden Jahr richtete die Äbtissin Elisabeth Bruke eine Klageschrift an Ordensmeister Wolter von Plettenberg über Übergriffe des Rats auf das Kloster.¹² Die Revaler Dominikaner erregten Ärgernis wegen ihrer Erbschleichereien. Deshalb wurde 1521 in einem Zusatz zum Schragen der Revaler Steinhauerzunft jeder Hauswirt verpflichtet, den Tod eines in seinem Haus verstorbenen Zunftgenossen sofort zu melden und nicht zuzulassen, daß Mönche und Priester seine Hinterlassenschaft wegbrächten.¹³ Die Mitglieder der Revaler Schwarzhäuptergesellschaft, der Organisation des nicht bodenständigen Kaufmanns, blieben der Messe immer häufiger fern.¹⁴ Der ausgeprägte Marienkult, wie er für das gesamte Einzugs-

gebiet der Hanse typisch ist, ein ausufernder Heiligendienst und vor allem die Vielzahl der Feiertage¹⁵ wurden von den Räten als störende Faktoren für die städtische Wirtschaft betrachtet. Da die Rigaer Dominikaner über zu viele Gebäude und Arbeitskräfte verfügten, ordnete der Rat an, daß die Mönche alles unnütze Volk entlassen und Gebäude räumen sollten. Nur ein Mann durfte für die Gartenarbeit und die Herstellung von Malz gehalten werden.¹⁶

Eine eigenständige Häresie hat Livland nicht gekannt; auch die Opposition eines vorreformatischen Humanismus gab es hier nicht. Dennoch zeigte sich der soziale Boden der ostbaltischen Städte, die zu Zentren der Reformation wurden, früh aufnahmebereit für ketzerische Lehren von außen. Ende des 14. Jh. war in Livland der gegen die Papstkirche gerichtete Apokalypse-Kommentar des Wiclifschülers John Purvey bekannt.¹⁷ Papst Martin V. (1417-1431) warnte den Bischof von Ösel vor den böhmischen Brüdern und ihren Anhängern und gab dem Orden diesbezügliche Instruktionen.¹⁸ 1465 wirkte in Reval und Dorpat der Franziskanermönch Johannes von Hilten. Ohne den Boden der alten Kirche zu verlassen, hatte er eine Vorliebe für Weissagungen und visionäre Schwärmereien, den Jüngsten Tag und die Auslegung der Offenbarung des Johannes.¹⁹ Für die Zeit nach 1510 gibt es Anhaltspunkte für hussitisches Gedankengut in Livland. Vom Rostocker Rat vertrieben, hatte der Hussit Nikolaus Rutze hier Zuflucht gefunden.²⁰ Die ersten Impulse für die Reformation in Livland sind von Andreas Knopken ausgegangen. Luthers direkter Einfluß wurde erst später wirksam. Insofern hat C. Pater zu Recht konstatiert, daß es anachronistisch sei, die livländische Reformation von Anfang an als lutherisch zu betrachten, wobei er Knopken allerdings fälschlicherweise in die Nähe von Karlstadt rückt.²¹

Stark vom Humanismus geprägt, dürfte der Rigaer Reformator kaum ein überschwenglicher Verehrer Luthers gewesen sein. Aus der Nähe von Küstrin stammend, kam er im Frühjahr 1514 in das im Herzogtum Pommern an der Rega gelegene Treptow, wo er in das Kloster Belbuck eintrat. Hier wird er für die Zeit vom 10. März 1514 bis 13. Mai 1517 als Schreiber genannt.²² Zugleich war er Gehilfe Johann Bugenhagens, der die Stadtschule von Treptow leitete.²³ Er schloß sich dem Treptower Humanistenkreis an, der vor allem Erasmus von Rotterdam verehrte. Eigenes intensives Bibelstudium in Verbindung mit den von Bugenhagen behandelten humanistischen Schriften bereiteten Knopkens Übertritt zur Reformation vor. Als Erasmianer kam er 1517 mit seinem Bruder Jakob nach Riga. Andreas wurde Kaplan der Peterskirche und Meßpriester der lettischen Losträgerbruderschaft, Jakob zunächst einfacher Leutepriester und 1519 Domherr. Offenbar übte Andreas Knopken schon während seines ersten Aufenthalts in Riga von humanistischen Positionen aus Kritik an den Zuständen und Lehren der Kirche. Der gebildete Feingeist sah sich mit einer, an den

Maßstäben des Humanismus gemessen, barbarischen Umwelt konfrontiert. Sein inneres Unbefriedigtsein führte ihn zur intensiven Beschäftigung mit der Frage: „Wie komme ich zur wahren Glückseligkeit?“ Nicht bei Luther suchte er die Antwort, sondern bei Erasmus, an den Knopken drei Briefe schrieb, in denen er den großen Humanisten um Rat bat. Auf den Inhalt der nicht erhaltenen Briefe ist aus einem Antwortschreiben Erasmus' vom 31. Dezember 1520 zu schließen, in dem er Knopkens „frommen Sinn und den lebhaften Eifer um die christliche Lehre“ rühmt. Das sei besonders anerkennenswert, da sich Knopken, wie er ihm selbst geschrieben habe, unter Leuten befinde, die „mehr dem Bauche als dem Geiste dienen“. Knopken in seiner Auffassung bestärkend, fährt Erasmus fort: „Du scheinst mir auf dem besten Wege zu sein, der zur wahren Glückseligkeit führt. Dieses ist umso bewundernswerter, als sonst überall über Mißstände bei den Geistlichen zu klagen ist. Ich sehe viele, die ihrem Zehnten nachjagen; fast keinen dagegen, der nach dem Heil der anvertrauten Seelen fragt. Sie lesen wohl die evangelische und apostolische Lehre und sehen doch, wie weit unser Leben sich hiervon entfernt; ich rede dabei nicht vom gemeinen Haufen, sondern von den Führern der Kirche, den Priestern und Mönchen.“²⁴

Knopkens Suche nach der wahren Glückseligkeit war noch nicht die Kardinaifrage Luthers nach einem gnädigen Gott. Vielmehr glaubte er, inmitten des geistig-moralischen Niedergangs des Klerus den Ausweg in einer soliden theologischen Bildung zu finden.²⁵ Damit bewegte er sich durchaus noch auf altkirchlichen Glaubensgrundlagen. Als Erasmus seine Antwort an Knopken niederschrieb, befand sich dieser längst nicht mehr in Riga. Unzufrieden mit den kirchlichen Zuständen und getrieben vom Streben nach Bildung, ließ er sich von seinem Amt als Kaplan schon 1519 wieder beurlauben und kehrte zu Bugenhagen nach Treptow zurück. In den Jahren 1520-1521 wurde Knopken im Treptower Humanistenkreis mit Luthers reformatorischen Kampfschriften bekannt. Bugenhagens Hinwendung zu Luther hatte zur Folge, daß die Mehrzahl seiner Kollegen und Freunde sich ebenfalls der Reformation zuwandten, so auch Knopken. Als Bogislaw X. von Pommern vom Reichstag zu Worms 1521 zurückgekehrt war, brachte er das Wormser Edikt auch in seinem Herzogtum zur Anwendung. Bischof Manteuffel von Kamin löste die Schule in Treptow auf und vertrieb ihre Lehrer und Schüler aus seiner Diözese. Chyträus berichtet, daß Knopken „persecutione Manduueliana inde eiection, Rigam venisse“²⁶. Mit einem von Bugenhagen vermittelten Empfehlungsschreiben Philipp Melanchthons kam Knopken wieder nach Riga zurück.

Mit diesem Empfehlungsschreiben wurde erstmals vom Zentrum der Reformation ein direkter Kontakt zu Livland hergestellt. Knopkens Verständ-

nis vor der Reformation, zu dem er schon in Treptow unter Bugenhagens Einfluß fand, kam dem Melanchthons nahe. Während sich Erasmus von der Reformation abwandte, optierte der Wittenberger Humanist und Reformator für Luther, indem er eine Synthese von Humanismus und Reformation anstrebte. Als Theologe blieb er aber in starkem Maße dem Humanismus verhaftet. Den gemeinsamen Nenner mit Luther fand Melanchthon in dessen Sola-Fide- und Sola-Scriptura-Prinzip. Letzteres machte die Bibel zur alleinigen Norm dessen, was ohristlich ist. Das wurde aber auch von Erasmus propagiert.

Luther befand sich auf der Wartburg, als Melanchthon Knopken das genannte Empfehlungsschreiben ausstellte. Aber auch nach seiner Rückkehr nach Wittenberg scheint es unwahrscheinlich, daß er zu Knopken direkte Verbindung gesucht hat. Ganz im Gegensatz dazu pflegte er enge Beziehungen zu den preußischen Reformatoren, vorab zu Johannes Brießmann.²⁷ In allen drei seiner livländischen Sendschreiben und auch an anderer Stelle hat Luther Knopkens Namen nie genannt, obwohl der Rigaer Ratssekretär Johannes Lohmüller in einem Brief an den Wittenberger Reformator vom 20. Oktober 1522 ihm Knopken als „rechtschaffenen Mann erprobten Lebens und Rufes, durch und durch ein Christ, für das Evangelium ausgesondert und durch ein apostolisches Schreiben Melanchthons für Livland bestimmt“, wärmstens empfahl.²⁸ Auch Knopken hat sich seinerseits nicht um eine persönliche Kontaktaufnahme zu Luther bemüht. Jedenfalls gibt es dafür in dem recht mageren schriftlichen Nachlaß des livländischen Reformators keinerlei Anhaltspunkte. Luthers Namen findet weder in Knopkens 24 Disputationsthesen²⁹, noch in seinem Römerbriefkommentar³⁰, noch in seinem Bericht über die Disputation mit Bomhower vom 12. Februar 1527 Erwähnung.

In den tradierten Aufzeichnungen hat Knopken auf keine der ihm während seines Treptower Aufenthaltes bekanntgewordenen lutherischen Schriften Bezug genommen. Vielmehr ist sein Römerbriefkommentar nicht von Luther ausgehend, sondern von den „Loci communes rerum theologicarum“ und den „Annotationes“ Melanchthons her konzipiert worden. So fügte Knopken diesem Kommentar, der von dem Rigaer Bürger Johann Bruns nach Wittenberg gebracht wurde, ein Begleitschreiben an Bugenhagen mit der Bitte bei, er möge von Melanchthon die Drucklegung erwirken. Der Kommentar erschien mit einem Vorwort Melanchthons und Bugenhagens, nicht aber Luthers. Es ist anzunehmen, daß die sich nach 1521/22 in Humanistenkreisen zeigende Enttäuschung über Luther auch Knopken traf, so daß er im Sinne von Erasmus mit einer mehr akademischen Reform im Rahmen der alten Kirche sympathisierte. Das könnte auch der Grund dafür gewesen sein, weshalb er das Wohlwollen des Rigaer Domherrn Hildebrand Lutkens genoß, der noch in den

dreißiger Jahren des 16. Jh. für einen Kompromiß zwischen alter und neuer Lehre eintrat.³¹ Dennoch dürfen wesentliche Gemeinsamkeiten in den Positionen Knopkens und Luthers, die durch die Vermittlung Bugenhagens und Melancthons gegeben waren, nicht unterschätzt werden. So sind Knopkens 24 Disputationsthesen korrekt lutherisch. In ihnen vertrat er gegen die katholische Werkgerechtigkeit die Rechtfertigung des Menschen vor Gott allein durch den Glauben, übte scharfe Kritik an der Verweltlichung der Kirche und griff die Unfehlbarkeit des Papstes an. Die weltliche Gewalt der Kirche lehnte er ab. Somit wurde die politische Ordnung Livlands, für die eine Vermischung von geistlicher und weltlicher Gewalt besonders charakteristisch war, als ungöttlich verworfen. Daß Knopken Luthers Kernthesen teilte, bekräftigte er in dem erwähnten Schreiben an die Revaler, in dem er über die Ende 1526 mit Bomhowerstattgefundene Disputation berichtete. Danach widerlegte Knopken anhand der Schrift die Behauptung des Franziskaners, alle Christen müßten sich für die nach der Taufe begangenen Sünden verantworten und sie mit guten Werken vergelten. Damit vertrat er konsequent die biblizistische Position Luthers und dessen Sola-Fide-Prinzip.³²

Vom Humanismus geprägt, scheint Knopken mehr Anhänger Melancthons als Luthers gewesen zu sein. Bereits in sehr frühen Darstellungen über die Reformation in Livland wird der starke Einfluß Melancthons auf Knopken hervorgehoben. So heißt es, daß dieser „im Geiste Melancthons den Grund zur Reformation in Livland [legt] und empfiehlt sich durch seine Sanftmut und ruhige Wohlredenheit bey seinen Anhängern immer mehr“³³. Verglichen mit dem jungen Luther, war Knopken aufgrund seines fortgeschrittenen Alters von 53 Jahren und wohl auch seiner Mentalität kein Kämpfer, der eine breite Öffentlichkeit für seine Lehre suchte. Vielmehr verkündete er das Evangelium sehr besonnen und mehr auf akademische als populistische Weise, zunächst erst im engeren Kreis gebildeter Ratsfamilien in Riga, deren Söhne er privat darin unterwies.³⁴ Lohmüller nennt ihn in seinem ersten Brief an Luther „Andreas Modestinus“.³⁵ Dagegen verzichtete Luther nicht darauf, zündende Tagesparolen gegen Mißbräuche in der Kirche unter das Volk zu werfen und löste damit eine stürmische Entwicklung der Reformation aus. Wenn Knopken in seinen 24 Disputationsthesen Heiligen- und Bilderkult als Götzendienst verurteilte³⁶, predigte er dennoch „bescheidenlich wider die päpstliche Abgötterei, Ablaßkrämerei und Verehrung der Bilder“³⁷. Er trat gegen eine gewaltsame Vernichtung der Bilder und Statuen der Heiligen in den Kirchen auf und betonte, „der Götze müsse erst aus der Menschen Herz, und hernach aus den Kirchen geräumt werden“³⁸. Auf diese Weise sei Knopken „mit der Reformation der Religion (1522) sanft und gelinde gefahren, mit allein den Artikeln von der Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott einfüßig seinen

Zuhörern eingeblendet, die Ceremonien und alten Kirchengebräuche nicht alsbald geändert“³⁹. Die Rigaer Agende gestattete den evangelischen Predigern, zunächst auch weiterhin das katholische Amtsgewand zu tragen und Zeremonien der alten Kirche beizubehalten.⁴⁰ Der zurückhaltende Knopken wurde von seinen Anhängern in Ratskreisen mit seiner Lehrauffassung an die Öffentlichkeit gedrängt. Am 12. Juni 1522 fand zwischen ihm und Vertretern der katholischen Partei in der Peterskirche eine Disputation statt, zu der Rat und Gemeinde anwesend waren.

Wie in ihrem Ursprungsland, so traten auch in Livland säkulare Persönlichkeiten auf, die die Reformation unter ihren Schutz nahmen und vorantrieben. Nicht Knopken, sondern Lohmüller stellte den unmittelbaren Kontakt zu Luther her. Knopkens humanistischer Ansatz war kaum dazu geeignet, Breitenwirkung der neuen Lehre zu erreichen. Von weltlicher Seite wurde die Entwicklung der livländischen Reformation vorangetrieben. Der dabei im Interesse und Auftrag des Rigaer Rates handelnde Lohmüller übertrieb in seinem Brief an Luther den Entwicklungsstand der reformatorischen Bewegung in Livland, um die Aufmerksamkeit des Wittenberger Reformators zu erwecken,⁴¹ mit dessen Unterstützung eine schärfere Gangart der Reformation zu erreichen gedachte, als sie der besonnene Knopken angeschlagen hatte.

Die Magistrate der ostbaltischen Metropolen Riga, Reval und Dorpat gingen ab 1522 ohne längeres Zögern zur Reformation über. Das geschah hier früher und rascher als in den norddeutschen Hansestädten, die aus Furcht vor Unruhen in der Bürgerschaft die neue Lehre zunächst unterdrückten.⁴² Lübeck versuchte, die livländischen Schwesterkommunen gegen die Reformation zu mobilisieren.⁴³ In einem Mahnschreiben an den Revaler Rat brachte Ordensmeister Plettenberg die Situation treffend zum Ausdruck, wenn er feststellte, „daß man in allen deutschen Landen in keiner Stadt nach Wittenberg der lutherischen Lehre so rasch nugehangen hat wie hier im Lande“⁴⁴. Es war eine für die Räte in den ostbaltischen Hansestädten günstigere politische innerstädtische Kräftekonstellation, die ihnen eine solche Handlungsweise erlaubte. Unruhen von Handwerkern und städtischen Unterschichten, die in den deutschen Hansestädten bereits Anfang der achtziger Jahre des 15. Jh. das patrizische Ratsregiment erschütterten und wie in Rostock eine erhebliche Stärke erreichten⁴⁵, traten in ostbaltischen Kommunen zu dieser Zeit nicht in Erscheinung. In Riga formierte sich eine Bürgeropposition erst zu Beginn der dreißiger Jahre des 16. Jh.⁴⁶ Andererseits waren die durch ihr Zwischenhandelsmonopol ökonomisch mächtigen Hansestädte Riga, Reval und Dorpat, die auf den livländischen Landtagen ein gewichtiges Wort mitsprachen, imstande, eine mögliche Gegenreformation der katholischen Landes- und Stadtherren abzuwehren. Hinzu kam, daß infolge der Ausgleichspolitik Plettenbergs die

katholische Partei in Livland der Reformation keineswegs von Anfang an energisch entgegentrat und auch während ihres weiteren Verlaufs gegen sie nicht geschlossen Front machte.

Daß in den Mißständen der Kirche auch in Livland die Reformation zahlreiche Anknüpfungspunkte finden würde, hatten die livländischen Prälaten durchaus erkannt, als sie am 12. Januar 1521 auf dem Reichstag zu Worms eine kaiserliche Verordnung erwirkten, die den Schutz des Rigaer Erzbistums und der Bistümer verschiedenen hohen Potentaten übertrug.⁴⁷ Doch der betagte Erzbischof Kaspar Linde betrachtete Luthers Sache als eine vorübergehende Verirrung, deren er durch eine Kirchenreform Herr zu werden glaubte. Am 28. Juli lud Linde die Bischöfe des Landes zu einem Prälatentag auf sein Schloß Ronneburg ein. Hauptgegenstand der Verhandlungen war die innere Reform der Kirche und der Zusammenschluß gegen die weltlichen Stände. Als nebensächlicher Tagesordnungspunkt wurde der Fall Luthers behandelt, dessen Name bei dieser Gelegenheit in Livland erstmals offiziell Erwähnung fand. Ohne große Debatte wurde beschlossen, die Bannbulle gegen den Wittenberger Ketzer in den Diözesen dem Volke bekanntzugeben. Bei der Ausführung des Ronneburger Beschlusses hielt man sich jedoch zurück, um die oppositionellen Stände nicht zu reizen. Über die Bekanntgabe der Bulle durch den Orden, der eine Abneigung gegen Zwangsmandate der kirchlichen Zentrale in Rom hatte, ist nichts bekannt.

Trotz bestehender Differenzen in der Frage des Binnenhandels⁴⁸ und der Bauern⁴⁹ schlossen Städte und Ritterschaften auf dem Landtag von Wolmar im Juni 1522 ein Religionsbündnis gegen die Prälaten. Die Stände lehnten die Forderungen nach neuen Kirchenabgaben zur Finanzierung der kirchlichen Reformmaßnahmen ab. Appellationen in kirchlichen Angelegenheiten sollten an den Land- und nicht an den Prälatentag gerichtet werden. Der Bannbulle wurde eine deutliche Absage erteilt. Über Luther sollte auf einem allgemeinen Konzil entschieden werden. Die Ritter machten geltend, daß Livland mit dem weltlichen Schwert erobert worden sei, weshalb es nicht mit kirchlichen Mandaten und Bann regiert werden dürfe.⁵⁰ Auf dem Ständetag zu Reval im Juli 1524 stellten sich die Ritterschaften erneut auf den Boden des Religionsbündnisses mit den Städten.⁵¹ Auch als die Ritter dieses Bündnis auf dem Wolmarer Landtag vom Juli 1525 wieder verließen, erwiesen sich die Städte als stark genug, die Reformation zu schützen.

In Deutschland erklärt sich die Durchsetzung des Luthertums gegen Bannbulle und Wormser Edikt aus der lokalen Schwäche der katholischen Universalmonarchie und der engen Verbindung der Reformation mit einem starken Landesfürstentum. Bei der peripheren Lage Livlands mußte hier durch die sehr schwachen Positionen von Kaiser und Papst die Reformation noch

stärker begünstigt werden. Hinzu kam, daß die katholischen Landesherren keineswegs einheitlich handelten. So gab es zwischen Ordensmeister und Erzbischof Johann Blankenfeld unterschiedliche Auffassungen darüber, wie man der Reformation am besten begegnen könne.

Plettenberg erkannte klar, daß bei der politischen Kräftekonstellation im Lande eine konsequente Bekämpfung der neuen Lehre aussichtslos war. Selbst in den vom Orden abhängigen kleinen Städten wie Pernau oder Narva scheiterte ein solcher Versuch. Nach dem Sieg über die Russen und dem Abschluß eines Friedensvertrages⁵² gestaltete sich die außenpolitische Situation des Landes günstiger. Dennoch mußte Plettenberg eine mögliche militärische Auseinandersetzung mit dem sich konsolidierenden Moskauer Zentralstaat auch weiterhin ins Kalkül ziehen. In Anbetracht dieser latent bestehenden Gefahr für Livland waren innere politische und soziale Spannungen kaum zu vermeiden. Deshalb beschritt Plettenberg den Weg des Kompromisses mit den Städten und bemühte sich, dafür auch Lindes Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhl, Johann Blankenfeld, zu gewinnen, der strengste Maßnahmen gegen die Reformation forderte. Nach Auffassung des Meisters ließ sich insbesondere in Riga gegen die Evangelischen nichts ausrichten, es sei denn mit offener Gewalt. Ein innerer Krieg müsse aber um jeden Preis verhindert werden, um Schaden von Livland abzuwenden.⁵³

Für Plettenberg bestand die innenpolitische Kardinalfrage nicht in der Reformation an sich, sondern vielmehr in der sozialen Sprengwirkung einer radikalen Vortragsweise der neuen Prediger, die zu Unruhen in den Städten und auf dem Lande führte. Mehrfach äußerte er sich in dieser Richtung. Im Schreiben an den Revaler Rat vom 8. März 1524 verlangte er, „das Wort Gottes und das Heilige Evangelium so zu predigen und den Leuten nahezubringen, daß daraus Liebe, Eintracht, Friede und kein Aufruhr erwachse“⁵⁴. Gegenüber dem Revaler Hauskernur und der Stadt übte er entschiedene Kritik an der Zerstörung der Altäre und Heiligenbilder durch das Volk in den Kirchen.⁵⁵ Der Ordensvogt zu Wesenberg sollte dafür sorgen, daß die städtischen Prediger aufhörten, die Bauern zu lehren, der Herrschaft keine Abgaben mehr zu zahlen. Vielmehr müsse den Bauern klargemacht werden, daß es nach Paulus von Anfang an eine Obrigkeit gegeben habe.⁵⁶ Als Sylvester Tegetmeier am 1. Juli 1525 im Auftrag der Städte auf dem Wolmarer Landtag predigte, warnte ihn Plettenberg, keinen Aufruhr zu machen, denn die Bauern würden sich schon gegen ihre Herren erheben.⁵⁷

Neben Plettenbergs Kompromißpolitik kam die politische Ausschaltung Erzbischof Blankenfelds, des energischsten Verfechters katholischer Machtansprüche in Livland, der ungestörten Entwicklung der livländischen Reformation entgegen. Die Beziehungen Blankenfelds zu den Russen nutzten

die erzstiftischen Vasallen in ihrem Interesse. Sie klagten ihn des Landesverrats an und setzten ihn gefangen. Riga, das Zentrum der livländischen Reformation, vermochte schon in der Vergangenheit aus dem traditionellen Konflikt zwischen Onken und Erzbischof, die sich die Herrschaft über die Stadt teilten, politischen Gewinn zu schlagen. Die Ausschaltung Blankenfelds, dem Riga den Eid aufgekündigt hatte, stärkte die städtischen Positionen. Als bekannt wurde, die Stadt wolle sich Preußen unterstellen, war Plettenberg gezwungen, die Alleinherrschaft als Stadtherr anzunehmen, wofür er die Freiheit des evangelischen Glaubens offiziell zugestehen mußte.⁵⁸

Vergleicht man die während der Reformation in Livland und im Reich agierenden gesellschaftlichen Kräfte, so fallen Unterschiede beim niederen weltlichen Adel am stärksten ins Auge. In Deutschland war der niedere Adel, soweit er sich als Reichsritterstand im Südwesten und Franken noch seine relative politische Selbständigkeit erhalten konnte, kein Faktor mehr, der im eigenen Standesinteresse die Reformation nutzen und damit in das große politische Geschehen eingreifen konnte. Signifikant dafür ist Sickingens Niederlage. Die Masse des niederen landsässigen Adels hatte im Fürstendienst seine ökonomische und politische Unabhängigkeit bereits eingebüßt. Der Aufstieg des Landesfürstentums führte zum sozialen Verfall des Rittertums. Anders vollzog sich die Entwicklung in den ostelbischen Gebieten, die mit jener im Ostbaltikum größere Gemeinsamkeiten aufweist. Der niedere Adel entwickelte sich hier zu einer schichtselbständig wirtschaftenden Gutsherren. Die relative Schwäche der Fürsten in diesem Gebiet machte es ihm möglich, sich zur obrigkeitlichen Zwischeninstanz aufzuwerfen, indem er Guts-, Gerichts- und Polizeiherrschaft ausübte. In Livland hatten die Ritterschaften des Ordens und der Stifte von ihren Lehnsherren weitgehende Privilegien ertrotzt, wie die erweiterte Erbfolge für Lehnsgüter bis in die Seitenlinien der Familien hinein sowie die hohe Gerichtsbarkeit über die Bauern.⁵⁹ In der Produktion der Gutswirtschaften für den Markt besaßen sie eine starke materielle Basis. Zur Durchsetzung ihrer Interessen organisierten sie sich in Ritterschaftsbünden, denen Hauptleute vorstanden. Ihr politisches Gewicht, das sie auf den livländischen Landtagen demonstrierten, beruhte schon vor der Reformation auf einem beträchtlichen Landbesitz, der in Harrien und Wierland teilweise so umfangreich war, daß hier starke Ordensvasallen Aftervasallen einsetzen konnten. Überhaupt spielten die harrisch-wierischen Vasallen in der Landespolitik eine wichtige Rolle. Auf den Landtagen waren sie mit der größten Zahl der ritterschaftlichen Delegierten vertreten. Die Vasallen erkannten frühzeitig die ihnen aus der Reformation erwachsenden Vorteile. Eine Schwächung der katholischen Lehns- und Landesherren bot ihnen die Möglichkeit, die Autonomie der Gutsherrschaft nach oben und unten abzurunden

und die volle juristische und kirchliche Hoheit über ihre Bauern zu erlangen. Weiter ging es ihnen darum, die noch bestehende Anbiutungspflicht für Lehnsgüter abzuschaffen, nach der diese nicht veräußert oder verpfändet werden durften, bevor sie den Lehnsherren zum Kauf oder Pfand angeboten worden waren.⁶⁰ Im August 1524 forderten die Vasallen von Ösel ihren Bischof auf, die Klagen ihrer Bauern über zu hohe kirchliche Abgaben zur Kenntnis zu nehmen und diese abzustellen.⁶¹ Auf Verlangen seiner Ritterschaft mußte Erzbischof Blankenfeld sein Vorhaben aufgeben, von den Bauern eine spezielle Ochsensteuer zu erheben.⁶² Den Ständen des Dorpater Stifts versprach er, die Bauern nicht mit neuen Steuern zu belasten.⁶³ Doch in Anbetracht seines schon vor der Reformation ausgedehnten Landbesitzes hätte der weltliche Adel in Livland durch Säkularisation von Bischofs- und Ordensländereien seine sozialen Grundpositionen nicht wesentlich verbessern können, was ihm die baldige Rückkehr ins katholische Lager erleichterte. Im Unterschied zu Südwestdeutschland, wo sich der Aufstand der Reichsritter mit der Absicht der Säkularisation geistlichen Territoriums entwickelte, haben die livländischen Vasallen ein solches Ziel unmittelbar im Gefolge der Reformation nicht verfolgt. Nur in Einzelfällen ist es zu Übergriffen auf Klöster gekommen. In Harrien und Wierland profitierten die Ritter erst in den achtziger und neunziger Jahren des 16. Jh. von der Säkularisation. Wie im Reich meldeten sich auch in Livland bald radikalere Stimmen aus dem reformatorischen Lager zu Wort. Es waren Sylvester Tegetmeier⁶⁴ und Melchior Hoffman⁶⁵, die der livländischen Reformation Massenwirksamkeit verschafften, indem sie den „gemeinen Mann“ gegen die katholischen Institutionen mobilisierten. Damit führten sie die reformatorische Bewegung aus den von Knopken vorgezeichneten gemäßigten Bahnen heraus. Dieser reformatorische Radikalismus, wie er seit 1520/21 in Wittenberg und anderen Orten Sachsens und Thüringens in Erscheinung trat, nahm mit Tegetmeier auch in Livland Gestalt an, der seit Ende 1522 an der Rigaer Jakobskirche predigte. Zugleich wurde er Vikar der Schwarzhäupterkompanie, deren junge Kaufgesellen als treibende Kraft der antikatholischen Volksbewegung in allen livländischen Städten zur Reformationszeit auftraten. Der aus Hamburg stammende Tegetmeier studierte in Rostock, erwarb dort 1519 den Magistertitel und wurde Kaplan der Kathedralkirche. Im September 1521 schrieb er sich an der Universität Wittenberg ein.⁶⁶ Hier blieb er bis März 1522 und kehrte zunächst nach Rostock zurück, wo er die katholische Kirche scharf angriff und deshalb mit dem Rat, der zu diesem Zeitpunkt noch an altkirchlichen Positionen festhielt, in Konflikt geriet. Seit Chyträus gilt Tegetmeier in der Überlieferung als „unruhiger“ Kopf und Urheber der Bilderstürmerel in Riga.⁶⁷ Jedenfalls unterschied sich Tegetmeiers Auftreten als Reformator in den ersten Jahren

seiner Tätigkeit in Livland zunächst wesentlich von dem Knopkens. Paters Auffassung, daß beide „fireheads“ gewesen seien⁶⁸, wird durch Hinweise aus Knopkens Nachlaß nicht bestätigt. Paters Meinung wird auch von Werner O. Packull geteilt, der beide in der Frühphase der Reformation für Vertreter des radikalen Flügels hält. So sei auch Knopken mehr von Karlstadt als von Luther inspiriert worden.⁶⁹ Tegetmeier hatte Karlstadt während seiner Studienzeit in Wittenberg persönlich kennengelernt. In Abwesenheit Luthers predigte Karlstadt hier gegen die Bilder in den Kirchen und löste damit den Bildersturm auf die Wittenberger Stadtkirche am 6. Februar 1522 aus. Tegetmeier war Zeuge dieses Ereignisses. Luthers Fastenpredigten, mit denen er am 9. März 1522 nach seiner Rückkehr nach Wittenberg begann und in denen er jeder radikalen Auslegung seiner Lehre entschieden entgegentrat, hat Tegetmeier nicht mehr gehört. Zwei Stellen seiner Tagebuchaufzeichnungen lassen auf seine Nähe zu Karlstadt schließen. So vermerkt Tegetmeier, er sei nach Rostock gekommen, „als Carlstadt syne positiones tho Lipsick disputerde“⁷⁰, erwähnt aber im Zusammenhang mit der Leipziger Disputation Luther nicht. Dessen Namen nennt er nur einmal in Verbindung mit der Verkündung der Bannbulle. Weiter teilt Tegetmeier mit, er habe in Dorpat über den Propheten Malachias gepredigt.⁷¹ Zu Malachias hatte Karlstadt 1522 einen Kommentar verfaßt, der Tegetmeier dazu Anregungen gegeben haben dürfte. In der neueren Forschung hat Klaus Deppermann den starken Einfluß Karlstadts auf Tegetmeier hervorgehoben.⁷² Dieser Einfluß zeigte sich auch in den liturgischen Reformen, die in Riga eingeführt wurden. So fand der Gottesdienst in den ersten Jahren der Reformation in schlichtester Form statt, ohne Liturgie und Amtstracht der Pfarrer. Dagegen wurden selbst im evangelischen Lager kritische Stimmen laut. Man gehe mit dem Sakrament des Abendmahls um „gleich als wäre es ein Schinken oder ein Stück Rindfleisch“, und der Pfarrer stehe vor dem Altar „gleich als ein Schmiedeknecht und Schuster“⁷³.

In der livländischen Chronistik wird Tegetmeiers radikales Vorgehen gegen katholische Kirchengebräuche und Heiligenkult von Knopkens besonnenem Handeln abgehoben. Nach Kelch begann Tegetmeier „mit großem Ungestüm wider die Bilder zu predigan und ermahnte das Volk, daß sie selbige nicht mehr in den Kirchen dulden sollten“⁷⁴. Grefenthal berichtet, Tegetmeier sei im Unterschied zu Knopken „etwas härter gefahren und (hat) der Papisten Abgötterei gestraft, die Bilder gestürmt, darüber den gemeinen Mann stutzig gemacht, so daß auch Luther an die Stadt Riga von der wahren Religion und christlicher Gottesfurcht geschrieben“⁷⁵. Schon Chyträus sah einen direkten Zusammenhang zwischen Luthers zweitem livländischen Schreiben⁷⁶ und dem von Tegetmeiers Predigt ausgelösten Sturm auf die Rigaer Jakobskirche am 11. März 1524. Nach Schilderung der Ereignisse in der Kirche fährt Chyträus

fort: „Quare Lutherus ad Rigenses scribens gravissime monet“⁷⁷. In Riga, Reval, Dorpat und Pernau folgten weitere Kirchen- und Klosterstürme. Wenn Packull Tegetmeier „Vater“ der livländischen Reformation nennt, so ist das insofern berechtigt, als durch sein Auftreten die Reformation in den ostbaltischen Hansestädten als umfassende Volksbewegung zum Durchbruch kam.

* Der zweite Teil dieses Beitrages wird in Heft 3 (1993) von COMPARATIV erscheinen.

- 1 L. Arbusow, Die Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland, Leipzig 1921, Neudruck Aalen 1964; O. Pohrt, Reformationsgeschichte Livlands. Ein Überblick, Leipzig 1929; D. Wittram, Die Reformation in Livland, in: Baltische Kirchengeschichte, hrsg. von R. Wittram, Göttingen 1956, S. 35ff.
- 2 Zur politischen Struktur Livlands: V. Kalnyn', Ocerki istorii gosudarstva i prava Latvii v XI-XII vekach, Riga 1980, S. 27ff.; U. Arnold, Livland als Glied des Deutschen Ordens in der Epoche Wolters von Plettenberg, in: Wolter von Plettenberg, der größte Ordensmeister Livlands, hrsg. von N. Angermann, Lüneburg 1985, S. 23ff.; N. Angermann, Livland im ausgehenden Mittelalter, ebenda, S. 10ff.
- 3 Akten und Rezesse der Livländischen Ständetage, hrsg. von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands zu Riga, Bd. 3, 1494-1535, bearb. von L. Arbusow, Riga 1910, 54 §45; 66 §6; 84 §§3, 13; 93 §1 (im folgenden AR III).
- 4 P. Tschackert, Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen, Bd. 2/3, Urkunden Th. 12, Leipzig 1890, Nr. 26.
- 5 B. Russow, Chronica der Prouintz Lyffland, in: Scriptorum rerum Livonicarum, Bd. 2, Riga/Leipzig 1848, S. 39.
- 6 J. Voigt, Die deutsche Ordens-Ballei Thüringen, in: Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 1, Jena 1854, S. 110.
- 7 Informatio quopacto commodius resistendum Lutheranae heresi. Abgedruckt bei L. Lemmens, Die Franziskanerkustodie in Livland und Preußen, Düsseldorf 1912, Nr. 287.
- 8 V. Niitemaa, Der Binnenhandel in der Politik der livländischen Städte im Mittelalter, Helsinki 1952, S. 144f.; J. Ahvenainen, Der Getreidehandel Livlands im Mittelalter, Helsinki 1963, S. 184f.
- 9 E. Blumfeldt, Saare-Lääne piiskopkonna visitatsiooni-protokolle aastail 1519-1522 (Visitationsprotokolle des Stifts Ösel-Wietz aus den Jahren 1514-1522), in: Ajalooline Ajakiri (Historische Zeitschrift), 1933, S. 160ff.
- 10 AR III, 54, §§ 71-73; Arbusow, Einführung (wie Anm. 1), S. 66f.
- 11 E. von Nottbeck/W. Neumann, Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval, Bd. 1: Geschichte der Stadt bis zum Beginn der Schwedenzeit, Reval 1896, S. 41.
- 12 G. von Hansen, Die Kirchen und ehemaligen Klöster Revals, Reval 1885, S. 98f.
- 13 Nottbeck/Neumann (wie Anm. 11), S. 41.
- 14 G. von Walter-Wittenheim, Die Dominikaner in Livland im Mittelalter. Die Natio Livonica, Rom 1938, S. 57 (nach dem Memoriale des Priors Coci von den Jahren 1517-1520 und der Fortsetzung des Priors Johann Buxstrupp bis zum Jahre 1524 im Revaler Stadtarchiv).
- 15 Hansen (wie Anm. 12), Beilage X: Schreiben des Bischofs Johann Blankenhagen (Blankenfeld – d. Vf.), in dem er in die Verringerung der Zahl der kirchlichen Feiertage nicht einwilligt, 8. Mai 1524; Lemmens (wie Anm. 7), S. 179.
- 16 Liv-, est- und kurländisches Urkundenbuch: Begründet von F. Cr. Bunge, fortgesetzt von H. Hildebrand u.a. Zweite Abteilung, Bd. 2, Riga/Moskau 1905, Nr. 412: Verhandlungen des Rates zu Riga mit den beiden Gilden und der Gemeinde..., 29. November 1502 – 30. Januar 1503, § 88: „De swarten monnliche solen ... allenen 1 man umme molt dio makende in ereme garden holden; ander unnute folk unde buwete scholen nimen.“

Die livländische Reformation unter vergleichenden Aspekten

- 17 Der Kommentar wurde Luther von Johannes Brießmann aus Livland zugeschickt. Luther veröffentlichte ihn 1528 mit einem Vorwort (Luther, WA, Bd. 26, S. 123).
- 18 Central'nyj Gosudarstvennyj Istoriceskij Archiv Tartu, fond 854, opis 2, del' 564: Estländische Ritterschaft, Urkunden aus dem Vatikanischen Archiv von den Jahren 1432-1571 (Kopien), Bd. V, Bl. 179: „Contra boemos. Martinus ... episcopo Osilien ... Nuper per nostras litteras dedimus in mandatis dilectis filiis magistro et fratribus Ordinis Beate Marie ... in partibus Livonie constitutis ... insurgere et movere bellum contra Bohemos hereticos et fautores...“. Es handelt sich dabei um die Constitutio seu declaratio pro fratribus Beate Marie Theutonicorum in partibus Livonie (Bl. 201ff.).
- 19 P. Johansen, Johann von Hilten in Livland. Ein franziskanischer Schwarzegeist am Vorabend der Reformation, in: Archiv für Reformationsgeschichte, Leipzig 1939, S. 24ff.; O. Clemen, Schriften und Lebensausgang des Eisenacher Franziskaners Johann Hilten, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte, Bd. XLVII/NF. X, Gotha 1928, S. 402ff.; H. von Hintzenstern, Vorspiel zur Reformation in Eisenach, in: Herbergen der Christenheit 1981/82, Jahrbuch für deutsche Kirchengeschichte, Berlin o.J., S. 28f.
- 20 Catalogus testium veritatis, qui ante nostram aetatem reclamarunt Papae. Cum Praefatione Mathiae Flacii Illyrici, qua operis huius et ratio et usus exponitur, Basel 1556, S. 1014ff.; S. Hoyer, Nicolaus Rutze und die Verbreitung hussitischer Gedanken im Hanseraum, in: Neue Hansische Studien, Berlin 1970, S. 157ff.; Arbusow, Einführung (wie Anm. 1), S. 168ff.
- 21 C. A. Pater, Karlstadt as the Father of the Baptiste Movements: The Emergence of Lay Protestantism, Toronto/ Buffalo/ London 1984, S. 178ff., 185ff., 189, Anm. 2. Nach Davidis Chytraci Chronicon Saxoniae et vicinarum aliquot Gentium. Ab Anno Christi 1500 usque ad MDXCIII, Chronici liber nonus, Leipzig 1593, S. 291 Bb 2, lat Knopken „ad ministerium ecclesiae D. Petri vocatum, modeste initio doctrinam Justificatione Peccatoris gratuita, per et propter solum Christum pro nobis passum et resuscitatum, auditoribus inculcasse, et abusibus cum hac doctrina pugnantibus grauius taxatis, ritus tamen ipsos nondum mutasse...“.
- 22 W. Paap, Kloster Belbuck und die Wende des 16. Jh., in: Baltische Studien, NF 16, 1912, S. 6.
- 23 H.-G. Leder/N. Buske, Reform und Ordnung aus dem Wort. Johannes Bugenhagen und die Reformation im Herzogtum Pommern, Berlin 1985, S. 72ff.
- 24 C. Girgensohn, Ein Brief Erasmus' von Rotterdam an Andreas Knopken, in: Mitteilungen aus der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, Bd. 13, S. 515f.; P. S. Allen/H. M. Allen, Opus epistolarum Des. Erasmi Rotterdami, Tom IV, Oxonii 1922, S. 431ff.
- 25 Pohrt (wie Anm. 1), S. 21.
- 26 Chytraci Chronicon, S. 299 Bb 2.
- 27 Neuerdings dazu: U. Arnold, Luther und die Reformation im Preußenland, in: Martin Luther, die Reformation in Ostdeutschland und Südosteuropa. Wirkungen und Wechselwirkungen, Sigmaringen 1991; Luthers Briefwechsel mit Brießmann WABr 3, S. 26, 245, 314, 418, 433, 554; Bd. 4, S. 200; Bd. 5, S. 124 ff.
- 28 Auf Melanchthons Empfehlungsschreiben für Knopken, das nicht erhalten ist, weist Lohmüller in seinem Brief an Luther vom 20. Oktober 1522 hin, wo es heißt: „... in Livoniam per Philippi Melanchthonis apostolica scripta destinatus“ (WABr2, S. 592).
- 29 Die 24 Thesen Andreas Knopkens bei Pohrt (wie Anm. 1), S. 114ff. Sie sind überliefert von J. Ch. Gericke, Kurzgefaßte Reformationsgeschichte der Hauptstadt Riga in der Provinz Lief-land, Weimar 1757, S. 275ff.
- 30 In epistolam ad Romanos Andreae Knopken Costeriniensis interpretatio, Rigae apud Liunonios praelecta, ubi is pastorem agit Ecclesiae. Adiecta est ipsa Pauli Epistola, a Philippo Melanchthone, passim notis quibusdam illustrata, quibus et disputationis ordo, et sermonis compositio indicatur. Argentorati Knoblochus excudebat, MDXXV.
- 31 Arbusow, Einführung (wie Anm. 1), S. 197f., Anm. 2.

- 32 Hansen, Kirchen (wie Anm. 12), Beilage XI: Andreas Knopkens Schreiben aus Riga an die Revaler betreffs Antonius Bomhower vom 12. Februar 1527.
- 33 Central'nyj Gosudarstvennyj Istoriceskij Archiv-Riga, Fonds 214, Apr. 6, Gl. v. 273*, Bl. 1a: Plan zur Livländischen KirchenChronik, von dem Reformationen Jahr 1521 bis auf gegenwärtige Zeiten in chronologischen Tabellen entworfen von Eduard Philipp Körber Prediger zu Wenden 1810.
- 34 WABr2, S. 590ff.; Luther darüber in einem Schreiben an Spalatin vom 22. Januar 1523 (WA 3, S. 18ff.).
- 35 Archiv-Riga, fond 8, god 1481-1667, opis' 1, edinchran 42C, list 96: Diplomata Rigensia descripta Johann Christoph Brotze IV (1481-1667).
- 36 Pohrt (wie Anm. 1), S. 115f., These 3 und 4.
- 37 Ch. Kelch, Liefländische Historia oder Kurtze Beschreibung der Denkwürdigsten Kriegs- und Friedensgeschichte Esth-, Lief- und Lettlands... in fünf Büchern abgefaßt, Reval 1695, S. 167.
- 38 Ebenda, S. 168.
- 39 B. Grefenthal, Livländische Chronika, in: Monumenta Livoniae Antiquae, Bd. 5, Riga/Leipzig 1887, S. 48.
- 40 H. Dalton, Verfassungsgeschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland, Bd. 1, Gotha 1887, S. 189.
- 41 Luther, WABr., Bd. 2, S. 590ff.
- 42 J. Schildhauer, Soziale politische und religiöse Auseinandersetzungen in den Hansestädten Stralsund, Rostock und Wismar im ersten Drittel des 16. Jh., Weimar 1959, S. 11f. Auf dem Wendischen Städtetag zu Lübeck vom 8. bis 14. Januar 1525 wurden Beschlüsse gegen die „Martianer“ gefaßt, wonach Druck und Verkauf lutherischer Schriften sowie die Disputation über die Lehre bei schwerer Strafe verboten waren (Hanserecesse von 1256 bis 1530, Dritte Abteilung von 1477 bis 1530, Bd. 9, bearb. von D. Schäfer und F. Techen, München/Leipzig 1913, Nr. 2 §§ 96-102).
- 43 Hanserecesse III, 9, Nr. 131, § 13: „.... und worden die Rygesschen, sick myt deme besten darinne tho schicken, persuadert und geboden, sick in veler betrachtunge jegen de herschop nicht tho stellen, up dat se uprors, beyde und wedderwillens mochten vorhaven bliven, und wordt bolevet, dat men deme bischoppe tome hesten an de van Dorpte Vorschrifte geven scholde etc.“
- 44 Plettenbergs Schreiben vom 8. März 1524 an den Revaler Rat wegen Bedrückung der Katholischen und Aufhetzung der Bauern. Veröffentlicht von G. von Hansen, in: Miscellaneen. Aus baltischer Vergangenheit, Reval 1894, S. 123ff.
- 45 Schildhauer, Auseinandersetzungen, S. 23ff.
- 46 P. Karge, Die religiösen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Strömungen in Riga 1530-1535, in: Mitteilungen aus der livländischen Geschichte, Bd. 23, Riga 1924/26, S. 301ff.; W. Küttler, Patriziat, Bürgeropposition und Volksbewegung in Riga in der zweiten Hälfte des 16. Jh., phil. Diss. Leipzig (Ms.), 1966, S. 244ff.
- 47 Kaiser Karl V. verordnet den König Christian II. von Dänemark, den Markgrafen Joachim von Brandenburg, die Herzöge von Mecklenburg, den Großherzog von Lithauen, den H. M. von Preußen, den O. M. von Livland und die Magistrate der Hansestädte, namentlich von Lübeck, zu Erhaltern des Rig. Erzbistums und der livländischen Bisthümer D. D. Worms, den 12. Januar 1521, in: Monumenta Livoniae Antiquae, Bd. V, Riga/Leipzig 1847, S. 127ff.
- 48 Niitemaa, Binnenhandel (wie Anm. 8), S. 202ff.
- 49 Ders., Die undeutsche Frage in der Politik der livländischen Städte im Mittelalter, Helsinki 1949, S. 262ff.
- 50 AR III 136, § 35.
- 51 AR III 150.
- 52 E. Wimmer, Die Rußlandpolitik Wölters von Plettenberg, in: Wolter von Plettenberg, S. 71ff.

Die livländische Reformation unter vergleichenden Aspekten

- 53 Reichsarchiv Stockholm, Livonica I, 6 Ordensmästarnes arkiv. OM: s registratur 1524-1525. Bl. 8-10, OM an den Erzbischof, Wenden, 18. Mai 1524.
- 54 Plettenbergs Schreiben vom 8. März 1524 an den Revaler Rat, S. 123ff.: „... der haluen is unse boger gy lw in dußen saken metigen und iwen predickern beuelen, sich der lesterige und schandt wordt up geistlichen personen hinfürder enthouden, dath wort godes und Hillige Euangelium alze predicken und den lüden inbilden, dat der uth leue, eindracht, frede und kein uproer erwasse.“
- 55 Reichsarchiv Stockholm, Livonica I, 6 Ordensmästarnes arkiv. OM: s registratur 1524-1525. Bl. 57-58, OM an den Hauskomtur und die Stadt Reval samt der Kleinen und Großen Gilde, 18. Oktober 1524: „Uns kompt bie wo dath gy de altaren in den kereken affgebracken tafeln beldenn und gedechnissen der leuen hilgenn vorwastett und vorbrandt, dath wie unns in keinem Wege vorszeen, na dem wie lw tho mhermalen geschreuen, was inn denn szaken thobodencken, und dath wie unszer ordenn unnd dusse gemeine lande denthaluenn in thokamenden tiden van pawestlicker hilficheit und szunderliches Romischen keszerlickenn Mät. unszern allenn genedigsten hern, na dem sware mandate uitgegangen ... mochten boschuldigh werden, dath alhir im lande mher nigeninge in den lutherschen szaken, dann baten lann des angefangen und vorgenommenn...“.
- 56 Ebenda, Bl. 26, OM an den Vogt zu Wesenberg, 21. Juni 1524: „... wo dar szumige prediger hie, de de buren underwisen und leren dat se erer herschaft vast an erer rechticheth tho gewende ... Dat gy den Jenigen de sodaens den buren vorgeuen und vormanen, und underrichten latenn, dat se sick dar van enthouden, dath Jenige was der van gepredigeth wedder umb ropen. und ehn vorgeuen dath De ouerlicheith, wo dath Paulus und Dat euangelium mith bringen. und van anbeginne ... gewest ist, und so zse so predicken willen dath se alsdenne dath latter clær und ware Euangelium den gemenen volcke leren und predicken.“
- 57 Sylvester Tegetmeier's Tagebuch. Mitgeteilt von F. Bienemann, in: Mitteilungen, Bd. 12, S. 504: „In dussen ij dagen leeth my de herr meister beschicken: ich wolce ionenen uprohr maken, men sege woll we de huren upstunden gegen ere herren.“
- 58 ARIII 218a.
- 59 A. von Gernet, Die Harrisch-Wierische Ritterschaft unter der Herrschaft des Deutschen Ordens bis zum Erwerb der Jungingschen Gnade, Reval 1893; A. Transch-Roseneck, Zur Geschichte des Lehnswesens in Livland. Rechtsgeschichtliche Untersuchungen, in: Mitteilungen, Bd. 18, Riga 1903, S. 83ff.
- 60 ARIII 143 § 11.
- 61 ARIII 160 § 7.
- 62 ARIII 162 § 10.
- 63 ARIII 166 § 13.
- 64 W. O. Packull, Sylvester Tegetmeier. Father of the Livonian Reformation: A Fragment of his Diary, in: Journal of Baltic studies 1985, H. 4, S. 343ff.; Die evangelischen Prediger Livlands bis 1918, hrsg. von M. Ottow und W. Lenz, Köln/Wien 1977, S. 447.
- 65 K. Deppermann, M. Hoffman. Soziale Unruhen und apokalyptische Visionen im Zeitalter der Reformation, Göttingen 1979 (speziell zu Hoffman in Livland, S. 55ff.); Pater (wie Anm. 21), S. 173ff.
- 66 Packull (wie Anm. 64), S. 344.
- 67 Chytraci Chronicon, S. 291, Bb 2: „Accessit autem sequenti anno Collega turbulentior, Sylvester Tegetmeierus, qui Rostochio, ubi ecclesiae D. Jacobi minister fuit, nuper effugerat, et adeundae haereditatis fraternae causa Rigam profectus, exeunte anno 1522 in aede D. Jacobi docere coepit, et maiori impetu pontificiorum superstitiones et Idola palam coarguit ac detexit: adeo, ut vulgo abominationi esse coeperint, et paulo post, statuas omnes ex templis eiecerent, et lapidis sepulchris impositis removerent.“
- 68 Pater (wie Anm. 21), S. 178.

Joachim Kuhles

- 69 Packull (wie Anm. 64), S. 131: „During the early phase both Knopken and Tegetmeier represented a radical Reformation, closer to Karlstadt than to Luther in inspiration.“
- 70 Tegetmeiers Tagebuch (wie Anm. 57), S. 503.
- 71 Ebenda, S. 504.
- 72 Deppermann (wie Anm. 65), S. 44.
- 73 Kelch (wie Anm. 37), S. 168.
- 74 Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jh., hrsg. von E. Schling, fortgeführt vom Kirchenrechtlichen Institut der evangelischen Kirche in Deutschland: Kirchenordnung für Riga 1530, Bd. 5, Leipzig 1913, S. 14; Arbusow, Einführung, S. 568.
- 75 Grefenthal (wie Anm. 39), S. 49.
- 76 Luther, WA, Bd. 15, S. 360ff.
- 77 Chytraci Chronicon (wie Anm. 21), S. 291, Bb2.

Lire *La Méditerranée*

Das „Mittelmeerbuch“ gehört zu den Topoi der internationalen Geschichtswissenschaft. Sofort ab seinem Erscheinen 1949 galt dieses voluminöse Buch nicht nur als *opus eximium* des französischen Historikers Fernand Braudel, sondern wurde auch mit der *Annales*-Historiographie ineins gesetzt.¹ Inzwischen kann das Gesamtwerk Braudels überblickt werden. Dreißig Jahre lang hatte nur das Mittelmeerbuch vollständig vorgelegen. Der kurz nach der überarbeiteten und illustrierten Auflage des Mittelmeerbuches von 1966 erschienene erste Band der *Civilisation matérielle et capitalisme* blieb über ein Jahrzehnt ein Torso, bis 1979 die dreibändige Gesamtausgabe² ausgeliefert wurde. Nach diesem Alterswerk verblüffte Braudel postum noch mit einer Geschichte Frankreichs.³

Die folgende Retrospektive konzentriert sich jedoch auf eine kursorische Lektüre des Mittelmeerbuches an Hand eines Leitfadens, der die Geschichtskonzeption Braudels von seinen instruktiven Frühschriften aus erschließt. 1947 verteidigte Fernand Braudel seine *thèse* vor einem Prüfungskollegium. Zusätzlich zu den elfhundert Seiten des Mittelmeerbuches hatte er noch seine erste wissenschaftliche Publikation aus dem Jahr 1928, einen – den Umfang eines schmalen Buches umfassenden – Aufsatz vorgelegt.⁴ In Bezug auf das Mittelmeerbuch kann *Les Espagnols et l'Afrique du Nord de 1492 à 1577*⁵ vor allem als materiale Vorstudie für den dritten und letzten Teil gelesen werden, der sich mit der traditionellen Politikgeschichte beschäftigt. Aber auch für den mittleren wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Teil, sowie den ersten, den milieugeschichtlichen Studien gewidmeten Part des Mittelmeerbuches, finden sich in diesem Aufsatz entscheidende Weichenstellungen.

Die „afrikanische Frage“

Schwerpunktmäßig geht es in diesem Aufsatz von 1928 um eine systematische Darstellung der spanischen Nordafrikapolitik im 16. Jh. Braudel wollte damit eine Forschungslücke schließen, die seiner Ansicht nach zwischen den Quelleneditionen und den ereignis- und personenbezogenen Monographien entstanden war. Es mangelte an einer Überblicksdarstellung der spanisch-maghrebinischen Geschichte, die darüber hinaus eine Einordnung der „afrika-

nischen Frage“ in den europäischen Kontext, bzw. ihre Korrelation mit der spanischen Innenpolitik ermöglichen sollte.⁶ Die vorhandenen apologetischen Biographien oder Seeschlachtbeschreibungen konnten weder den Verlauf der spanischen Nordafrikapolitik, noch den von Braudel konstatierten Wandel der „afrikanischen Frage“ erklären.

Bevor Braudel seinen durchaus konventionellen, nämlich an der jeweiligen Regierungszeit der spanischen Monarchen orientierten Periodisierungsvorschlag ausführte, erörterte er Grundsatzfragen, die knapp ein Viertel des gesamten Textes beanspruchen. In diesen Vorüberlegungen problematisierte Braudel, inwieweit die spanische Nordafrikapolitik des 16. Jh. als Kreuzzug interpretiert werden kann. Braudel lehnte die Verwendung des Begriffs Kreuzzug ab, da dieser eine Überbewertung religiöser Interessen impliziert.⁷ Diese Ablehnung korrespondiert mit seiner Kritik an der ereignis- und personenfixierten Historiographie, die den Charakter des Glaubenskrieges zwischen Christen und Muslimen herausstellte, ohne zwischen dem religiösen Impetus der Elite und den materiellen Interessen der Bevölkerung zu differenzieren.

Seine These, daß die Spanier nicht so katholisch wie ihre Monarchen gewesen sein sollen, resultiert aus Braudels Cervantes-Lektüre.⁸ Der spanische Dichter Miguel de Cervantes war u.a. bei der Schlacht von Lepanto 1571 dabeigewesen und von 1575 bis 1580 Kriegsgefangener in Algier, bevor er freigekauft wurde. Die literarische Verarbeitung von Cervantes' mediterranen Lebenserfahrungen motivierte Braudel; die Ereignisse des gewählten Untersuchungszeitraumes nicht primär als religiöse, sondern als kulturelle und materielle Konflikte zu untersuchen. Erst die Berücksichtigung des iberisch-nordafrikanischen Kulturraums sowie dessen wirtschaftshistorische Einheit machen die spanische Nordafrikapolitik des 16. Jh. plausibel.

Die Meerenge von Gibraltar war nicht erst für die vom Geist des Jahres 1492 bestärkten Spanier ein leicht zu überwindendes Hindernis. Die Geschichte der Handelskontakte des iberisch-nordafrikanischen „bicontinent“ überwog diejenige der politischen Auseinandersetzungen.⁹ Aber der militärische Erfolg der Spanier über das letzte Maurenreich auf der iberischen Halbinsel, Granada 1492, politisierte diese traditionelle Handelsverbindung auf dramatische Weise: aus dem Warentausch zwischen zwei Küsten wurde Schmuggel und Piraterie.¹⁰

Diese Verschiebung der kulturellen und politischen Grenzen bildet den Rahmen „pour retracer les péripéties des luttes soutenues par les Espagnols en Afrique“.¹¹ In dieser Periodisierung der „histoire officielle“¹² unterscheidet Braudel drei, der Regierungszeit der spanischen Könige entsprechende Zeiträume, die nach folgender Faustregel dargestellt werden: solange die sparti-

sche Krone in den Kampf um Italien oder andere europäische Kriege involviert war, fehlten ihr die Kapazitäten für nordafrikanische Unternehmen; nur in europäischen Friedenszeiten erlaubten sich die spanischen Herrscher „afrikanische Abenteuer“¹³ – wie insbesondere die *Heilige Liga* von 1570 zeigt, in der sich die mediterranen Europäer gegen das Osmanische Reich zusammengeschlossen hatten.¹⁴ Während die erste Phase (1492-1516) nur marginale Beachtung erfährt, werden der Ära Karls V. (1516-1559) und den ersten beiden Jahrzehnten der Regentschaft Philipps II. (1559-1577) besondere Aufmerksamkeit gezollt.

Neben der strategischen Erörterung der einzelnen kriegerischen Ereignisse an der nordafrikanischen Küste nach dieser Faustregel findet „la vie quotidienne des garnisons espagnoles d'Afrique“ wiederholt Braudels Aufmerksamkeit,¹⁵ und auch soziokulturelle Phänomene wie das Renegatentum¹⁶ werden berücksichtigt. Entscheidend war für Braudel in diesem Aufsatz letztlich seine Kritik der spanischen Nordafrikapolitik als „occupation restreinte“, daß diese Defensivpolitik (Befestigung von Küstenstützpunkten) an jene verfehlte Politik von Granada 1492 anknüpfte, die sich mit militärischen Erfolgen zufrieden gab, ohne die wirtschaftliche und soziale Integration der Region zu forcieren.¹⁷

Im Hinblick auf das Mittelmeerbuch erwies sich noch ein anderer Aspekt als zentral. Die afrikanische Frage wurde von Brandel bereits 1928 so konzipiert, wie sie auch Eingang in das Mittelmeerbuch fand. Unter Karl V. gestaltete sich die afrikanische Frage als „question d'Alger“, d.h. nach der Eroberung von Tunis 1535 richteten sich die spanischen Angriffe auf das Piratenzentrum Algier.¹⁸ Unter Philipp II. wurde die afrikanische Frage wieder zur „question de Tunisie“.¹⁹ Die entscheidenden Seeschlachten wurden in dem schmalen Korridor ausgetragen, der die westliche von der östlichen Mittelmeerhälfte trennt: Djerba 1560, Malta 1565, Lepanto 1571, Tunis 1573 und 1574. „La localisation géographique de ses champs de bataille ne manque pas de signification.“²⁰ Diese Zweiteilung des Mittelmeeres in eine abendländische und eine orientalische Hälfte manifestiert den Wandel der afrikanischen Frage im 16. Jh. Daran änderte auch die Präsenz muslimischer Piraten in der westlichen oder der merkantile Einfluß Venedigs in der östlichen Mittelmeerhälfte nichts.

Werkimmanent dominiert bei Brandel allerdings zunächst die Beschäftigung mit der „occupation restreinte“. Sein 1930 gehaltener Vortrag *Les Espagnols en Algérie 1492-1792*²¹ kontrastiert die erfolgreiche kolonialfranzösische Siedlungspolitik in Algerien („occupation totale“) mit der fehlgeschlagenen spanischen „occupation restreinte“.²² Obwohl der Maghreb „le

domaine naturel de l'expansion ibérique" sei, habe Spanien bei seiner „mission géographique“ versagt.²³

Die dem Anlaß des *Centenaire* gemäß regionale Beschränkung auf Algerien, bzw. die zeitliche Ausdehnung bis 1792 brachten keine über den Aufsatz von 1928 hinausgehenden Ansätze. Allein die Ankündigung seines Habilitationsvorhabens soll hier noch Beachtung finden. Braudel visiert die in der Fachliteratur angeblich vernachlässigte Klärung der Hypothese an, daß zwischen der Zwangskonversion der Mauren (Morisken) in Granada und Kastilien sowie der Befestigung spanischer Stützpunkte an der nordafrikanischen Küste (Presidios) eine Wechselwirkung bestand.²⁴ „Rattacher les guerres africaines à la conquête de Grenade, c'est rejeter dans le passé espagnol le problème qui nous interesse.“²⁵

Gegenstand der Frühschriften Braudels war mithin der gescheiterte Versuch, die spanische Eroberung der iberischen Halbinsel auf dem afrikanischen Kontinent fortzusetzen. Raum und Zeit wurden hierbei folgenderweise konzeptualisiert. Die als afrikanische Frage bezeichnete spanische Nordafrikapolitik des 16. Jh. folgt jener geopolitischen Kraftlinienmystik, die nach dem Prinzip der „Gegenküste“ Nordafrika als konsequente Fortsetzung der iberischen Halbinsel betrachtet. Die als Wandel der afrikanischen Frage interpretierte Zweiteilung in die beiden Mittelmeerhälften folgt ebenfalls geopolitischen Symmetrievorstellungen. Selbst das Alternieren europäischer und nordafrikanischer Kampfhandlungen orientiert sich am Gleichgewichtsdanken.

Gegenwartsbezug und Quellenlage ermöglichten Ende der 1930er Jahre nur eine ausführliche Darstellung der offiziellen Geschichte, die sich auf die Befestigungs- und Verteidigungsprobleme der spanischen Presidios an der nordafrikanischen Küste beschränken mußte. Das Vorbild der spanischen Belletristik des *Goldenen Zeitalters* wie auch verstreute Hinweise in den spanischen Relationen erregten allerdings Braudels Interesse an einer Geschichte jenseits der bislang dokumentierten. „Nous sommes moins bien renseignés sur le prospecteur qui va chercher fortune dans les pays neufs du Maghreb, il appartient à la masse innombrable des gens qui n'ont presque jamais d'histoire. Il y a d'autres métiers: loueur de navire, contrebandier, pirate.“²⁶ Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchungen fehlten jedoch in diesem Bereich.

Die Umwelt

Mit dem milieugeschichtlichen Teil des Mittelmeerbuches debütierte Braudel als Koordinator von Geschichte und Geographie, der das geopolitisch affizierte Palimpsest der Frühschriften mit einem geohistorischen Essay überschrieb.

Zur assoziativen Nähe von *géohistoire* und Geopolitik hatte sich Braudel in der Erstausgabe des Mittelmeerbuches noch explizit in zwei Exkursen geäußert.²⁷ Der Charakteristik eines Binnenmeeres folgend, betonte Braudel die historische Dimension des Mittelmeeres in nord-südlicher Richtung. Die globale Funktion des Mittelmeeres ergebe sich aus seiner Position zwischen dem europäischen und dem afrikanischen Kontinent. „Notre intention n'est pourtant pas de substituer un *Land Power* (si l'on peut dire) à un *Sea Power*, les essayistes étant champions de celui-ci, historiens et géographes de celui-là. Le titre même de notre livre dit notre position non de conciliation, mais d'équilibre.“²⁸ Die *géohistoire*, so Braudel, diene nicht der geopolitischen Affirmation eines bestimmten Staates, sondern stehe in der humangeographischen Tradition des Possibilismus von Lucien Febvre und Vidal de la Blache. Seine methodische Konvergenz von Geschichte und Geographie solle nur Vergleiche in Raum und Zeit zur Herausarbeitung der spezifisch mediterranen Kontinuitäten ermöglichen.

Diese Einlassungen zur *géohistoire* fehlen in der Neuauflage des Mittelmeerbuches. Geblieben ist das geohistorische Konvolut des als milieugeschichtlich bezeichneten ersten Teils, in dem mittels Interpolation²⁹ das Mittelmeer der zweiten Hälfte des 16. Jh. rekonstruiert werden soll.

In diesen geohistorischen Kapiteln wird ein stereotypes Bild des Orients gezeichnet. Als einzig heterogenes Element der ansonsten als einheitlich beschriebenen mediterranen Besiedlungsformen wird der Nomadismus der islamischen Hemisphäre dargestellt. Die elaborierte Form der Transhumanz war vorrangig auf der iberischen und der italienischen Halbinsel verbreitet.³⁰ Das geographische Gebiet des Islam ist die Wüste,³¹ und die Sahara wird ebenso wie der Nomadismus als das „zweite Gesicht“ des Mittelmeeres tituliert.³² Auch klimatisch wird der Orient als Antipode des Mittelmeeres dargestellt.³³ Selbst die osmanisch beherrschte östliche Mittelmeerhälfte wird als in der physischen Geographie abweichend beschrieben. Aber hier spiegelt die Politik nur eine „untergründige Realität“ wider: „Die beiden von verfeindeten Herren beherrschten Mittelmeere unterscheiden sich sowohl physisch als auch ökonomisch und kulturell; jedes von ihnen ist ein eigenes historisches Gebiet.“³⁴ Die bereits in den Frühschriften geopolitisch intendierte Zweiteilung des Mittelmeeres fand also durch die *géohistoire* eine weitere Bestätigung.

Bis auf diese geopolitischen Relikte ist der milieugeschichtliche Teil des Mittelmeerbuches aber durchaus humangeographisch fundiert. Parallel zur geohistorisch festgeschriebenen Polarität von Orient und Okzident demonstrierte Braudel auch Vielfalt und Einheit der mediterranen Regionen.

So belegen zum Beispiel die beiden ersten Kapitel Braudels erfolgreiches Austarieren des Land-Meer-Ideologems. Zuerst beschreibt er die fünf mediterranen Halbinseln, bevor er auf die geographische Gestalt des Mittelmeeres selber eingeht. Die Iberische Halbinsel, Italien, die Balkanhalbinsel, Kleinasien wie auch Nordafrika werden nicht einzeln, sondern in der ihnen gemeinsamen Topographie von Berg-, Hoch- und Tiefland samt den dazugehörigen Sozialgeographien skizziert. Die Gebirgswelt des 16. Jh. wird von Braudel als Konservator anarchischer Lebensformen beschrieben, deren karge Lebensverhältnisse die Bergbewohner zur permanenten Emigration zwangen. Die Vorgebirgslandschaften hingegen waren dicht besiedelt und kultiviert. Die landwirtschaftlichen Ebenen waren zu Beginn der Neuzeit erst teilweise erschlossen und zumeist das Hinterland einer prosperierenden Hafenstadt. Diese drei Siedlungsformen dominierten auf dem mediterranen Festland. Die Anrainer des Mittelmeeres teilten ebenfalls vergleichbare Lebensbedingungen. Braudels Darstellung der Verhältnisse der Küstenbewohner erinnert an diejenige der mediterranen Ebenen, d.h. die Abhängigkeit ganzer Landstriche von einer Metropole. Die Inseln im Mittelmeer dagegen unterscheiden sich von den als isoliert dargestellten Bergwelten durch ihre kolonisatorische Vorreiterrolle.

Die „Hauptfiguren“ des Mittelmeeres blieben jedoch die Halbinseln, deren wechselnde Allianzen die Geschichte des Binnenmeeres prägten.³⁵ Aber auch die vom Mittelmeer abgewandten Verbindungen waren ein geschichtsmächtiger Faktor, wie im dritten Kapitel gezeigt wird. Über vier Handelstrassen nach Norden sowie den Karawanenhandel im Süden war das Mittelmeergebiet bereits lange vor der Entdeckung der Seewege in die europäische und die islamische Ökonomie eingebunden. Auf dieser verkehrsgeographischen Integration des Mittelmeergebietes in der Alten Welt, bzw. seiner zentralen Stellung auf dieser historischen Landkarte, basiert Braudels Argumentation gegen einen abrupten Niedergang der mediterranen Ökonomie zu Beginn der Frühen Neuzeit. Hier thematisierte Braudel den anderen Aspekt des universalgeschichtlichen Doppeldatums von 1492. In den Frühschriften war allein die Hispanisierung im Anschluß an die Eroberung des letzten Maurenreiches problematisiert worden. Im Mittelmeerbuch akzentuierte Braudel nun auch die Konsequenzen der Entdeckung der Neuen Welt und des Seewegs nach Indien.

Die mediterrane Schifffahrt verlief überwiegend entlang der Küsten und war am jahreszeitlichen Rhythmus orientiert. Das mediterrane Leben wurde im 16. Jh. noch durch die hauptsächlich im Sommer mögliche Schifffahrt bzw. deren Unterbrechung im Winterhalbjahr bestimmt. Das galt vor allem für militärische und wirtschaftliche Aktivitäten, bezog sich aber auch auf Epidemien, die ebenfalls vom Sommerklima begünstigt wurden bzw. nur im Winter ruhten. Diese tendenziöse Trias zielte allerdings auf keinen geohistorischen Determinismus, sondern ermöglichte Braudel die Kontrastierung zwischen der umweltbedingten und der von Menschen gemachten Einheit des Mittelmeergebietes im vierten und fünften Kapitel. Die geohistorische Einheit des Mittelmeeres resultierte nicht nur aus der physikalischen Geographie, sondern auch aus einem dichten Straßen- und Städtenetz. Und daß der mediterrane Raum im 16. Jh. der verstädertste der Welt war, belegt die „menschliche Einheit“ des Mittelmeeres und darüberhinaus die teilweise Antizipation der nordwesteuropäischen Weltwirtschaft.

In den fünf ersten Kapiteln des Mittelmeerbuches versuchte Braudel die geohistorische Position der mediterranen Welt zu bestimmen. Welche historischen Prozesse sich zu Beginn des Neuzeit darin abspielten, wird im zweiten Teil des Mittelmeerbuches rekonstruiert.

Der Alltag

In das geohistorisch konturierte mediterrane Universum zeichnete Braudel im mittleren Teil des Mittelmeerbuches diverse ökonomische, staatliche, gesellschaftliche und kulturelle Prozesse ein – „und damit mein Verständnis der Geschichte deutlicher wird, versuche ich schließlich zu zeigen, wie all diese aus der Tiefe wirkenden Kräfte im komplexen Bereich des Krieges am Werk sind.“³⁶ Das Kapitel über die Formen des alltäglichen Kleinkrieges, der Piraterie und der Presidios, bildet das Schlußkapitel des zweiten Teils des Mittelmeerbuches, und erst im dritten Teil folgen dann die Ereignisse des Großen Krieges.

Über die Periodizität des Krieges hatte Braudel bereits in den Frühschriften festgestellt: „On pourrait presque énoncer comme une règle générale que les guerres espagnoles contre l’Islam, durant les temps modernes, ont toujours présenté deux phases successives, une guerre intérieure, une guerre extérieure.“³⁷ Diese Aufeinanderfolge von inter- und intrakulturellen Konflikten beschäftigte Braudel auch im Mittelmeerbuch.³⁸ In der revidierten Auflage hatte er sogar eine konjunkturgeschichtliche Erklärung dafür gefunden: „Es darf gesagt werden, daß Djehari und Kreuzzug stets von einer schlechten Wirtschafts-
lage

gefördert werden. Die Bruderkriege zwischen Christen und Moslems werden dagegen von einem Aufschwung getragen, und jede Rezession bringt sie regelmäßig zum Stillstand.³⁹ Konsequenterweise berücksichtigte Braudel dieses Leitmotiv auch im Kulturkapitel: „Der Krieg als Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen den Kulturen: diese These hat etwas für sich.“⁴⁰ Braudels Interesse galt jedoch weniger dem Bellizismus, sondern mehr dem immanenten Periodisierungsmuster der Verlaufsform derartiger historischer Prozesse.

Der Krieg als innerer oder äußerer Kulturkonflikt ließ sich noch am ehesten in das Konjunkturschema einordnen, das Braudel in der revidierten Auflage des Mittelmeerbuches vorstellte.⁴¹ Obwohl diese Ausgabe illustriert ist, hat Braudel auf eine Graphik dieses Konjunkturasters verzichtet. Diese prinzipielle Korrelation zwischen säkularem Trend und langen Wellen dient ebenso zur Erfassung des „langen 16. Jh.“ wie der Versuche einer „volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung“ zu Beginn des zweiten Teils des Mittelmeerbuches.⁴² In der Darstellung der separaten historischen Prozesse arbeitet Braudel allerdings nur jeweils tendenzielle Zyklen heraus, die sich nicht zur Spezifikation des Lange-Wellen-Ansatzes eignen, was wiederum die Vagheit des volkswirtschaftlichen bzw. des konjunkturgeschichtlichen „Modells“ erklärt.

Die „Länge“ des 16. Jh. wird an der Bevölkerungszunahme und der in ihrem Schlepptau befindlichen Preise bemessen. Das Bevölkerungswachstum determiniert für Braudel den historischen Prozeß: „Es ist kaum von der Hand zu weisen, daß diese biologische Revolution der Hauptfaktor aller Schicksale war, die uns hier beschäftigen.“⁴³ Diese „biologische Revolution“ hatte auch für die Polarität zwischen Orient und Okzident Konsequenzen. Im Vergleich zur menschenarmen Wüstenkultur des Islam wird der Westen als stärker oder überbevölkert dargestellt. Mit der relativen Unterbevölkerung des Islams begründete Braudel dessen religiöse Toleranz. Den zunehmenden Antijudaismus im christlichen Machtbereich erklärte er durch die dortige malthusianische Bevölkerungsentwicklung.⁴⁴ Neben der demographischen Entwicklung erklärte Braudel noch die Verkehrsbedingungen sowie das hypothetische Bruttosozialprodukt zum Maßstab der Ökonomie des 16. Jh.

Auf dieses erste, die Ökonomie betreffende Kapitel folgt ein zweites, in dem die „drei Metallzeitalter“ behandelt werden. Daß auf das Zeltalter des sudanesischen Goldes das der amerikanischen Gold- und Silbereinfuhr folgte und auf dieses schließlich das der Scheidemünzen und des Falschgeldes, ergibt sich nur aus der dementsprechenden Gliederung dieses Kapitels. Die Inkonsistenz dieser preisgeschichtlichen Periodisierung wurde von Braudel auch eingeräumt.⁴⁵ Plausibler ist dagegen seine Schematisierung des Pfeffer- und Getreidehandels im dritten Wirtschaftskapitel, mit der die letztmalige

Autarkie der Mittelmeerökonomie vor der endgültigen Invasion der nördlichen Segler herausgearbeitet werden soll. Dieser von 1550 bis 1573 datierte Zeitraum spielt auch im ereignisgeschichtlichen Teil des Mittelmeerbuches eine herausragende Rolle.

Auf die Darstellung der wirtschaftlichen Bedingungen folgt diejenige der sozialen Verhältnisse in ebenfalls drei Kapiteln. Die den Staat betreffenden Ausführungen sind weder geopolitisch aufgeladen, noch geohistorisch eingebettet. Die territorialgeschichtliche Organisation des Osmanischen Reiches wird mit der des spanischen Imperiums verglichen und trotz ihrer gemeinsamen Schwächen als Fortschritt gegenüber stadtstaatlichen Formen interpretiert.

Mit Hilfe des Vergleichs dieser beiden Imperien arbeitete Braudel auch die gesellschaftliche Stratifikation und Elitenbildung heraus. Braudel unterscheidet für die osmanische und spanische Gesellschaft des 16. Jh. Bourgeoisie, Adel und Arme. Bourgeoisie bedeutete im 16. Jh. Handelsbourgeoisie und wird von Braudel als Berufsstand gekennzeichnet, den die herrschenden Schichten in Verkenntung der nationalen Bedeutung des Handels von Ausländern betreiben ließen. Gleichzeitig bezichtigt er diese Bourgeoisie der „Verrats“, da sie in Orientierung am Adel ihr Geld nicht reinvestierte, sondern in Landbesitz festlegte.⁴⁶ Der Adel beider Gesellschaften wird im Wandel von der Grund- zur Gutsherrschaft, bzw. des Tinar- zum Tschüftlikssystem dargestellt. Diese parallele Wiedereinführung der Leibeigenschaft interpretierte Braudel nicht als Refeudalisierung, sondern als koloniales Phänomen.⁴⁷ Diesem Wandel der Rekrutierung sowie der Herrschaftsformen der gesellschaftlichen Eliten stand in beiden Gesellschaftssystemen eine wachsende Bevölkerung von Armen gegenüber, die ihr Auskommen im Banditentum suchen mußten.

Während der Wandel der staatlichen und sozialen Organisation der beiden Großreiche analog dargestellt werden, dominiert im Kulturkapitel wieder die Polarisierung. Braudel ist zwar kein Kulturpessimist, aber dem Prozeß der Akkulturation steht er skeptisch gegenüber. Kulturelle Überläufer (Renegaten) oder diffundierende Kulturgüter belegen letztlich nur die partielle Mobilität von prinzipiell stabilen Systemen. Diese Kulturkonstanz ist vorrangig räumlich definiert.⁴⁸ Bei „Kulturüberschneidungen“ komme jener „kulturelle Imperativ“ zum Tragen, der durch das zahlenmäßige Verhältnis von „Siegern und Besiegten“ bestimmt ist.⁴⁹ Trotz fünfhundertjähriger Osmanenherrschaft konnten so die Bulgaren auf Grund ihrer geringen Anzahl der Okkupatoren ihre kulturelle Identität bewahren. Der hinter der spanischen *Conquista* stehende demographische Druck führte jedoch – trotz regionaler Unterschiede – zur schubweisen Vertreibung der Morisken im Verlauf des 16. Jh. Das Periodische der Moriskenvertreibung erklärte Braudel durch das schon in den Frühschriften festgestellte Alternieren innerer und äußerer Konflikte,

welche nicht als innen- oder außenpolitische, sondern als zwischen- oder innerkulturelle definiert sind.

In der erweiterten Auflage des Mittelmeerbuches gerät die Moriskenfrage gegenüber einem gänzlich neuen Unterkapitel über die Geschichte der mediterranen Juden ins Hintertreffen. Das Erklärungsmuster für die Vertreibungen der Sephardim blieb allerdings das gleiche wie in der Moriskenfrage. Trotz des großen Assimilationspotentials der jüdischen Kultur werde die verbliebene kulturelle Eigenständigkeit dieser Minderheit in konjunkturebedingten Krisensituationen als Alterität ausgegrenzt. „Die Verfolgung ist immer bestimmt oder abhängig von einer Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage.“⁵⁰ Gegen Sombart bestritt Braudel die Ineinsetzung von Judentum und Kapitalismus, d.h. die implizite Selbstverschuldung von antijüdischen Pogromen. Aber auch Braudels Vorgehen ist nicht ohne Ambivalenzen. Bereits die Prämisse dieses Unterkapitels macht stutzig: „Eine Kultur gegen die anderen: das Schicksal der Juden“. – Der Kulturfatalismus Braudels pipfelte schließlich in der Affirmation der historischen Notwendigkeit der Vertreibungen: „Im Laufe des ‘langen’ 16. Jh. mußte die Halbinsel, um wieder Teil Europas zu sein, militant christlich werden; sie streifte die beiden unerwünschten Religionen ab, die moslemische und die hebräische.“⁵¹

Der inneren Militanz der Europäisierung entsprach auch das äußere Verteidigungssystem der Christenheit, das Braudel im Kapitel über die Formen des Krieges darlegt. „Gegenüber den Türken und Korsaren umgürtet sich die Christenheit mit Verteidigungsanlagen und duckte sich hinter der Kunst der Ingenieure und das Werk der Schanzenarbeiter.“⁵² Die in den Frühschriften kritisierte spanische „occupation restreinte“ wird nun im Mittelmeerbuch als gesamteuropäische Verteidigungsmentalität referiert. Dieses kollektive Unbewußte ignorierte die realhistorische Befriedung des Mittelmeergebietes ab Mitte der 1570er Jahre und nahm das muslimische Korsarentum trotz des christlichen Pendants weiterhin als ernsthafte Bedrohung wahr. – Realität und Inexistenz der „islamischen Gefahr“ werden detailliert im dritten Teil des Mittelmeerbuches behandelt.

Die Politik

Der spanische König Philipp II. regierte von 1556 bis 1598. Den ersten beiden Jahrzehnten dieser Regierungszeit hatte Braudel bereits in seiner ersten wissenschaftlichen Abhandlung verstärkt Aufmerksamkeit geschenkt, da die Schlacht von Lepanto 1571 den Wendepunkt der „afrikanischen Frage“ markiert. Auch im Mittelmeerbuch wird Lepanto als der Höhepunkt eskalierter

Konflikte zwischen Spanien und dem Osmanischen Reich dargestellt. In der zweiten Hälfte der Epoche Philipps II. stellte das Mittelmeer dann machtpolitisch nurmehr einen Nebenschauplatz dar.

Aus Brandels erster Besehäftigung mit den Spaniern in Nordafrika stammt auch der Reprint einer Randnotiz Philipps II. aus einem Brief von 1569, der sowohl in dem Aufsatz von 1928 als auch in der illustrierten Ausgabe des Mittelmeerbuches abgedruckt wurde.⁵³ In dieser Marginalie aus seiner Korrespondenz mit dem spanischen Vizekönig in Neapel notierte Philipp II.: „Und es wäre gut, wenn Sie die Sache mit Granada geheimhalten würden, damit die Nachricht Konstantinopel nicht erreicht und dort nicht die Ausfahrt der (türkischen) Armada beschleunigt.“ Diese, die befürchtete Kooperation zwischen aufständischen Morisken und ihren osmanischen Glaubensbrüdern im Vorfeld von Lepanto belegende Quelle wurde allerdings im Mittelmeerbuch in die Beschreibung des „falschen Alarms von 1591“ eingefügt und erhält so einen leicht suggestiven Charakter.⁵⁴ Auch kolonialistische Ressentiments kommen im dritten Teil des Mittelmeerbuches wieder zum Vorschein.⁵⁵ Insgesamt offeriert Braudel jedoch eine dichte Beschreibung der mediterranen Politikgeschichte zur Zeit Philipps II.

Die Folgen der Reformation prägten die welthistorischen Daten in der Mitte des 16. Jht. und führten zur Vernachlässigung der konstitutiven Ereignisse im Mittelmeergebiet. Während sich das politische Interesse auf den europäischen Kontinent zentrierte, installierten sich an der südlichen Peripherie des Mittelmeeres mächtige Korsaren, die die osmanische Vorherrschaft im gesamten Mittelmeergebiet unterstützten.

Diese mediterrane Vorherrschaft des Osmanischen Reiches begann Spanien ab 1559 sukzessive zu durchbrechen. Im Kampf um Djerba wurden die Spanier zwar noch vernichtend geschlagen. Auch in den kleineren Konfrontationen behielten die unter islamischer Flagge segelnden Korsaren Anfang der 1560er Jahre noch die Oberhand. Mit der siegreichen Verteidigung Maltas 1564 aber hatten die Spanier eine entscheidende Kraftprobe gewonnen.

Die folgenden Jahre waren wieder mehr von kontinentalen Auseinandersetzungen bestimmt. Die Osmanen starteten eine große Ungarnoffensive, und Spanien mußte sich auf die aufständischen Niederlande konzentrieren. Weihnachten 1568 kam es dann zu jenem folgenreichen Aufstand von Granada, über den Philipp II. seinen neapolitanischen Verbündeten Stillschweigen zu bewahren bat. Die Befürchtungen Philipps II. waren allerdings insofern unbegründet, da weder die Osmanen noch die algerischen Korsaren an eine großangelegte Unterstützung der aufständischen Morisken dachten. Während die Spanier eineinhalb Jahre zur Niederschlagung dieses Aufstandes brachten und dafür u.a. den Großteil ihrer Mittelmeerflotte zu einer Blockade des

„mediterranen Ärmelkanals“⁴⁵⁶ aufboten, eroberte der Statthalter Algiers das unter spanischem Protektorat stehende Tunis, bzw. verstärkte die osmanische Armada ihre Angriffe auf den venezianischen Handelsvorposten Zypern. Diese dramatischen Ereignisse stellen die Vorgeschichte der größten und letzten Galeerenschlacht von Lepanto 1571 dar.

Die europäische Allianz konstituierte sich allerdings relativ spät, und so konnten die Verbände der *Heiligen Liga* ihren Sieg von Lepanto am 7. Oktober 1571 nicht in die östliche Mittelmeerhälfte ausdehnen, da sie die schützenden Ausgangshäfen nicht mehr vor dem Eintreffen der gefürchteten Winterstürme erreicht hätten. 1572 hatte sich Frankreich wegen massiver innenpolitischer Probleme schon wieder aus der *Heiligen Liga* gelöst; Venedig einigte sich in den beiden folgenden Jahren wegen Zypern friedlich mit dem Osmanischen Reich, und Spanien konnte das 1573 eroberte Tunis nur ein Jahr lang halten. Von hier ab fanden keine offiziellen Kriegserklärungen zwischen den beiden konkurrierenden Hegemonialmächten im Mittelmeer mehr statt.

Ab 1577 begannen die Waffenstillstandsverhandlungen zwischen dem spanischen und osmanischen Imperium, die beide in heftige intrakulturelle Auseinandersetzungen involviert waren. Die Osmanen führten Krieg mit den Persern, Spanien kämpfte gegen Portugal. Die zwei mediterranen Großmächte waren also seit Ende der 1570er Jahre mit diametral entgegengesetzten Teilen der Welt beschäftigt. Das bedeutete das Ende des Krieges im „mittleren“ Mittelmeer, das bald darauf ganz von der weltgeschichtlichen Bühne abtreten sollte.

In den 1590er Jahren flackerten nurmehr einige Strohfeuer einer potentiellen islamischen Bedrohung auf. Spanien und Frankreich waren hauptsächlich mit Bürger- und Religions- oder zwischenstaatlichen Kriegen, allesamt intrakulturelle Konflikte, beschäftigt.

Das eigentliche Schlußwort hatte Braudel schon am Ende des zweiten Teils des Mittelmeerbuches gesprochen: „Der große Krieg wird für mehrere Jahrhundert nach Norden, nach Westen an den Atlantik verlegt – dorthin, wohin er gehört, wo das Herz der Welt schlägt. Diese Verlagerung allein belegt und unterstreicht den Rückzug des Mittelmeerraumes von der großen Bühne. Als 1618 mit den ersten Schüssen des Dreißigjährigen Krieges der große Krieg wieder ausbricht, ist er weit entfernt: das Mittelmeer ist nicht mehr der tosende Mittelpunkt der Welt.“⁴⁵⁷

Braudel redivivus?

Kurz vor seinem Tode 1985 ist Braudel gefragt worden, ob und wie er das Mittelmeerbuch noch einmal schreiben würde. Braudel reagierte darauf mit dem Hinweis, daß er die ursprüngliche Form des Mittelmeerbuches bereits für die zweite Auflage zu einem Drittel überarbeitet habe, um sein gewachsenes Interesse am langen 16. Jh. zu demonstrieren. Eine seinem aktuellen Geschichtsverständnis entsprechende Ausgabe des Mittelmeerbuches würde aber auch diesen zeitlichen Rahmen sprengen und sich vom 11. oder 12. Jh. bis in die Gegenwart erstrecken.⁵⁸

Braudel hätte diese Frage auch mit dem Verweis auf die popularisierte Fassung des Mittelmeerbuches beantworten können. 1977 lief eine von Braudel und anderen konzipierte Serie über das Mittelmeer im französischen Fernsehen, die das Binnenmeer vom Neolithikum bis zur Gegenwart behandelte und es in weitgehend geohistorischen und kulturelrelativistischen Sequenzen vorstellte.⁵⁹ In dieser telegenen Version eines zeitlosen Mittelmeeres blieb die Geschichtskonzeption von Braudels *opus eximium* gleichwohl präsent.

Im Mittelmeerbuch hatte Braudel die Polarität von Orient und Okzident geohistorisch, gesellschafts- und ereignisgeschichtlich zu rekonstruieren versucht. Die Arbeitshypothese, den ökonomischen Niedergang des Mittelmeergebietes als Peripherisierung einer kulturell weiterhin dominierenden Region nachzuweisen, war zumindest nicht die ursprüngliche Fragestellung Braudels. Vor dem Erfahrungshintergrund kolonialfranzösischer Größe hatte sich Braudel in den 1920er Jahren mit der Tragik der Kolonialmacht Spanien zu beschäftigen begonnen. Überspitzt formuliert könnte man sagen, da die politische Zugehörigkeit Nordafrikas zu Europa für die Frühe Neuzeit nicht historische Faktizität war, hat Braudel sie geohistorisch und gesellschaftsgeschichtlich nachzuweisen versucht. – Nachdem sich das Fatum Spaniens durch die Dekolonisation für Frankreich wiederholt hatte, war Braudels Interesse für *géohistoire* und Ereignisgeschichte zunächst erloschen.

Konzeptionell hielt Braudel jedoch an seinem Modell der ökonomischen Einheit sowie der konjunkturgeschichtlichen Systematisierung fest. Dieser in der zweiten Auflage des Mittelmeerbuches als „Neomaterialismus“ bezeichnete Geschichtsentwurf ist von Braudel 1958 als *longue durée* und 1979 auch als „doppelte Konjunkturmelodie“ vorgestellt worden.⁶⁰ Intendiert ist mit diesen Neologismen jedoch dasselbe wie mit dem bereits 1928 formulierten „retracer les péripéties“.⁶¹ Braudels Suche nach historischen Periodisierungsmustern mündete durchgehend in pendelartigen Konstruktionen. Diese Zeitquanten unterliegen erheblichen Schwankungen und bilden da, wo sie sich partiell an Höhe- und Tiefpunkten überlagern, universalhistorische Wendepunkte.

Maßgeblich ist hierbei der aus der langfristigen Bevölkerungsentwicklung abgelesene, drei bis zwei Jahrhunderte umfassende säkulare Trend, der mit den ca. fünfzig Jahre dauernden Konjunkturwellen korreliert wird.

Bezugstahmon dieses demographisch-preisgeschichtlichen Maßstabs ist die als „Weltwirtschaft“ bezeichnete geographische Ausdehnung eines Wirtschaftssystems. Für die europäische Ökonomie ergibt sich daraus folgende Chronologie: 1250 bis 1507/1510, 1507/1510 bis 1733/1743, 1733/1743 bis 1896, 1896 bis X. Braudels Forschungsinteresse galt der zweiten Phase, speziell ihrem um 1650 datierten Wendepunkt. Zusammen mit Frank Spooner hat er sich um die preisgeschichtliche Rekonstruktion dieses Zeitraums bemüht.⁶² Sein Interesse für die wirtschaftsgeschichtliche Funktion Genuas bzw. der oberitalienischen Städte zielte auf eine konjunkturgeschichtliche Feingliederung dieser Epoche.⁶³

In der *Civilisation matérielle, économie et capitalisme* reduzierte sich das mediterrane Epos auf die Episode, in der sich das Zentrum der europäischen Weltwirtschaft noch einmal ans Mittelmeer verlagert hatte. Die Blütezeit Genuas unterbrach in der zweiten Hälfte des 16. Jh. den Siegeszug der Atlantikstädte Antwerpen und Amsterdam. Dieses mit der Regierungszeit Philipps II. deckungsgleiche Zeitalter der Genuesen steht aber nicht im Zentrum der zweiten Monumentalstudie Braudels.

Als über Achtzigjähriger legte der als Historiograph des Mittelmeeres und des Kapitalismus berühmt gewordene Braudel noch den ersten Band seiner *Identité de la France* vor. In der Bundesrepublik fand dieses Spätwerk Braudels zuerst nur ein publizistisches Echo. Die in der Mitte der 1980er Jahre noch offene „deutsche Frage“ ließ Michael Stürmer neidvoll auf Braudels Verwendung des Begriffs Identität schauen. „Hat die Geographie Frankreich erfunden?“ Diese von Braudel gestellte Frage aufnehmend, sinnierte Stürmer über das Identitätsstiftende von geohistorischen Ablagerungen bzw. kulturhistorischen Überlagerungen weiter.⁶⁴ Advokaten eines kritischen historischen Bewußtseins sahen dagegen diese neokonservative Begeisterung für Braudels Spätwerk skeptischer. „Glückliches Frankreich werden da unsere heimischen Identitätssucher ausrufen, was für ein gesunder Sinn für nationale Werte.“⁶⁵ Die von Lothar Baier in Braudels drittem großen Werk konstatierte und kritisierte Zuflucht in eine „mythische und transhistorische Identität“⁶⁶ knüpft indirekt wieder dort an, wo die westdeutsche Auseinandersetzung mit Braudel begonnen hatte. Schon Gerhard Ritters Bedenken waren davon bestimmt gewesen, den transhistorischen Zug im Braudelschen Geschichtsdenken als Problem der „Kulturgeschichte“ aufzuzeigen.⁶⁷ – Die Arbeit am Mythos des Mittelmeeres und seiner Historiographie muß erst noch beginnen.

- 1 Dieses Rezeptionsphänomen wurde in der von der Verfasserin 1991 bei Jürgen Kocka und Hartmut Kaelble an der Freien Universität Berlin eingereichten Magisterarbeit „Nouvelle histoire ancienne. Zu Werk und Wirkung Fernand Braudels, vor allem in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik“ behandelt. Der vorliegende Lektürevorschlag kann seine Auseinandersetzung mit der Wirkungsgeschichte nicht leugnen, versucht sich allerdings an einer werkimmanenten Interpretation.
- 2 *Civilisation matérielle, économie et capitalisme* erschien auf deutsch unter dem Titel: Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts, 3 Bde., München 1985f.
- 3 *L'identité de la France* erschien auf deutsch unter dem Titel: Frankreich, 3 Bde., Stuttgart 1989ff.
- 4 Vgl. E. Labrousse, En guise de toast à Fernand Braudel: Aux vingt-cinq ans de la Méditerranée! In: Histoire économique du monde méditerranéen 1450-1650 (= Mélanges en l'honneur de Fernand Braudel, Bd. 1), Paris 1972, S. 7-17, hier S. 9.
- 5 In: Revue africaine 64, 1928, S. 184-233 und 351-428.
- 6 Ebenda, S. 191.
- 7 Ebenda, S. 210.
- 8 Ebenda, S. 409f.
- 9 Ebenda, S. 195.
- 10 Ebenda, S. 206f.
- 11 Ebenda, S. 185.
- 12 Ebenda, S. 404.
- 13 Ebenda, S. 227 und 370.
- 14 Ebenda, S. 396.
- 15 Ebenda, S. 217, 220ff., 229-233 und 373-380.
- 16 Ebenda, S. 356.
- 17 Ebenda, S. 232, 370ff. und 391ff.
- 18 Ebenda, S. 360.
- 19 Ebenda, S. 386.
- 20 Ebenda, S. 387.
- 21 In: Histoire et historiens de l'Algérie (= Collection du Centenaire de l'Algérie, Bd. 9), Paris 1931, S. 231-266. Inwieweit Braudels Aufsatz von 1928 unter Umständen sogar als Vorstudie zu Braudels Vortrag anlässlich der Hundertjahrfeier der französischen Eroberung Algiers entstanden ist, bleibt den noch ausstehenden Untersuchungen über Leben und Werk Fernand Braudels vorbehalten.
- 22 Ebenda, S. 231 und 263.
- 23 Ebenda, S. 262, vgl. auch S. 236ff. Frankreich habe immerhin aus diesen Fehlern gelernt (S. 244).
- 24 Ebenda, S. 240.
- 25 Ebenda, S. 248.
- 26 Ders., Les Espagnols et l'Afrique du Nord (wie Anm. 5), S. 404.
- 27 Ders., La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II., Paris 1949, S. 188-192 und 295-304.
- 28 Ebenda, S. 192.
- 29 Ders., Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II., Bd. 1, Frankfurt/M. 1990, S. 31.
- 30 Ebenda, S. 120ff.
- 31 Ebenda, S. 267.
- 32 Ebenda, S. 120 und 244.
- 33 Ebenda, S. 374f.
- 34 Ebenda, S. 194f.

Charlotte Beisswingert

- 35 Ebenda, S. 233-240.
- 36 Ebenda, S. 20.
- 37 Ders., *Les Espagnols en Algérie* (wie Anm. 21), S. 239.
- 38 Ders., *La Méditerranée* (wie Anm. 27), S. 667ff. und 692f.; ders., *Das Mittelmeer* (wie Anm. 29), Bd. 2, S. 661.
- 39 Ebenda, S. 737.
- 40 Ders., *La Méditerranée* (wie Anm. 27), S. 600; ders., *Das Mittelmeer* (wie Anm. 29), Bd. 2, S. 609f.
- 41 Ebenda, S. 730-741, hier: S. 737f.
- 42 Ebenda, S. 106-167.
- 43 Ebenda, S. 84.
- 44 Ebenda, S. 82f. und 101f.
- 45 Ebenda, S. 280.
- 46 Ebenda, S. 515ff.
- 47 Ders., *La Méditerranée* (wie Anm. 27), S. 642.
- 48 Ders., *Das Mittelmeer* (wie Anm. 29), Bd. 2, S. 569 und 573.
- 49 Ebenda, S. 576ff.; explizit: S. 577 und 586.
- 50 Ebenda, S. 633, vgl. auch S. 738.
- 51 Ebenda, S. 637.
- 52 Ebenda, S. 655.
- 53 Ders., *Les Espagnols et l'Afrique du Nord* (wie Anm. 5), S. 389; ders., *Das Mittelmeer* (wie Anm. 29), Bd. 3, S. 437.
- 54 Ebenda, S. 434ff.
- 55 Ebenda, S. 329.
- 56 Ebenda, Bd. 1, S. 164.
- 57 Ebenda, Bd. 2, S. 729 (Hervorhebung im Original).
- 58 *Une leçon d'histoire de Fernand Braudel*. Chateaufallon, octobre 1985, Paris 1986, S. 52f.
- 59 Der Text der parallel dazu erschienenen beiden Foliobände wurde auch als Taschenbuch verlegt. Eine Auswahl dieses *Braudel en poche* ist als Kurzfassung des Mittelmeerbuches auf deutsch erschienen, bevor 1990 endlich das Mittelmeerbuch selbst als letztes der drei großen Werke Braudels in deutscher Übersetzung vorlag. Vgl. F. Braudel (Hrsg.), *Die Welt des Mittelmeeres. Zur Geschichte und Gegenwart kultureller Lebensformen*, Frankfurt/M. 1987.
- 60 Ders., *Das Mittelmeer* (wie Anm. 29), Bd. 2, S. 730; ders., *Geschichte und Sozialwissenschaften. Die *longue durée**, in: C. Honegger (Hrsg.), *Schrift und Materie in der Geschichte*, Frankfurt/M. 1977, S. 47-85; ders., *Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts*, Bd. 3, München 1985, S. 84.
- 61 Vgl. Anm. 11.
- 62 Ders./F. Spooner, *Les métaux monétaires et l'économie du XVI^e siècle*, in: *Relazioni del X. Congresso Internazionale di Scienze Storiche*, Bd. IV, Florenz 1955, S. 365-396 und diess., *Prices in Europe from 1450-1750*, in: *Cambridge Economic History of Europe*. Bd. IV, 1967, S. 378-486.
- 63 Ders., *Endet das „Jahrhundert der Genuesen“ im Jahre 1627?* In: *Wirtschaftliche und soziale Strukturen im Wandel. Festschrift für Wilhelm Abel zum 70. Geburtstag*, Bd. 2, Hannover 1974, S. 455-486 und ders., *A Model for the Decline of Italy*, in: *Review 2*, 1979, H. 4, S. 647-662.
- 64 M. Stürmer, *Was Geschichte wiegt* (FAZ vom 26. November 1986), in: *„Historikertag“*, München 1987, S. 293-295, hier: S. 294.
- 65 L. Baier, *Firma Frankreich. Eine Betriebsbesichtigung*, Berlin 1988, S. 22.
- 66 Ebenda, S. 23.
- 67 G. Ritter, *Leistungen, Probleme und Aufgaben der internationalen Geschichtsschreibung zur neueren Geschichte*, in: *Relazioni del X. Congresso Internazionale di Scienze Storiche*, Bd. VI, Florenz 1955, S. 169-330, hier S. 294-315.

Die Gauck-Behörde: das unmögliche Amt

Eine Behörde, die existiert, ist natürlich nicht in jeder Hinsicht unmöglich. Man muß das so verstehen wie bei einem Menschen, der auch als „unmöglich“ kritisiert wird, wenn er aus seiner Rolle fällt.

Der Fall von Gaucks Behörde liegt komplizierter. Sie wurde ein Ärgernis, *obwohl* ihr Verhalten keinen Tadel verdient, steckt also im Dilemma. An ihm ist, so meine These, die Abhängigkeit des Amtes von seinem politischen *Kontext* verantwortlich.

1. Amt und Ambiente

Das geflügelte Wort der deutschen Nachwende-Zeit stammt von Bärbel Bohley: „Wir haben“, hat sie jüngst resigniert festgestellt, „Gerechtigkeit erwartet und den Rechtsstaat erhalten.“ Alle Kommentare waren sich einig darin, daß diese Frustration Ausdruck einer verständlichen, doch falschen Erwartung sei. Aber auch die realistische Rechnung scheint nicht aufzugehen. Heißen müßte es wohl: „Wir durften den Rechtsstaat erwarten, und haben das Gauck-Amt erhalten.“

Das sieht wie eine absteigende Linie enttäuschter Hoffnungen aus, ist es aber nicht, jedenfalls nicht ohne weiteres. Die Stasi-Akten sind zum vielbeklagten Fetisch geworden, weil ihre Sammler, bestellte Profis wie „bewegte“ Amateure, eben der *Gerechtigkeit* eine Gasse bahnen wollten, wohl ahnend, daß mit Recht höchstens Staat zu machen sei – während *sie* den historischen Augenblick für etwas Größeres bestimmt hatten. Andere Regime des arkanen Sozialismus sind auch noch geheim gestorben – „diese haben die ererbte Chronik begraben, wir haben sie zerfleddert“, konstatiert Jens Reich und spricht mit gutem Grund vom „deutschen“ Sonderweg aus dem Sozialismus“ (Reich 1992).

Ein Sonderweg, den viele für eine Sackgasse halten. Sie, die selbsternannten Realisten (wie etwa Rudolf Augstein), meinen, daß diese Art, eine gemeinsame Vergangenheit zu bewältigen, menschliches Leid nutzlos vertiefe. Was passiert sei, ließe sich doch nicht ungeschehen machen, vernarbte Wunden würden wieder aufgerissen, neue geschlagen. Statt alte Geschichten aufzuwärmen, sollte man einen Schlußstrich ziehen: nicht einfach „Schwamm

drüber“, aber doch am besten vergessen und stillschweigend verzeihen. Wahrheit **schade** dem Frieden.

Gaucks Anhängerschaft, im Kern entschiedene Puristen (nach dem Vorbild Bärbel Bohleys), hält dagegen: die Behörde habe dafür zu sorgen, daß zwischen den Menschen endlich Klarheit herrsche. Jeder Betroffene müsse das Recht haben, ja nützen, dem Verhalten seiner Nächsten auf die Spur zu kommen. Wer dabei fündig wird und Vertraute als Verräter entlarvt, würde jenen Reaigungsprozeß in Gang setzen, ohne den das Zusammenleben künftig nicht möglich wäre: „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten“ (Böhler 1992). Erst Wahrheit **schaffe** Frieden.

Tatsächlich scheut die Behörde von Natur aus beide Extreme. Sie balanciert zwischen den Polen, bietet zwar das gesammelte Wissen an, zwingt aber niemanden, davon Gebrauch zu machen, und überläßt alles weitere ihren verschiedenen Klienten: wird also von deren *Nutzerverhalten* abhängig. Dies hat Folgen. Was wie ein goldener Mittelweg aussieht, hat bis heute viel Frust erzeugt, so viel jedenfalls, daß statt des **Effekts** der **Affekt** als Erfolgsnachweis erhalten muß – die halbmillionenfache Neugier nämlich: „Die Bürger“, konstatiert man in defensiver Zufriedenheit, „haben die Möglichkeit angenommen, das ehemalige Herrschaftswissen selbst zu besitzen.“ (Joachim Gauck; vgl. *Süddeutsche Zeitung*, 15. April 1992)

Sortiert man die Enttäuschungen, dann steht ganz oben im allgemeinen Interesse das schrille Versagen der „hohen“ *Politik*, abzulesen am Possenstück „Stolpe und Gauck“. Daß dabei weder Wahrheit noch Frieden eine Chance haben würden, war freilich erwartbar. Kritische Geister (wie Rudolf Augstein) meinen denn auch etwas anderes, „Tieferes“, wenn sie, Amt und Anlaß verwünschend, die Bausch-und-Bogen-Amnestie propagieren. Ihnen zufolge sind reinigende Prozesse gescheiterte Experimente – von vornherein.

2. Der puritanische Stil

Tatsächlich erscheint es eher unwahrscheinlich, daß Gesellschaften sich auf solche Art reinigen: von der *aufgeregten Basis* her und trotzdem im Rahmen *geregelter Verfahren*. Vielleicht liegt es nahe, geglückte Episoden einer ordentlichen Säuberung bei den Puritanern zu suchen; schließlich verdanken sie dem seltenen Phänomen ihren guten Namen. Und tatsächlich – dort wird man fündig (Gardina Pestana 1989).

Die fragliche Affäre trug sich 1681 zu, das neuenglische Salem war Ort der Handlung (deren weniger gelungene Fortsetzung in Arthur Millers „Hexenjagd“ folgt). Jenes Jahr brachte den Höhepunkt eines lange schwelenden

Streits zwischen zwei Quakern, King und Maule. William King, bekannt als harmloser Mensch mit religiösen Wahnvorstellungen, galt seinem strenggläubigen Nachbarn Maule als ärgerliches Symbol des gelockerten Zeitgeists, darum wollte der ihn demonstrativ (hin-)gerichtet sehen. Die „Arbeit der Zuspitzung“ hatte schließlich Erfolg – King ließ sich auf offener Straße und im Beisein des Richters Gedney den fatalen Schwur entlocken, Gottes Sohn zu sein. Das Schicksal nahm seinen Lauf, es erfolgte Anklage.

Sachlich gesehen reagierte Maule durchaus ehrenwert, als er, vom drohenden Religionsverfall überzeugt und um die reinen Sitten besorgt, ein Exempel statuierte – Blasphemie war es allemal, was King sich zuschulden kommen ließ, und Gott würde auch jene strafen, die so etwas ungebüßt passieren ließen. Doch *sozial* betrachtet konnte der vorlaute Nachbar als armer Irrer durchgehen, dessen Anfälle, weil sie niemanden direkt bedrohten, gnädige Nachsicht verdienten – Maule mußte am Ende Kings Delikt schon hinterlistig inszenieren, um überhaupt pflichtgemäße Resonanz zu erzielen. So wird einmal (rechtens) auf Wahrheit gepocht, das andere Mal findet man sich (verständlich) mit dem Frieden ab.

Der Quaker Maule war ein kompromißloser Vorkämpfer der Wahrheit. Zusammen mit seinen orthodoxen Gesinnungsfreunden setzte er alles daran, die Gemeinde auf den rechten Pfad zurückzubringen. Diese Puristen gingen im Zweifel über Leichen: Kings Vergehen wäre nach dem Gesetz mit dem Tode bestraft worden. Allerdings ließ es das Gericht bei einigen Monaten Gefängnis und erlichen Stockschlägen bewenden.

Indes sollte sich bald erweisen, daß man nicht allein die reine Lehre, sondern auch den sozialen Frieden mit heiligem Eifer – und militanten Praktiken – verteidigen konnte. Denn jene Nachsicht, die King zeitlebens genoß, galt nicht für Maule – so weich der Verrückte gebettot wurde, so hart traf es den Tugendsamen: weil er sein Recht, nichts anderes, wollte.

Eine Art Bürgerinitiative für „gute Nachbarschaft“ trat auf den Plan, um dem puristischen Vorstoß die Spitze zu brechen – und seinem rigiden Urheber den Willen. Es begann damit, daß Kings Freunde den Unruhestifter bei der Obrigkeit anschwärzten: als „Mann von schlechtem Leumund“, dessen heimtückischer Charakter sich schon daran zeige, wie gemein er seinen him- und harmlosen Nachbarn habe „ausflippen“ lassen. Auf anderen Ebenen gingen die Attacken mit steigender Vehemenz weiter. Maule klagte über wiederholte Beleidigungen, war anscheinend auch Objekt gezielter Fußtritte (und suchte deshalb, allerdings vergeblich, um Personenschutz nach). Parteigängerinnen Kings brachten ihn vor Gericht, weil er sein Dienstmädchen verprügelt haben sollte – mangels Beweisen wurde die Klage abgewiesen

(immerhin kam dabei ans Licht und wurde zur allgemeinen Genugtuung geahndet, daß Maule den Sonntag nicht geheiligt hatte). Schließlich griffen sogar Salems Kinder, von ihren Eltern richtig „programmiert“, ins hitzige Geschehen ein: scharenweise zogen sie vor Maules Haus, es kam zu Prügeleien, Steine flogen, Maule sperrte einen jugendlichen Angreifer in seine Scheune, worauf ihm die anderen des Nachts sämtliche Apfelbäume fielen.

Am Ende war es wieder Sache des puritanischen Gerichts, die Gemüter zu beruhigen – es sprach alle Beteiligten schuldig und bürdete ihnen gemeinsam seine Kosten auf.

3. Passion und Methode

Man täusche sich nicht: für diese Quaker war die Episode mindestens so ernst wie das Stasi-Trauma unserer Brüder und Schwestern; ihr Seelenheil stand schließlich auf dem Spiel: würde es *puristische* Verhältnisse verlangen oder Raum für *pragmatische* Arrangements lassen? Könnte die Gemeinde Frieden finden, ohne sich um **Wahrheit** zu kümmern?

Salems Befriedung, so sieht es aus, verdankt sich Richtern mit Sinn für „ausgleichende“ Gerechtigkeit: King wurde für seine Gotteslästerung bestraft, doch nicht nach dem harten Buchstaben des Gesetzes; Maule erhielt einen Denkkzettel, aber auch seine Peiniger kamen nicht ungeschoren davon. Die souveräne Mißachtung von Extremen – des Friedens wie der Wahrheit – wurde möglich, weil „höheren Orts“ allgemeinere Kalküle regieren. Das puritanische Gericht geht auf *Distanz*, agiert „abgehoben“, ist nicht „betroffen“, hat den weiteren Horizont. Und sein Schiedsspruch steigert die *Komplexität* des Falles: statt geradliniger Radikalität spiegelt er verschiedenste Rücksichten wider, darunter, besonders wichtig, den diplomatischen Blick auf Begehrlichkeiten der englischen Krone, denn diese hätte auffällige Querelen als willkommenen Anlaß zur lästigen Intervention nutzen können.

Was also, dermaßen verwaltet, unter dem Strich herauskommt, bedient weder das Interesse an reiner Wahrheit, noch steht es für eine Friedensliebe *sans phrase*, die Ruhe über alles stellt. Dieser Balanceakt erzeugt von oben *Normalität* – nicht mehr, auch nicht auf ewig, doch in „verrückten Augenblicken“ (A. Zolberg), da sich Köpfe heiß reden und aufeinander prallen, erwirkt er immerhin eine Art Schadensbegrenzung.

Komplexität statt Wahrheit und Frieden durch Distanz: nach diesen Prinzipien hat die politische Justiz des puritanischen Staates funktioniert

(wenigstens im konkreten Fall). Ihr markantes Kennzeichen ist eine *pragmatische*, geradezu hegelianische Souveränität der „situativen“ Rechtsfindung, orientiert am Ausgleich einseitiger Standpunkte.

4. Das „amtliche“ Dilemma

Im Vergleich mit der puritanischen Dezision blamiert sich die politische Konfusion: das Verfahren gegen Stolpe ist so „garstig“ wie sein Gegenstand, anstatt sich von ihm abzusetzen. Und Gaucks Amt steckt mitten drin – was für sein künftiges Schicksal wenig Hoffnung läßt.

Die Tribunale der Politik mögen überhaupt ein falscher Ort sein, wenn aufgebrachte Gesellschaften sich wieder beruhigen sollen. Das altehrwürdige Kalkül mit dem kathartischen Effekt des öffentlichen Redens – Hegel nennt diese Übung „ein großes, die Bürger vorzüglich bildendes Schauspiel“ (1972, 278) – scheint in ernsten Fällen zu versagen: Wenn nicht „eine Gescheitheit die andere aufrißt“ (Hegel), sondern „Dreckschleudern“ (Herbert Wehner) einander verschlingen, verstockt das Publikum anstatt zu lernen. Deshalb mag der puritanische Souverän auch darin ein Exempel statuiert haben, daß er den anderen Weg gegangen ist: sein „Reinigungsmittel“ war ja die **politische Justiz**.

Auf diesem Terrain findet die (west-) deutsche Bewältigung der (ost-) deutschen Vergangenheit bekanntlich auch statt. Und was da an einschlägigen Diagnosen und vorgeschlagenen Therapien das Feld beherrscht, atmet durchaus den Geist eines „puritanischen“ Pragmatismus.

Wieder wird nicht nach irgendeiner abstrakten Gerechtigkeit gerufen, ohne Rücksicht auf die gesellschaftlichen Folgen. Vielmehr soll das (künftige) Recht, dem Volk aufs Maul schauend, den sozialen Frieden befördern helfen. Zum Beispiel heißt es aus Anlaß der Anklage gegen Markus Wolf, erhoben „ohne eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts darüber abzuwarten, ob eine Verfolgung von Taten, wie sie Wolf beging, zulässig ist“: „Bürger der ehemaligen DDR verstehen es nicht, wenn Mächtige von einst vornehmlich als interessante Personen der Zeitgeschichte dargestellt werden.“ Und: „Vielleicht bringt die Anklage gegen Wolf das Bundesverfassungsgericht dazu, in Sachen der Verfolgbarkeit von DDR-Spionen bald zu entscheiden.“ (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 29. September 1992) Gefälligst schnell und selbstverständlich richtig hat das Gericht zu urteilen – auf rechtlich schwankendem Boden zwar, sonst wäre es gar nicht mit dem Problem befaßt worden, doch den Standard des Rechts bestimmt die – begrenzte – Geduld der Bürger. Sie steht auch Pate bei dem parlamentarischen Vorstoß, „SED-Unreine“ nicht

verjähren zu lassen: „Die Abgeordneten [des Dt. Bundestags] erklärten übereinstimmend, viele Menschen in den neuen Bundesländern erwarteten, daß diejenigen, die für 40 Jahre Unrecht, Unterdrückung und vergebene Lebenschancen Verantwortung tragen, jetzt endlich auch zur Rechenschaft gezogen werden. Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP) sprach sich dafür aus, das Gesetz möglichst schnell zu verabschieden.“ (*Leipziger Volkszeitung*, 25. September 1992) Und wieder soll gut Ding keine Weile haben. Zum dritten Mal findet das gesunde Rechtsempfinden sein rechtes Maß – die geschwinde Vergeltung –, diesmal sogar ohne konkreten Anlaß, als prinzipielle Feststellung: „Unübersehbar“, konstatiert Reinhard Göhner, Staatssekretär im Bundesjustizministerium, „machen sich Zweifel breit, ob die Justiz in der Lage ist, einen wirksamen Beitrag zur Aufarbeitung des totalitären Regimes der DDR zu leisten. Die Bürger, die den freiheitlichen Rechtsstaat herbeigesehnt haben, erwarten jetzt, daß diejenigen, die für Unterdrückung, Bespitzelung und Entrechtung verantwortlich sind, nun endlich zur Rechenschaft gezogen werden.“ (Göhner 1992) Schließlich, in vollkommener Klarheit, Klaus Kinkel als zuständiger Minister: „Man wünscht, daß vor allem die Großen wie Honecker, Schalck, Mittag, Mielke und andere Großen strafrechtlich verfolgt werden“ (In: *Der Spiegel* 33/ 1991).

Die politische Justiz will den Schuld-Komplex pragmatisch angehen – ihre Urteile sollen das teure Recht und den lieben Frieden situationsangepaßt mischen, *à la puritaine* gewissermaßen. Also auch wieder Hoffnung für Gaucks helfende Hand, etwas Positives bewirken zu können? Der Schein trügt wohl.

Es gibt, verglichen mit dem puritanischen Vorbild, einen gewichtigen Unterschied: während die politische Justiz dort zwischen beiden Extremen – hier konsequenter Wahrheitssuche, dort unbedingtem Friedensinteresse – vermittelt hat, lanciert sie jetzt den Standpunkt *einer* Seite: jener Puristen, deren innere Ruhe von gerechten – gerächten – Verhältnissen abhängt.

„Rache ist süß“, weiß der Volksmund; wenige kennen wohl überhaupt keinen DDR-Charakter, dem sie nicht eine tüchtige Abreibung gönnten. Indes, die Sache ist glitschig und das Ressentiment liegt nahe: „Ich bin dagegen“, überlegt Ralf Hirsch, „daß ehemalige Stasimitarbeiter ihren Job bei der Straßenreinigung verlieren, ich bin dagegen, daß Menschen ausgegrenzt werden, dagegen war ich schon in der DDR, und dafür habe ich meine Akten bekommen. Ich will es nicht genauso machen, wie diejenigen, die die Akten angelegt haben. Aber ich kann es auch nur schwer ertragen, wenn mein damaliger Rechtsanwalt Wolfgang Schnur, dem ich vertraute, oder mein Arzt, der der Stasi Berichte übergab, wenn diese, denen ich ausgeliefert war, schon

wieder von Ehre reden. Nicht einer von ihnen wurde bedroht, sie sitzen heute in ihren Büros am Berliner Ku-Damm.“ (Hirsch 1992) Wo den einen die Gehaltsklasse oder das neue Ambiente stört, reibt sich der andere am Habitus – Friedrich-Karl Fromme will dem „schicken Wolf“ nicht gönnen, daß ihm seiner Lebensart wegen unverdiente Sympathien entgegenschlagen: „Der alte Westen ist leicht bereit, einem Stasi-Funktionär, der sich als Mann von Welt zu geben vermag, der noch dazu der Abkömmling eines anerkannten Schriftstellers ist, seine Verfehlungen nachzusehen.“ (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 25. September 1992).

Der zivilisatorische Schaden, den eine Justiz anrichtet, die einfach „menschelt“, läßt sich absehen – Reeh nimmt sich ab von Vernunft und verkommt zur Rache: „In einem Zustande der Gesellschaft, wo weder Richter noch Gesetze sind, hat die Strafe immer die Form der Rache, und diese bleibt insofern mangelhaft, als sie die Handlung eines subjektiven Willens, also nicht dem Inhalte gemäß ist. Die Personen des Gerichts sind zwar auch Personen, aber ihr Wille ist der allgemeine des Gesetzes, und sie wollen nichts in die Strafe hineinlegen, was nicht in der Natur der Sache sich vorfindet. Dagegen erscheint dem Verletzten das Unrecht nicht in seiner quantitativen und qualitativen Begründung, sondern nur als Unrecht überhaupt, und in der Vergeltung kann er sich übernehmen, was wieder zu neuem Unrecht führen würde.“ (Hegel 1972, 100)

Das Recht verspielt so Distanz und Komplexität. Statt übergeordneter Interessen herrschen unterschwellige Leidenschaften; „kreative Juristen“ (eine Erfindung von Sachsens Innenminister) ersinnen passende Paragraphen für kopflose Vertreter der allgemeinen Wut, die aufgescheucht „verletzte“ Seelen mimen. Rache ist nicht nur süß, sie macht auch blind: Gaucks Amt, zur Registratin des Ressentiments geworden, leidet darunter. Seine Delinquenten sind meist kleine Fische, Fangzüge bleiben daher entweder skandalös *folgenlos*: „Vieles von diesem Unterdrückungssystem wird strafrechtlich gar nicht faßbar sein.“ (Klaus Kinkel in: *Der Spiegel* 33/1991). Oder die gerechten Folgen erscheinen schon wieder skandalös *ungerecht*, dann nämlich, wenn sie am gnädigen Schicksal größerer Fische gemessen werden: „Warum fragt denn keiner nach den Herren dieser Knechte?“, ereifert sich selbst Joachim Gauck. „Heute ist es doch so, daß es dem kleinen IM schlechter geht als ehemaligen Machthabern in Partei und Staat.“ (Vgl. *Leipziger Volkszeitung*, 15. Mai 1992) Wer den gesunden Menschenverstand befragt, macht immer zu wenig *und* zuviel. Die gesammelten Akten lenken auf einen schlimmen Spitzel unseren hoffnungslosen Zorn – für ihn als „kleinen IM“ erwecken sie zugleich ohnmächtiges Mitleid in uns. Mal ist er, um Hegel zu paraphrasieren, „Kohl“,

dann wieder „Kraut“ (1972, 138); wir haben vielleicht bald vergessen, was es war, ja sind am Ende sogar noch froh darüber: „Glücklich ist, wer vergißt“ (Karl Markus Michel).

Aber so genütlich enden nicht alle Erregungen. Und Zuspruch erhält Gaucks Behörde – auf den ersten Blick überraschend – gerade von Geistern, die sich *nicht* abfinden können.

5. Das Ich und die Akte

Den erstaunlichen Beistand leisten beschädigte Seelen, deren lautere Neugier über jeden Zweifel erhaben ist. Ihnen dient Gaucks offenes Haus als Tempel der **persönlichen Findung**. „Nach rund 80 Stunden ruhigem, vergleichenden Aktenstudium“ findet Freya Klier etwas, das dem „heißen Gefühl oder kalten politischen Verstand“, weil beide „keine Ahnung haben“, verschlossen bleiben muß (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 29. Februar 1992); Jürgen Fuchs findet „in einem Band von vierzig à 300 Seiten“ ein Kinderphoto der Tochter aus seiner Gefängniszeit und ist für solche Funde bereit, „alle Regale durchzuwühlen“ (Fuchs 1992, 13f.). Bärbel Bohley wollte schon früher „endlich in der Wahrheit leben“ und hofft jetzt, mit Hilfe der Akten, diesen Zustand zu finden: „Der Kaiser ist nackt, die Macht der Staatssicherheit gebrochen, ihre Pläne vereitelt. Licht dringt in das Dunkel gestörter menschlicher Beziehungen. Die Akteneinsicht hilft uns, alte Fragen neu zu stellen und vielleicht einmal auch neu zu beantworten.“ (Bohley 1992, 45, 43) Schließlich Vera Wollenberger – sie entkommt dank Gauck der „zweiten Vergewaltigung“, unaufgeklärt ihrem Spitzel-Gatten „Donald“ die Treue zu halten, und findet das reine Sein: „Im ersten Schrecken habe ich gedacht, ich hätte von Donald lieber nichts erfahren wollen. Doch danach wußte ich, daß es doch richtig gewesen ist. An einem Leben mit Donald wäre alles falsch gewesen, selbst wenn ich nie gemerkt hätte, warum.“ (Wollenberger 1992, 165)

„In Wahrheit leben“ – so wahr, daß der Gedanke an ein vertrautes Leben unter *falschen* Voraussetzungen schaudern macht! Anscheinend ist das puritanische Gewissen weiter mit uns; und seine Ansprüche sind offenbar rigoroser denn je. Am aktuellen Standard sozialer Hygiene gemessen, hätte jener Quaker King nicht einmal im Stillen fluchen wollen dürfen.

Zunächst ist daran nichts Falsches – der zivilisatorische Prozeß schreitet nun einmal so fort: von gottergebener Außen- zu gewissenhafter Innenlenkung (Elias 1980). Daß moderne Menschen sich ein Gewissen machen, das ihnen gehörig schlägt, wann immer sie gefehlt haben, schadet dem Frieden keinesfalls *per se*. Die *deutsche* Seele jedoch – jene wenigstens mit vierzig Jahren

„Falschheit“ im Gepäck – will mehr: nicht stille Reue, sondern offene Beichte, nicht Arrangement, sondern Aufklärung, nicht Ruhe, sondern Reinigung und statt bewußtlosem Gefallen den wissenden Schmerz.

Wie läßt sich mit solcher Sehnsucht nach Wahrheit in Frieden leben? Zur Erinnerung, die Akten bergen: für Freya Klier allgemein mehr Wissen; für Jürgen Fuchs eine Reliquie persönlicher Identität; einen „Kaiser ohne Kleider“ für Bärbel Bohley; für Vera Wollenberger schließlich hinreichend Stoff, um ihren spionierenden Mann zu verlassen; kurz: allesamt „asoziale“ Akte – der Einsicht, Erinnerung, Trennung, unternommen ohne oder gegen Andere.

6. Die Litanei der Intimität

Freilich zeugen genügend Beispiele davon, daß jene *soziale* Forderung nach „Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten in verantwortungsethischer und republikanischer Hinsicht“ (Böhler 1992) beherzigt worden ist und Menschen *gemeinsam* versucht haben, ihre unglücklich verflochtene Vergangenheit sozialverträglich zu entwirren.

In diesem Fall ist der einsame Gang zu Gauck nur ein erster Schritt; ihm folgt das Opfer-Täter-Gespräch, an dessen idealem Ende die authentische Versöhnung aller mit allen stehen würde: **Beichten als Büßen gegen Verstehen als Vergeben**. Es gibt einige Aufführungen des Bewältigungs-Theaters, denen abgelesen werden kann, daß solche Stücke selbst unter günstigen Umständen scheitern.

Da ist z.B. der Fall des Schriftstellers Schedlinski. Er hat einen befreundeten Kollegen bespitzelt, Gaucks Akten haben es an den Tag gebracht; darauf unterhalten sich beide zwanzig Stunden lang „über ihre Freundschaft, ihre Vergangenheit und den Verrat“ (*Süddeutsche Zeitung/Magazin*, 16. April 1992) In diesem reinigenden Dialog sagt er über seine Stasi-Kontakte u.a.: „Ganz ehrlich: Manchmal wußte ich auch im nachhinein gar nicht, was die eigentlich von mir erfahren wollten. Manchmal hatte ich das Gefühl, daß die gerade nichts Besseres vorhatten“ – die **Verharmlosung** des angerichteten Schadens. Und: „Ich habe über Leute gesprochen, das ist richtig, ich habe Dinge erzählt, die ich nicht für gefährdend hielt, aber ich habe mich doch nicht in Vertrauen eingeschlichen, um dann umso effektiver berichten zu können. Das wäre doch der Ansatz, um einen Spitzel definieren zu können“ – die **Verkleinerung** der eigenen Schuld. Dann, auf den Vorwurf nicht ausgestiegen zu sein: „Ich wollte aussteigen, konnte ihnen aber nicht dieses lautere ‘NEIN!’ entgegenschmettern. Ich wollte meinen eigenen Weg herausfinden, der auf mein Temperament, meinen Charakter, meine Psyche Rücksicht nimmt. Es macht mir nichts ans,

wenn du das Feigheit nennst“ – die **Verleugnung** einer allgemeinen Moral. Weiter im Text: „Ich habe versucht, daraus das Beste zu machen, den Schaden gering zu halten. Vielleicht klingt es vermessen, aber ich habe auch zu vermitteln gesucht. Ich bilde mir nach wie vor ein, man konnte auch der Stasi, die ich immer auch als Kommunikationsträger empfunden habe, ganz simple und praktische Einsichten vermitteln“ – die **Verdrängung** der Realität. Danach, auf die Frage hin, mit welchem Gefühl er seine alternative Lebenswelt den Geheimdienstlern verraten habe: „Das war eine Demonstration. Ich wollte zeigen: Das ist mein Leben, das mache ich jetzt einfach. Ich wollte wirklich, daß die was begreifen. Nämlich, daß es so eine Art Aufbruchstimmung gab, daß so viele Sachen einfach gemacht werden und ihre Toleranzgrenze sich dem anzupassen hatte“ – die **Verklärung** des eigenen Tuns. Ferner, als Anklage gegen den Kläger: „Daß du aber gar nicht bei der Stasi warst, ist für viele schwer zu glauben, und es mag lauter sein und alles mögliche, aber du wirst verstehen, was ich meine: Es zeigt natürlich auch, wie geschickt du dich arrangiert hast“ – die **Verkehrung** der Maßstäbe. Und endlich ganz zum Schluß: „Also ich habe das schon ein paarmal gesagt, das wird schon langsam platt: Ich habe kein Schuldgefühl, sei nicht sauer“ – die **Verstockung** der Seele. Nichts geht mehr.

Einer bleibt starr, der andere wird es: „Ich kriege das Maul gar nicht wieder zu.“ Ermutigend sei es, meint Jens Reich, daß es bis jetzt nirgends „zwischen Freunden und Kollegen zu Gewalthandlungen oder Lynchjustiz gekommen ist“ (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 11. Juli 1992). Doch der blockierte Poeten-Dialog weckt Zweifel am Fortschritt. Gewiß, anno 1681 hat sich das friedliche Quakervolk die Köpfe ein- und die Bäume abgeschlagen, aber von reiner Wahrheit oder wahren Frieden waren seine Streithähne auch nicht weiter entfernt als unsere Künstler des intimen Gesprächs.

7. Legitimation ohne Verfahren

Dafür gibt es Gründe. Schedlinski wird von seinem verständnislosen Freund gefragt, ob er „zynisch“ sei „oder wirklich bloß ein Idiot“. Teufel oder Trottel, das ist die Frage; aber auch: was muß einem Menschen passieren, daß ihn am Ende *diese* Wahl bleibt? Offensichtlich folgendes: Man macht ihn für unverantwortliche Handlungen verantwortlich, ohne daß er sich dieser Zumutung entziehen könnte. In Sachen Verantwortung verfährt unsere liberale Moral nicht zynisch – sie setzt ihre Voraussetzung einfach voraus: „Obes“, erklärt dazu Rotteck/Welckers Staatslexikon, schon damals auf dem heutigen Stand

philosophischer Reflexion (repräsentiert durch Nagel 1986), „eine absolute, sonach die moralische Zurechnung begründende innere Freiheit gebe, oder ob sie auch nur möglich sei, darüber haben die Philosophen von jeher sich gestritten. Unerweislich, ja unbegreiflich ist sie jedenfalls.“ Weshalb ihre Existenz, weil es anders nicht geht, unerwiesen, unbegriffen einfach unterstellt wird: „Die Annahme eines solchen Vermögens“, heißt es weiter, „ist gleichwohl eine nothwendige Bedingung für die moralische Zurechnung, d.h. für die Idee der (moralischen) Verdienstlichkeit oder Strafbarkeit des tugendhaften oder lasterhaften Wollens“; und auch „das Gefühl der Hochachtung und des Abscheues, das uns gegen Andere je nach der Beschaffenheit ihres Wollens und Handelns durchdringt, nöthigt uns zum Glauben daran.“ (Rotteck/Welcker 1847, 179f.) Anders gesagt, in Sachen Verantwortung verkehrt der Rechtsstaat seine Prinzipien: Komplexität wird *reduziert* – daß alles sehr unübersichtlich ist, kümmert nicht, man klammert einfach aus, was stört; und Distanz wird *abgebaut* – die moralische Autorität durchstößt den schützenden Gürtel einschränkender Gründe (der „empirischen Psychologie“, wie Hegel sagt), um sich das nackte Subjekt zu greifen.

Das Prinzip, kurz gesagt, ist: Ohne Freiheit keine Verantwortung, ohne Verantwortung keine Empörung – deshalb *muß* es eine Freiheit geben (vgl. Dan-Cohen 1992, Wildt 1992).

Diese **faktische Kraft des Normativen** endet zwangsläufig da, wo eine andere Norm vorherrscht: die nämlich, daß es gar **keine freie Entscheidung** geben könne, weil das handelnde Subjekt organisch eingebunden – eben „organisiert“ – sei (vgl. Pollack 1990). Kategorische Freiheit schrumpft dann zu gradueller Distinktion oder funktionaler Spezialität, rigorose Verantwortung trägt man im und fürs Kollektiv, nicht als Person Personen gegenüber: „Wenn“, resümiert ein Staats-Philosoph, der es wissen muß, den späten EJR-Standpunkt, „von zunehmender Nachfrage nach Individualitätsentwicklung die Rede ist, dann ist damit nicht etwas gemeint, das mit der Persönlichkeit nichts zu tun hätte. Gemeint sind Persönlichkeiten, die die gesellschaftlich vermittelten Eigenschaften und Fähigkeiten deutlicher voneinander unterschieden und damit füreinander interessanter und gegenseitig bereichernder ausgebildet haben. Wird Individualität losgelöst von der historisch und gesellschaftlich determinierten Persönlichkeitsentwicklung definiert, reduziert sie sich auf äußerliche, wenig belangvolle bzw. wenige Besonderheiten. Wird Persönlichkeit ohne Berücksichtigung ihrer konkreten Existenz als Individualität definiert, bleibt die vielfältige Ausprägung gesellschaftlich notwendiger Eigenschaften und Fähigkeiten außer Betracht, die gerade eine wesentliche Grundlage des sozialen Schöpfungstums und der Innovationskraft der sozialistischen Gesellschaft ist.“ (Schliwa 1988, 707)

Was Leute aus sich machen, und sei es, daß sie Spitzel werden, ist daher keine freiwillige Entscheidung, die auch ganz anders ausfallen könnte, sondern Erfüllung dessen, was „man“ dem System schuldet. Wenig später, inzwischen hatte sich alles grundlegend „gewendet“, serviert jener Experte seinen Standpunkt von einst kurzerhand ab: „Solche unverzichtbaren Inhalte der Selbstverwirklichungsidee wie Mündigkeit, Selbstbestimmung und Entscheidungsfreiheit wurden ignoriert und blieben praktisch folgenlos.“ (Schliwa 1991, 75). Hier bewältigt einer seine Vergangenheit nicht, er treibt sie ab. Wie dieser Denker hätte Schedlinks, unser Dichter, natürlich auch reagieren können – doch mit welchem Gewinn? Das Maul des anderen wäre genauso weit offen gestanden.

Die verflossene Praxis war Ausdruck eines alten Geistes – für den jene Verantwortung nicht existiert hat, mit der reinigende Dialoge heute operieren. Und es gab eigentlich keine Schuld, sondern nur den Verrat. „Kreative Juristen“ stoßen sich daran zwar wenig; aber was soll man da reden, worüber rechten? Wird treuer Spitzeldienst im Auftrag des Staates als williger Verrat an Frau oder Freund interpretiert, *ist* das Verhalten unverantwortlich gewesen, und zu *rechtfertigen* gibt es dann gar nichts. Einige Täter kapitulieren deshalb, zeigen unbedingte Reue; andere, deren Nerven besser halten, schönen, wie Schedlinks, lieber ihre Biographie. *Tertium non datur*. Schon Maule hat mit King kein vernünftiges Wort wechseln können.

Zum zweiten Mal führen die Akten aufs Abstellgleis. Statt des ehrlichen oder auch nur „geselligen“ Friedens schaffen sie einen Jahrmarkt moralischer Peinlichkeiten. Wieder geht das Amt mit der Ambition nicht zusammen. Noch harrt Gaucks Behörde ihrer wahren Bestimmung – Komplexität und Distanz sind nicht ersetzbar.

Literatur

- D. Böhler: Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten – in verantwortungsethischer und republikanischer Hinsicht. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 1992, 40, S. 305ff.
B. Bohley: Die Macht wird entzaubert. In: Schädlich (Hrsg.) 1992, S. 38ff.
M. Dan-Cohen: Responsibility and the Boundaries of the Self. In: Harvard Law Review, 1992, 105, S. 959ff.
N. Elias: Über den Prozeß der Zivilisation, Frankfurt/M. 1980.
J. Fuchs: Der Abschied von der Diktatur. In: Schädlich (Hrsg.) 1992, S. 11ff.
C. Gardina Pestana: The Social World of Salem: William King's 1681 Blasphemy Trial. In: American Quarterly 1989, 41, S. 308ff.
R. Göhner: Der Unrechtsstaat hat sich gerichtet. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.5.92.
G.W.F. Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts, Frankfurt/M. 1972.
R. Hirsch: Reden, nicht jagen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.2.92.

Die Gauck-Behörde: das unmögliche Amt

T. Nagel: *The View From Nowhere*, New York 1986.

D. Pollack: Das Ende einer Organisationsgesellschaft. In: *Zeitschrift für Soziologie* 1990, 19, S. 292ff.

J. Reich: Waren wir alle gelähmt? In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 11.7.92.

Rotteck/Welcker: *Staats-Lexikon*, Bd. 5., Altona 1847.

H.J. Schädlich (Hrsg.): *Aktenkundig*, Berlin 1992.

H. Schliwa: Vom Stellenwert der Persönlichkeitsentwicklung und der Individualität in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 1988, 36, S. 704ff.

H. Schliwa: Die Rolle des Individuums und seine Beteiligung an gesellschaftlichen Prozessen. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 1991, 39, S. 74ff.

A. Wildt: Moralisches Sollen und seelisches Sein. Ein Programm zur empirisch-psychologischen Moralbegründung. In: Angehrn u.a. (Hrsg.), *Dialektischer Negativismus*, Frankfurt/M. 1992, S. 57ff.

V. Wollenberger: Eine zweite Vergewältigung. In: Schädlich (Hrsg.) 1992, S. 154ff.

Eine amerikanische Zeitschrift zur deutschen Geschichte*

Central European History ist die wichtigste nordamerikanische Vierteljahresschrift, die sich mit dem deutschsprachigen Europa beschäftigt. Seit neun Monaten bin ich Herausgeber dieser Zeitschrift, und ich werde darlegen, was man aus der Perspektive eines neu ernannten Herausgebers über die deutsche Geschichtsforschung lernt, und ich werde meine Pläne für die Zeitschrift und meine Gedanken über deren künftige Ausrichtung vorlegen.

Einige Bemerkungen über die Herkunft des Journals und seine Geschichte sind zunächst am Platz. *Central European History* wird im Auftrag der Konferenzgruppe für die Geschichte Mitteleuropas herausgegeben, einer Organisation von mehreren hundert deutschen und österreichischen Historikern in Nordamerika. Es ist wichtig zu betonen, daß es sich um eine allgemeine, umfassende Zeitschrift handelt, die allen Theorien und Methodologien offensteht. Das Journal behandelt die Zeitspanne von der ersten Völkerwanderung bis zu der jetzigen, d.h. vom frühen Mittelalter bis heute.

Eigentlich datiert die Zeitschrift von der Gründung des *Journal of Central European Affairs* 1941, einer Zeitschrift für die Veröffentlichung von Forschungsarbeiten über die Nazi-besetzten Gebiete Mitteleuropas. Das Redaktionskollegium setzte sich damals aus Historikern der slawischen Länder zusammen, und der erste Artikel stammte von Eduard Benes, dem früheren Präsidenten der Tschechoslowakei. Harrison Thompson gründete dieses Journal, nachdem eine slawistische Zeitschrift für Geschichte in Paris wegen der Invasion der Deutschen die Tore schließen mußte, und zur gleichen Zeit die britische slawistische Zeitschrift nach einem Bombenangriff eingestellt werden mußte.

Das *Journal of Central European Affairs* existierte bis 1964, und das große Vakuum, das seine Einstellung hinterließ, wurde vier Jahre später durch die Gründung von zwei neuen Zeitschriften gefüllt: *The East European Quarterly* und *Central European History*. Das letztere war das erste Journal in englischer Sprache, das sich ausschließlich mit dem deutschsprachigen Europa beschäftigte. Von 1968 bis 1991 war Douglas

Unfug, ein Doktorand Hajo Holborns, der Herausgeber. Die Hälfte des ersten Redaktionskollegiums bestand aus Historikern, die entweder in Deutschland promoviert oder in Deutschland geboren worden sind. Unter seinen 1350 Abonnenten hat unser Journal den unbestrittenen Ruf, sorgfältige Forschungsarbeiten von hoher Qualität herauszubringen.

Ein Rückblick auf die Themen der Artikel, die während der Zeit von 1968 bis 1991 erschienen sind, wird nützlich sein. Diese Zeit sah Welle für Welle methodische Neuerungen in der allgemeinen Historiographie. Unser Geschichtswortschatz wurde durch eine ganze Reihe von Fachausdrücken erweitert: die *longue durée*, die mehrfache Regressionsanalyse, Kondratievs Wellen, die dichte Beschreibung, *homo-social bonding*, Alltagsgeschichte, die französische *charivari* und kürzlich *emplotment* oder Inszenierung und das Verschwinden des Subjekts. Während dieser Jahrzehnte deckte der Mantel der Heiligkeit, den die Geschichtswissenschaft verleiht, die Schultern einer Anzahl von Gelehrten: Fernand Braudel, Emmanuel Le Roy Ladurie, Nathalie Davis, Clifford Geertz, Robert Darnton. Michel Foucault, Roland Barthes und Jacques Derrida. Der Leser wird bemerkt haben, daß sich in dieser Gruppe bekannter Gelehrter kein Deutscher befindet, nicht einmal jemand, der deutsche Geschichte schreibt. Das hat seine Gründe.

Aber bevor ich auf diese Gründe eingehe, möchte ich auf 1975 zurückgehen und einen Artikel erwähnen, den ich für Hans-Ulrich Wehlers *Geschichte und Gesellschaft* über die Nachkriegstendenzen in der nordamerikanischen Deutschlandforschung schrieb. Es lohnt sich, meine damalige Prognose mit dem zu vergleichen, was sich in den vergangenen 17 Jahren zugetragen hat. Damals schrieb ich: „In der Tat konnte man damals (1945 bis 1965) behaupten, daß Amerika zeitweilig zum Hauptzentrum der Deutschlandforschung wurde, denn das geistige Leben in Deutschland hatte sich von der Zerstörung in der Nazizeit noch nicht erholt. Gelehrte wie Hans Rosenberg, Franz Neumann, Hajo Holborn und Felix Gilbert entschlossen sich, in Amerika zu bleiben, brachten neues Leben in das Studium der Geschichte und bildeten eine neue Generation von Historikern aus, die dann ihr Erbe antreten konnten.“

Was waren meine Schlußfolgerungen? „Es besteht kein Zweifel, daß von jungen Historikern sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Ansätze den diplomatischen, politischen oder geistesgeschichtlichen vorgezogen werden. Wenn bis jetzt noch keine größere Anzahl von demographischen Arbeiten und solchen zur Familien- und Lokalgeschichte sowie zur Urbanisierung erschienen sind, so deutet doch alles darauf hin, daß auch das bald kommen wird. Unterschiede zwischen der Geschichts-

wissenschaft in Deutschland und in den USA haben sich herausgeschält. Die ideologischen Kontroversen über die These Fritz Fischers und über Eckart Kehr's „Primat der Innenpolitik“ oder Rudolf Hilferdings „Organisierter Kapitalismus“, in Deutschland mit erheblicher Bitterkeit ausgefochten, haben in den USA wenig Resonanz gefunden ... Aus deutscher Perspektive muß vieles in der amerikanischen Forschung im besten Falle unengagiert und neutral, im schlimmsten Falle sehr konservativ erscheinen. Man könnte sogar weiter sagen, daß die Amerikaner, abgesehen von Barrington Moore und Charles Maier, eine Abneigung gegen Theorie überhaupt an den Tag gelegt und statt dessen lieber recht begrenzte allgemeine Aussagen gemacht haben. Man kann nur hoffen, daß amerikanische Deutschlandhistoriker bei der Rezeption sozialwissenschaftlicher Methoden nicht auf die Theorie verzichten.“

Was hat sich nun in den vergangenen 17 Jahren in der amerikanischen Deutschlandforschung getan, soweit wir das anhand von *Central European History* beurteilen können? Von den 326 Artikeln in den vergangenen zwei Jahrzehnten lagen 144 (44%) in den traditionellen Gebieten von politischer, diplomatischer und Militärgeschichte. Weitere 10% befaßten sich mit Ideengeschichte. Von den neuen Geschichtskategorien hatte nur die Sozialgeschichte mit 78 Artikeln (25%) einen wesentlichen

Anteil. Eine Statistik für diejenigen, die an Geschlechterforschung interessiert sind, ist der Anteil von 10,7% der Artikel, die von Frauen geschrieben wurden.

Es ist aufschlußreich, diese Zahlen mit denen der achtziger Jahre zu vergleichen, oder mit den letzten zehn Jahren, und sie dann gegen die 56 Manuskripte zu stellen, die wir während meiner Zeit als Herausgeber übersandt bekamen. Während der achtziger Jahre entwickelte sich die Sozialgeschichte zu einer bedeutenden Subdisziplin mit einer Steigerung auf 30%, aber politische Geschichte kam dieser Zahl mit 27% nahe, und wenn man Militär- und Diplomatiegeschichte dazurechnet, liegt die Zahl der „traditionellen“ Artikel mindestens bei 36%.

Von Frauen geschriebene Artikel steigen von 10 auf 11%, diejenigen über Frauen bleiben bei 2%.

Ein weiteres Barometer für die Zunft in Nordamerika ist, daß sich ungefähr die Hälfte aller Artikel mit dem 20. Jh. beschäftigt und mehr als ein weiteres Drittel mit dem 19. Jh. Nur ein Sechstel aller Artikel analysiert das Zentraleuropa des Mittelalters, der Reformation oder des Ancien Régime. Diejenigen, die sich unter Umständen darum Sorgen machen, daß unsere Disziplin zu modisch oder zu „modern“ geworden ist, zu sehr beschäftigt mit der allerletzten soziologischen Methodologie, können aufatmen. Von den 56 Manuskripten, die ich in den vergangenen neun

Monaten gelesen habe, waren 24 (42%) aus dem Bereich der politischen Geschichte und weitere 9% aus dem der Diplomatiegeschichte. Sozialgeschichte sank zurück auf 19%. Auf der anderen Seite nahmen Manuskripte, die sich mit Historiographie und Theorie befaßten, um 10% zu. Thomas Childers bemerkte in seinem kürzlich erschienenen Artikel „Political history and the linguistic turn“, daß der „linguistic turn“ zur Theorie und zu neuen Methoden von Seiten britischer und französischer Historiker unter den deutschlandgeschichtlichen Kollegen weder in den USA noch in Deutschland auch nur ein Wellchen verursacht hätte. Dreimal so viele Artikel wurden im Vergleich zu Frauen- und Geschlechtergeschichte auf dem Gebiet der Diplomatiegeschichte übersandt, und wir befinden uns im Jahre 1992. Im Lichte des Vorgestellten gebe ich zu, daß meine Prognose von 1975 nicht eingetreten ist. Mein guter Name als Prophet steht auf dem Spiel. Ich werde deshalb als nächstes untersuchen, *warum* wir so wenige Änderungen erlebt haben.

Zunächst dürfen wir nicht aus den Augen verlieren, daß ein umfassendes Journal wie *Central European History* vielleicht nicht als das beste Barometer für die Umstellungen und Änderungen in der Disziplin benutzt werden kann. Für beinahe jede neue Methodologie wird ein entsprechendes neues Journal geboren. Spezialisierte Zeitschriften wie das *Journal*

for Social History, das *Journal of Family History*, das *Journal of Psycho-History*, um nur einige Beispiele anzuführen, wurden schnell gegründet. Es wäre nicht überraschend, wenn eine ganze Reihe von Artikeln über Deutschland, die diese Innovationen in der Theorie benutzen, an diese neueren Zeitschriften geschickt wurden. Man muß weiterhin an die Flut von Büchern denken, die im letzten Jahrzehnt erschienen sind, alle aus einer Sammlung von Artikeln zu einem bestimmten Thema bestehend und von einem Herausgeber bearbeitet. Man denkt sofort an Werke mit Themen wie „der deutsche Bauer“, „der deutsche Arbeiter“ und „die deutsche Familie“. Ein junger Historiker hat somit verschiedene Publikationsmöglichkeiten, die vor zwei Jahrzehnten nicht existierten.

Man kann trotz alledem die Schlußfolgerung ziehen, daß Deutschlandhistoriker in Nordamerika sehr lange brauchten, bevor sie begannen, die neuen Methoden anzuwenden, und daß sie nur zögernd an der Theoriedebatte teilnahmen. Man muß dies nicht unbedingt negativ beurteilen. Ein großer Teil der Forschungsarbeit beruht stabil auf Archivforschung. Die Ergebnisse sind größtenteils sorgfältig erarbeitet und mit der Forschung verbunden; das ist ein Punkt, der den Pionieren der innovativen Methoden nicht selten abgeht. Der traditionelle Forscher findet Vorwürfe wie etwa den

der „Überlastung mit Faktualität“ oder „zu große Aufwertung des Archivalischen“ oder „ein Hang zum Zitieren“ wenig amüsant. Diese Sorte Kritik wird kaum viele neue Anhänger gewinnen. Man wird wahrscheinlich eher erstaunt sein über Äußerungen, daß Archive wichtig sind nicht durch das, was man dort finden kann, sondern durch das, was dort fehlt.

Wenn man trotzdem versucht, die Überlebenskraft traditioneller Geschichtsschreibung unter deutschen Historikern im Vergleich zu ihren französischen und englischen Kollegen zu verstehen (ein Umstand, den man auch einen neuen „Sonderweg“ nennen könnte), so findet man als naheliegendsten Grund, daß für einen Deutschlandhistoriker eine Flucht weg von politischer, Diplomatie- und Militärgeschichte die Beschuldigung des Eskapismus nach sich ziehen würde; ich meine damit den Wunsch, sich den Schrecken des 20. Jh. nicht stellen zu wollen. In der Tat bemerkte ein deutscher Historiker auf einer Konferenz, an der ich vorkurzweilig teilnahm, daß „der Drang nach Sozialgeschichte“ in Frankreich auf dem Wunsch vieler französischer Historiker basiert, nicht nur ihrer marxistischen Vergangenheit, sondern auch Frankreichs nicht so glorreicher moderner politischer Geschichte zu entgehen. Einerseits ist es wahr, daß die Nazizeit über zwei Generationen hinter uns liegt, und daß es darum möglich sein soll-

te, ohne schlechtes Gewissen das Politische zu umgehen. Aber man muß eben auch daran denken, daß die Schicksale von beinahe allen Europäern und vielen Amerikanern, die über fünfzig Jahre alt sind, im einen oder anderen Sinne direkt von Nazi-Deutschland beeinflußt worden sind.

Peter Jelavich bemerkte, daß diesen theoretischen Innovationen, besonders der Dekonstruktionswelle, beunruhigende Aspekte anhängen. Nietzsche und Heidegger gehören zu ihren Schutzheiligen, der erste ein scharfer Kritiker der Sittenlehre der jüdisch-christlichen Tradition, der letztere über zwölf Jahre hinweg ein unbußfertiges Mitglied der NSDAP. Manche werden einwenden, daß man Heideggers Handlungen und seine Philosophie trennen solle, aber ich glaube nicht, daß Heidegger selbst je zugab, daß man es hier mit Gegensätzen zu tun hat. Deutsche Historiker waren unangenehm berührt, als der führende Apostel des Dekonstruktivismus, Jacques Derrida, es kürzlich für angebracht hielt und für gut befand, einen Artikel zu Ehren des 100. Geburtstages von Heidegger zu schreiben. Wohlwollend betrachtet, sehen wir hier einen ungewöhnlichen Grad von Naivität. Diejenigen, die mit dem Gedanken spielten, die Richtung der Dekonstruktion einzuschlagen, wurden beunruhigt durch einen Artikel von Carlo Ginzburg, in dem er darüber berichtete, daß Giovanni Gentile, der bedeutendste italienische Denker des Faschismus,

einen beachtlichen Einfluß auf das Denken Hayden Whites (Amerikas schärfster Kritiker traditioneller Geschichte) hatte. Whites Äußerung, daß „wir uns gegen eine Sentimentalität schützen müssen, die uns dazu führen würde, ein solches Konzept (ein romantisches) der Geschichte abzulehnen, *nur* weil es Assoziationen mit faschistischen Ideologien hatte“, wird kaum die Herzen und den Geist vieler Historiker gewinnen.

Wenig von all dem hat etwas mit Frauengeschichte zu tun, und es ist mir ein Rätsel, warum zwei Jahrzehnte nach dem Entstehen der Frauenbewegung so wenig von oder über Frauen in der deutschen Geschichte geschrieben worden ist. Vor einigen Jahren wies Hans-Jürgen Puhle in *Geschichte und Gesellschaft* darauf hin daß die Geschichtsfakultäten im Vergleich mit anderen Fakultäten deutscher Universitäten in Bezug auf die Anstellung von Frauen verhältnismäßig schlecht abschneiden. Hat das etwas damit zu tun, daß die grausamen Schrecken moderner deutscher Geschichte bei Frauen mehr Abneigung hervorrufen als bei Männern? Ich habe das Gefühl, daß wir in absehbarer Zukunft hier Veränderungen sehen werden. Von den Artikeln, die *Central European History* in den vergangenen neun Monaten aufnahm, waren 15% von Frauen, und 25% der Artikel, die wir annahmen, hatten Frauen als Autoren.

Es ist mein Eindruck, daß der „linguistic turn“ weniger die Geschichtsschreibung der modernen Periode, sondern vorerst die der mittelalterlichen Geschichte und der frühen deutschen Geschichte beeinflussen wird. Das ist ein Gebiet, auf welchem Wissenschaftler der früheren DDR bahnbrechende Arbeit geleistet haben. Ein großer Teil der innovativen Forschung der Annales-Schule konzentrierte sich auch auf das 16., 17. und 18. Jh.

Die Flucht aus dem Politischen war gleichzeitig eine Flucht aus dem Modernen. Außerdem kann es durchaus sein, daß Historiker die geringsten Vorbehalte haben, bei der Anthropologie Anleihen aufzunehmen. Die anregendsten Arbeiten in der Anthropologie behandeln Bauern und Dörfer. Als Herausgeber habe ich schon nach dieser kurzen Zeit den Eindruck, daß sich die interessantesten Fragen auf die mittelalterliche und frühmoderne Periode beziehen. Das Hauptgewicht liegt immer mehr im ländlichen, nicht im städtischen Bereich, welchem die letzte Generation der Historiker so großes Gewicht beimaß.

Jetzt möchte ich mich der Zukunft von *Central European History* zuwenden. Zwei Fragen müssen erörtert werden: Welche Rolle spielt ein allgemeines, umfassendes Journal in einem Zeitalter, das von methodologischen und theoretischen Erneuerungen nur so strotzt? Sollte es die Aufgabe sein, europäische und

amerikanische Mitteleuropa-Historiker gegenseitig über ihre Arbeiten auf dem Laufenden zu halten? Und wie sollte das am besten getan werden?

Zur ersten Frage bin ich der Meinung, daß die Zeitschrift an Wichtigkeit gewonnen hat infolge der sogenannten „Balkanisierung“ der Geschichtswissenschaft. Wenn wir uns die Subdisziplinen ansehen, wie z. B. Psycho-Geschichte, finden wir, daß deren Praktiker ihre Artikel hauptsächlich im *Journal of Psycho-History* herausbringen. Die Leserschaft ist dort begrenzt, und die meisten dieser Leser stimmen mit den Meinungen der Autoren über die Natur des geschichtlichen Dialogs und dessen Beweisführung überein. Es ist unwahrscheinlich, daß diese Leser die Ideen eines Autors in Frage stellen. Sie sprechen die gleiche Sprache, benutzen dasselbe Vokabular, bewundern dieselbe 'Ikone', wie etwa Freud, Jung, Erik Erikson und Melanie Klein. Man könnte dasselbe über Alltagsgeschichte sagen, oder über Frauengeschichte oder über Bauernstudien. Der berühmte deutsche Theologe Ernst Troeltsch hat einmal eine scharfe Grenze zwischen Sekten und universellen Religionen gezogen. Wenn in jeder Subdisziplin nur Geistesbrüder publizieren, wird eine historische Disziplin als Ganzes schließlich dekonstruiert und zu einer Fülle von bescheidenen anabaptistischen Sekten werden, jede von den Wahrheiten

ihrer Voraussetzungen und ihrer geschichtlichen Weltanschauung fest überzeugt.

Ein umfassendes Journal wie *Central European History* bietet eine attraktivere Alternative. Es kann den besten Historikern als Mittel dienen, verschiedene Methoden und Theorien einer universellen Leserschaft anzubieten. Beispielsweise müßten in diesem Falle Psychohistoriker für kritische Gelehrte schreiben, die unter Umständen die Richtigkeit der Applikation Freudscher Theorien auf ferne Vergangenheit anzweifeln. Der Psychohistoriker würde sich dann ernsthaften Kritiken aussetzen, und man kann hoffen, daß daraus ein fruchtbarer Ideenaustausch resultiert. Auf der anderen Seite könnte eine größere Leserschaft Wichtiges über Einsichten lernen, die aus psychoanalytischen Arbeiten über Kindheit gewonnen worden sind. Ich habe z.B. selbst beim Lesen eines uns zugesandten Artikels viel über den Feldzug gegen die Prostitution im deutschen Kaiserreich gelernt. Ein weiteres Beispiel wäre Hans Medicks Artikel „Missionare im Ruderboot“, der vor einem Jahrzehnt in *Geschichte und Gesellschaft* erschien. Hier legte Medick die Grundsteine für die Alltagsgeschichte und bot eine ernsthafte Kritik der Gesellschaftsgeschichte und anderer stantsorientierter Zugänge zur Vergangenheit. Darauf folgte eine scharfe Attacke von Hans-Ulrich Wehler gegen die Alltagsgeschichte. Die beiden hoch-

ten wie zwei Schwergewichtler, die sich gegenseitig bis zur Erschöpfung schlagen. Aber so ein „Austausch“ sollte willkommener sein, jedenfalls nach meiner Meinung, als Schattenboxen oder leichtes Getändel mit gleichgesinnten Kameraden. Ich hoffe darum, daß die Leser von *Central European History* in dem Journal einen Schlüssel finden, den sie benutzen können, um sich selbst mit der schnell anwachsenden Verschiedenartigkeit der Zugänge zur deutschen Vergangenheit bekanntzumachen. Zusätzlich gibt es den Aposteln der Innovation die Möglichkeit, sich über die besten Arbeiten in politischer und Diplomatiegeschichte zu orientieren. Es ist wahrscheinlich weniger gefährlich, im eigenen Kokon zu verbleiben, aber das ist eine Form des Totseins, oder, um mit Walter Pater zu sprechen, „bevor der Abend dämmernd, schlafen zu gehen.“ Wir müssen alle daran arbeiten, Geschichte als eine allgemeine Disziplin zu verteidigen und nicht zuzulassen, daß man sie zerstückelt. Ich habe aus diesen Gründen den Entschluß meines Vorgängers begrüßt, ein Doppelheft über Postmoderne, Feminismus und Dekonstruktion herauszubringen. Ich möchte hinzufügen, daß ein solcher Ideenaustausch auch durch Rezensionen stattfinden kann, da die Zeitschrift von nun an auch wichtige Werke zur deutschen Geschichte rezensiert.

Nun zum zweiten Punkt. Wir sollten nicht übersehen, daß vor der Einwanderung deutscher Historiker während der dreißiger Jahre in den Vereinigten Staaten kaum deutsche Geschichte gelehrt wurde. Wenn man von einigen diplomatiegeschichtlichen Bänden über die Ursprünge des Ersten Weltkrieges absieht, ist das einzige wichtige Buch, das in Amerika vor 1933 herauskam, Thorstein Veblens „Imperial Germany and the Industrial Revolution“ (1915). Und Veblen war Soziologe, nicht Historiker. Die Ankunft von Rothfels, Holborn, den beiden Rosenbergs, Gilbert und Neumann in Amerika war dann der Katalysator, der für die Ausbildung der Graduierten sorgte, welche dann der nächsten Generation deutsche Geschichte lehrten. Diese Gruppe wurde weiterhin von Deutschen aufgefüllt, die ihre Jugend in Europa verbrachten, in Amerika jedoch ihre akademische Lehrzeit ablekten, hauptsächlich bei oben genannten Einwanderern. Das trifft auf Historiker wie Fritz Stern, Klaus Epstein, George Mosse, Peter Gay und eine Reihe anderer zu. Mit wenigen Ausnahmen sind diese beiden Generationen jetzt entweder im Ruhestand oder verstorben. Der heutige Graduierte in Amerika studiert zum größten Teil bei Historikern, die in den Staaten aufgewachsen und ausgebildet worden sind. Die in Deutschland geborenen Gelehrten waren ein natürliches Bindeglied zwischen ihren amerikanischen Stu-

denten und der Profession, wie sie in Westdeutschland in den Nachkriegsjahren wieder aufgebaut wurde. Ein starker Dollar und eine schwache Mark ermöglichten Amerikanern lange Forschungsaufenthalte in Deutschland. An den starken Dollar können sich Historiker jetzt nur noch sehnsüchtig erinnern. Es ist überaus wichtig, die Verbindungen, die über die Jahre verstärkt wurden, auch unter diesen veränderten Verhältnissen weiter auszubauen. Die deutsche Regierung ist sich des Problems bewußt und versucht es zu meistern, zum Beispiel durch die Gründung des *German Historical Institute* in Washington und durch beachtliche Geldsummen, die es mehreren amerikanischen Universitäten erlauben wird, das Studium der deutschen Geschichte zu fördern.

Auch in diesen Beziehungen zwischen unseren Ländern kann *Central European History* seine Rolle spielen. Ich glaube, daß es für Gelehrte auf beiden Seiten des Atlantik wichtig ist, über die Fragen, die sich ihre Kollegen hier wie dort stellen, auf dem Laufenden zu bleiben. Es wäre recht bedauerlich, wenn nordamerikanische Historiker intellektuell isoliert würden. Als Herausgeber des Journals gibt es für mich verschiedene Möglichkeiten, hier etwas zu tun. Als erstes habe ich deutsche Historiker aufgefordert, mir ihre Manuskripte zu senden, und ich kann mitteilen, daß Artikel von Wolfgang Mommsen aus Düssel-

dorf und Adelheid von Saldern aus Hannover in *Central European History* herauskommen.

Anders als in den vergangenen Jahren werden wir jetzt von Zeit zu Zeit Übersetzungen wichtiger Artikel bringen, die zuerst in Deutschland veröffentlicht wurden. Unser erstes Heft enthält einen solchen Artikel von Heinrich August Winkler, der jetzt an der Humboldt-Universität in Berlin lehrt. Auch Aufträge für Rezensionen und Buchbesprechungen werden vergeben, und ich habe vor, beides bei Deutschen anzufragen, ebenso wie wir wichtige Bücher, die in Deutschland erschienen sind, rezensieren werden. Unser drittes Heft enthält z.B. einen 20 Seiten langen Besprechungsartikel über deutsche Bauern, der die Forschungsarbeiten von zwei Amerikanern – David Sabeau und Thomas Rubisheaux – und drei Deutschen – Rainer Beck, Rudolf Schlögl und Werner Troßbach – behandelt. Dieser Artikel dient dazu, Forschern in den Vereinigten Staaten und in Deutschland mit den Arbeiten über Bauern, die beiderseits des Atlantik veröffentlicht wurden, vernetzt zu machen. Unser erstes Heft enthält auch einen langen Rezensionenartikel über die mehrbändigen Synthesen von Wehler, Nipperdey und Sheehan. Ein weiterer Rezensionenartikel behandelt deutsche Arbeiten über jüdische Geschichte. Ich hoffe, daß Historiker aus der früheren DDR hier mit einbezogen werden, damit ihre

Forschungsarbeiten von jetzt an nordamerikanischen Historikern leichter zugänglich gemacht werden können. Ich werde in der nächsten Zukunft finanzielle Hilfe beantragen, um Übersetzungen aus dem Deutschen zu ermöglichen. Die Sprachbarriere ist also durchaus nicht so beachtlich, wie sie erscheinen mag!

Kenneth D. Barkin

- * Der Autor stellte *Central European History* im Rahmen eines Kolloquiums von ost-deutschen und nordamerikanischen Historikern im Mai 1992 in Leipzig vor, das sich mit Innen- und Außenansichten deutscher Geschichte befaßte. Wir drucken hier die überarbeitete Fassung seines Vortrages ab, der nicht nur eine Zeitschrift vorstellt, sondern zugleich historiographiegeschichtliches und methodisches Interesse beanspruchen kann. (Anm. d. Red.)

Französisch in Kanada

Am 17. Dezember 1992 fand am Bereich Romanistik i.G. der Universität Leipzig ein Kolloquium zum Thema „Le français au Canada“ statt. Für die Mehrzahl der Teilnehmer war dies die erste persönliche Begegnung mit Vertretern der frankophonen kanadischen Wissenschaft und Politik, wiewohl nicht die erste Beschäftigung mit den kulturellen und sprachlichen Verhältnissen in Kanada. Veranstaltet wurde das Kolloquium von Studentinnen und Studenten des Hauptseminars „Französisch in Kanada“ unter Leitung von *Jürgen Erfurt*. Als kanadische Gäste nahmen der Sprachwissenschaftler *Normand Labrie* (Toronto), der über Sprachpolitik in Kanada referierte, sowie *Benoît-Jean Bernard*, politischer Berater in der Vertretung der Regierung von Québec, Düsseldorf, teil, dessen Vortrag die politisch-gesellschaftliche Situation in Québec im Umfeld des letzten Referendums in Kanada (Oktober 1992) zum Gegenstand hatte.

Das Bemerkenswerte an diesem Kolloquium war, daß es, gewissermaßen aus dem Lehrbetrieb heraus, von den Teilnehmern eines Seminars organisiert und durch Vorträge zu kanadaistischen Themen arch mitgestaltet wurde. *K. Nissen* sprach über das Konzept des 'Regionalfranzösischen' und über sprachliche Norm(en) in Québec – eine Provinz

Kanadas, in der das Französische als die dominierende Sprache von ca. 82 Prozent der Bevölkerung gesprochen wird. Frau *Busecke* referierte über die Situation und die Besonderheiten des Französischen in Ontario, wo es – ganz im Gegensatz zu Québec – die Sprache einer Minderheit von ca. 10 Prozent der Bevölkerung ist. Mit den genannten vier Themen war ein Diskussionskreis abgesteckt, in welchem vor allem das Ineinandergreifen von soziolinguistischen, sprachstrukturellen und kulturellen Faktoren des vom Französischen Frankreichs recht verschiedenen kanadischen Französisch im Mittelpunkt stand. Zwar unterscheidet sich das Französische der frankokanadischen Bildungselite vom französischen Standard kaum, aber im sprachlichen Alltag der ca. 6,3 Mio Französischsprachiger (bei einer Einwohnerzahl Kanadas von ca. 24,3 Mio), die überwiegend in den Provinzen Québec, Ontario und Nouveau-Brunswick leben, sind in vielen Teilbereichen der Sprache signifikante und vielfach sprachhistorisch zu erklärende Unterschiede zu konstatieren. Dialektologisch betrachtet, weisen „die Französischen“ in Nouvelle-France, wie Kanada früher genannt wurde, lautliche, morphologische, morphosyntaktische und lexikalische Merkmale des im 17. und 18. Jahrhundert von den Einwanderern aus dem Norden, Westen und dem Zentrum Frankreichs gesprochenen „français popu-

laire“ auf. Ein beträchtlicher kontaktbedingter Einfluß des Englischen sowie Entlehnungen aus Indianer- und Eskimosprachen kommen hinzu, so übrigens auch das irokesische Wort „kanata“ („Dorf“), von welchem der Name der Staatsbezeichnung abgeleitet ist. Ein für die frankokanadische Kultur Québecks bedeutsames Phänomen ist das „joul“ – nach der Aussprache von frz. „cheval“ gebildet –, womit im Zuge der „Révolution tranquille“ (der stillen/ sanften Revolution) Anfang der sechziger Jahre, in bewußter Abkehr von puristischen Tendenzen, dem relativ stark englisch beeinflussten, expressiven Französisch der Unterschichten zu sozialer und literarischer Anerkennung verholfen wurde. Die Hinwendung zum Französischen in Kanada folgt einer varietätenlinguistischen und zugleich sprachhistorischen Perspektive, in welcher das Französische im Kontext der Frankophonie, d.h. den französischsprachigen Kulturen in Europa, Amerika und Afrika und ihrem Verhältnis zum Französischen Frankreichs, betrachtet wird.

Lehre und Forschung zum Französischen in Kanada wurden an der Leipziger Universität möglich, nachdem im Frühjahr 1992 auf Initiative von *Klaus Bochmann* (Leipzig) und *Hans-Josef Niederehe* (Trier) ein Dokumentationszentrum für Kanada-Studium an der Sektion Theoretische und angewandte Sprachwissenschaft der Universität

eingerrichtet wurde. Kernstück dieses Zentrums ist eine computerge-stützte Datenbank, während die be-absichtigte Einrichtung einer gröÙeren Kanada-Bibliothek bislang noch nicht vollzogen ist.

Jürgen Erfurt

Orientalia in der Baumschule Islam und Geschichte an der Princeton University

Die Princeton Universität dürfte zu-mindest in viererlei Hinsicht unty-pisch sein, vergleicht man sie mit Hochschulen wie Georgetown in Washington D.C., Columbia in New York oder Rutgers¹, die kaum eine Viertelstunde Autoweg entfernt in New Brunswick, also auch in New Jersey liegt, und zudem die staatliche Universität dieses amerikani-schen Bundeslandes ist.

Erstens hat sich Princeton am Millstone River seit Mitte des 18. Jh. um das College of New Jersey grup-piert, so daß die nachmalige Alma mater das Herz der Ortschaft mit dem engeren Kreis, Borough, und seinem weiteren Township wurde. Alljährlich weist im April das Fest „Comunity“ daraufhin, das die Bande

von Gemeinde und Universität be-tont. König George II. ließ 1746 je-nes College als vierte britische Schule Nordamerikas in Elizabeth gründen.² Es zog zehn Jahre später über Newark nach Princeton um. Hier gehörte der heutige Zierbau am Eingangsportal, Nassau Hall, benannt nach König William III., „Prince of Orange-Nassau“, zum größten Gebäude-komplex der britischen Kolonien und wurde eine der Stätten der Princeton-er Schlacht 1777 mit George Washing-ton und des Continental Congress 1793.

Zweitens ist der Princeton-er Campus ein Paradestück. Reicher an Parks als der im britischen Cambridge und in Oxford behaupten die Prince-tonians, den Begriff das „Campus“ geprägt zu haben. Das Areal vereint Baustile von der Gotik bis zur Mo-derne. Die schöne Anlage des Ge-ländes mit Baumgärten wie „Prospect Garden“, umsäumt von Zedern, Douglasien und Magnolien, ist zum Thema einer eigenen Geschichts-schreibung geworden. Kurz, es ist eine Lust, in dieser Arboretum-Universität lernen zu dürfen.

Drittens rangiert die Princeton Universität auf der Hitliste nordame-rikanischer Privathochschulen auf einem stabilen Platz drei: nach Har-vard und Yale. Zweierlei fällt dabei auf. Zum einen ist die Verflechtung der drei Einrichtungen untereinander eng. Ein Beispiel: Im April 1991 erlebten wir bei dem Nahosthistoriker John Waterbury³ einen Vortrag sei-

nes Kollegen aus Harvard: Ashutosh Varshney las zur Geschichte der Demokratie in Indien. Zum anderen wurde im Vormonat ein Princeton Abgänger des Jahres 1956, der englische Literaturhistoriker Neil L. Rudenstine, zum 26. Präsidenten der Harvard-Universität gewählt.

Viertens stößt man auf ein tiefes Traditionsbewußtsein bei den Studenten, Lehrern und Absolventen. Entsprechend entwickelt sind zahlreiche Clubs, deren Gebäude die Vielfalt auf dem Campus bereichern. In der Mercer Street ragt zum Beispiel The Nassau Club (1814) hervor, dessen Präsident einst Woodrow Wilson war. An einem anderen Haus wehte die Fahne des Quadrangle Clubs (1901). Namhafte Architekten entwarfen die Villen des Colonial Clubs (1891), das Ivy Clubs (1879) oder des Charter Clubs (1901), letzterer im Gregorianischen Stil. Solche eating clubs mauserten sich zu Zünften, wo es an Wochenenden auch „reunions“ gibt, also Wiedersehensfeiern einstiger Kommilitonen.

Princeton sei aber nicht nur in der Lehre bedeutsam, sagte der Absolvent des Jahrgangs 1952, James A. Baker III. Wichtiger wären die Werte, die man mitbekam: Das Gewicht der privaten Initiative und Pflichtgefühl für die Gemeinschaft.⁴ Was Wunder, Studenten tragen Kleidung mit Zeichen der Universität, mit der Absolventen Jahrzehnte verbunden sind, sichtbar an Gedenksteinen der Klassen, in Schenkungen und bei

Familienstiftungen. Spenden, wie etwa 20 Millionen Dollar von Lee M. Bass für die Yale Universität, sind auch eine maßgebliche Quelle für die Forschung in Princeton.

Seit geraumer Zeit lassen sich mehr und mehr Firmen am Rande der Kleinstadt nieder. Heute lockt der Standort im Wunsch, die anderthalb Autostunden entfernte City um Manhattan zu entlasten. Speziell Forscher und Labore führen den Zuzug an, etwa zur Opinion Research Corporation und American Telephone & Telegraph Company oder zum David Sarnoff Research Center der General Electric Company sowie zur Food Machinery and Chemical Corporation. Das Forrestal Center beherbergt Zweige der Dow Jones Company und der International Business Machines Corporation, die mit zwölf Universitäten einen Supercomputer aufbaut. Schließlich sitzt hier die Prudential Insurance Company, die Merrill Lynch Company und die Squibb Corporation.

Neben dem 1910 etablierten Princeton Theological Seminary und der Lawrenceville School, erlangten einige jüngere Einrichtungen Weltruf: das Center of Theological Inquiry und das Institute of Advanced Study. Zwar ist das 1930 gebildete Institut von der Princeton Universität unabhängig, doch gibt es zwischen beiden Einrichtungen einen Austausch, so auch in den Fächern Sozial-, Geschichts- und Islamwissenschaft.

Die Universität setzt dabei auf berühmte Historiker und Islamforscher. Die 1929 gebaute Campuskirche birgt Gedenkplatten mit Namen von Gelehrten, darunter Philip K. Hitti (1886-1978), der mit seiner „Geschichte der Araber“ ein Standardwerk⁵ verfaßte. Knum vergleichbar mit der „Cambridge History of Islam“, mag es im englischsprachigen Raum 1991 eine Nachfolge mit der „Geschichte der arabischen Völker“ von Albert Hourani⁶ aus Oxford gefunden haben. In jener Princeton Tradition stehen der Islamgelehrte Bernhard Lewis⁷, der Wirtschaftshistoriker Charles P. Issawi⁸, der Zeitgeschichtler L. Carl Brown⁹ und Abraham L. Udovitch¹⁰, der zur jüdischen Nahost-Geschichte forschte.

Die Abteilung für „Near Eastern Studies“ ist nahe des Prospect Gardens in Jones Hall untergebracht, benannt nach dem Absolventen des Jahres 1876, Thomas D. Jones, Freund von Woodrow Wilson. Bis 1939 war hier im Raum 209 das Büro von Albert Einstein, der in der Mercer Street von 1935 bis zu seinem Tode 1955 lebte und am Institute for Advanced Study wirkte. Der berühmteste Gelehrte aus Princeton, der sich hier öfter mit Thomas Mann traf, war sich der einsamen Idylle des Ortes bewußt. Er empfinde oft Scham, hier in Frieden zu leben, während andere kämpfen und leiden. Doch nach allem, was geschah, so Albert Einstein weiter¹¹, ist es noch

das beste, sich in sich zu vertiefen, denn allein daraus erwachse der Geist, der Frieden und Heiterkeit in der Welt des Menschen wieder herzustellen vormag.

In Jones Hall sind für Gäste auch die Hauptteile der Firestone Library zugänglich, speziell Orientalia. Sie bestechen mit 86 000 arabischen, 27 000 persischen, 20 000 türkischen und 26 000 hebräischen Bänden.¹² Die Robert-Garett-Sammlung umfaßt zudem rund 10 000 Manuskripte von Semiten, Persern und Türken. Der Computer-Catalog, der auf CD-ROM laufend seit 1980 gespeist wird, erfaßt auch Spezialsammlungen „zurück“. Bildschirmgeräte sind überall in Lese- und Archivräumen frei benutzbar. Daten können in Nebengelassen ausgedruckt werden.

Die zweijährigen Kurse enden mit dem „M. A. in Near Eastern Studies“, die multidisziplinär in verschiedenen Kombinationen angelegt und durch Promotionen weitergeführt werden können. Direktor des Nahost-Programms und des Nahost-Zentrums ist L. Carl Brown.

In Diskussionen und akademischen Beiträgen¹³ ragten drei Problemkreise heraus. Erstens gibt es – offenbar wie jüngst in Deutschland¹⁴ – eine erneute Hinwendung zum Thema „Geschichte anderer Völker und wie man sie darstellen kann“. Häufiger wurden die folgenden Fragen erörtert:

- Worin war die Entfaltung der islamischen Zivilisationen einge-

bettet – wie verliefen historische Bruchstellen bei Übergängen?

- Welche Rhythmen weist der historische Wandel auf, der die Gesellschaften des Islams so ungleichmäßig und unvollständig erfaßte?
- Wo zeigt sich Kernstrukturen der islamischen Ordnung, deren Formen dann regional jeweils idealtypisch verschieden ausfielen?
- Wie bewegte sich das originär Islamische, synthetisch Osmanische und kolonial Europäische in fünf bis neun Perioden¹⁵ des Islam?
- Was bedeuten Verschiebungen in Zweigen und Methoden: Von Philologie und Literatur über die Politik-, Geschichts-, Islam- und Geisteswissenschaft zu mehr interdisziplinären Entwürfen aus historischen, empirischen und systematischen Sozialwissenschaften?
- Wird durch die Mentalitätsforschung der „lachende und weinende“ Muslim im Alltag der Geschichte neu entdeckt, wie ging er unter?

Ein zweiter Problemkreis drehte sich um den Charakter des Staates in islamischen Gesellschaften. Seit Ende der achtziger Jahre beflügelt eine Konferenz-Reihe¹⁶ die internationale Debatte, deren Themen auch in Princeton vielfältig behandelt werden:

- Wie sind Staat und Islam am besten zu erfassen und aufzuzeigen?
- Welche Modelle und Metaphern sind geeignet, Muslime sowie deren korporative Lebensformen und

Kommunikationsweisen wiederzugeben?

Trotz interessanter Ansätze einer Neubewertung, um die sich John Waterbury aus systematischer, Robert Tignor aus historischer und Robert Springborg aus reflektiver Sicht bemühen¹⁷, blieb mein Eindruck: Die Analysekraft einiger Schulen gegenüber islamischen Ländern erschöpft sich

Reicht es noch – geprägt von der Realität des Lebens im Westen und seinen rationalen Traditionen, bestimmt von Eindrücken langer und kurzer Forschungsreisen im islamischen Raum sowie beeinflusst vom Streit der Betroffenen dort¹⁸, sich im Kreis von „Klassen, Suwatskapitalismus und bürokratischer Bourgeoisie“ zu drehen? Nicht nur in Osteuropa¹⁹ gibt es Anläufe gegen überkommene Gebäude von Kategorien im Zuge eines neuen Bewußtseins über Eigentümliches der europäischen und nordamerikanischen Entwicklungsstränge. Denn es reifen umgekehrt „orientalische Früchte“ der 1991 in den USA vielerorts spürbaren Rückkehr zu Ursprüngen der West-Zivilisationen²⁰, selbst wenn sie noch Zentrismus zu befehlen droht: Offenbar ist es Zeit, Europas Begriffswelt aus dem 19./20. Jh. zu negieren.

Ein dritter Problemkreis betraf das Thema „Islam: Entwicklung und Demokratisierung“.²¹ Bereits durch die Umbrüche in der UdSSR und Osteuropa seit 1985 stimuliert²², be-

kam es in den USA nach dem zweiten Golfkrieg auf Konferenzen und durch Aufsätze weitere Impulse.²³ Manches Herangehen glich einem Weg, auf dem mehr oder minder bewußt die eigenen Lebensweisen vorgefaßt in islamischen Gesellschaften gesucht werden. Wie bei der Debatte um „Aufklärung und Islam“ deutlich wurde, erwuchs aus der präokkupierten Erwartungshaltung ein Kurzschluß: Sucht man im Orient nach den eigen, europäischen und nordamerikanischen Formen, muß dort speziell das erscheinen, was der Orient nichthaben kann. Der Fehlansatz verfängt sich in der nächsten Verarbeitungsstufe in Negativbegriffen, wie es manche Wortakrobatik auch semantisch erhellt, so die verbreitete Sicht, „arabische Demokratie“ sei ein Oxymoron.

Um so wichtiger sind Beiträge, die das selbstkritisch ablegen und zuerst neue Begriffe aus den Verständnissen der Menschen in orientalischen Lebenswelten²⁴ suchen, um sie dann durch ähnliche Kategorien außerhalb dieser Regionen erklärbar zu machen. Michael C. Hudson gab dafür Beispiele: Vorurteile und Ignoranz, aber auch mangelnde Revision eigener Paradigmen und Forschungen, führten zur These vom „Nichtvorhandensein von Liberalismus und Demokratie“, statt unvoreingenommen neue Tendenzen und Chancen für Beteiligungen in der Welt des Islams zu erkunden.²⁵

Ferner ging es um „Identität und Entwicklung“²⁶, „Paßfähigkeit von Islam und Teilhabe“²⁷, aber auch manche Einzelfragen wie „islamische Investmentgesellschaften“. Vieles blieb offen, was gewiß von der ausstehenden „ideellen Dekolonisation westlicher Begriffswelten über den Orient“ abhängt. In den USA gehörten die philologischen Fertigkeiten in den jeweiligen Regionalsprachen selbstverständlich zum Standard, und man fragt sich, wieso anderenorts etwa in den Sozialwissenschaften Forschung und Lehre über fremde Länder von Leuten geduldet wird, die nicht die Sprachen der Menschen dort beherrschen und folglich auch nicht in deren Denken eintauchen können. Genügte ferner noch, angesichts der euro-amerikanischen Demokratiekonzepte in einer Fußnote zu sagen, man meine ja kein Modell wie die Teilung der Macht in den USA oder das parlamentarische Westminster-System, ansonsten aber doch das westliche Denken als „Fortschritt“ der orientalischen Lebenswelt zu unterlegen?

Wo bleibt die muslimische Begriffswelt in Theorie und Praxis mit ihren Konzepten²⁸ von shura, ijtihad, ijma' und majlis? Nun, nach dem Niedergang osteuropäischer Modelle, ist verständlicher geworden, was Fundamentalisten länger auf ihre Fahnen schrieben: „Weder die kapitalistischen Modernisierungen, noch sozialistische Experimente sondern unsere ureigenen islamischen Be-

wegungen und Entwicklungen bringen die Lösung“.²⁹ Das stellt uns, erwartet man wie John L. Esposito und James P. Piscatori die Entfaltung einer Neuen Islamischen Weltordnung³⁰, vor neue Aufgaben und erfordert ein wechselseitig nüchternes Wahrnehmen.

Zum Leben an der Universität gehören Montag Mittags „Brown Bag Lunches“, wo Charles P. Issawi zum Gespräch einlädt.

Natürlich waren die Debatten im Frühjahr 1991 an der ganzen Universität durch den zweiten Golfkrieg und die Neue Weltordnung bestimmt. Daß die Nahost-Experten in Princeton nicht nur ein akademisches Zentrum bilden, sondern auch vielfältig mit den geistigen Auseinandersetzungen in der Welt verknüpft sind, ist bekannt. So zählte der gegenwärtige Präsident der Nahost-Abteilung, Abraham L. Udovitch, zu jenen fünf Juden aus den USA, die sich am 6. Dezember 1988 mit dem PLO-Führer Yasir 'Arafat in Stockholm trafen.³¹ Dabei entstand ein Dokument mit drei Prinzipien, die der Palästinenser sechs Tage später in seiner Genfer Rede aussprach: Anerkennung der UNO-Beschlüsse und Israels als Staat in der Region sowie ein Terrorverzicht. Das führte nach anderthalb Jahrzehnten wieder zum Dialog zwischen den USA und der PLO.³²

In der Golfkrise und nach dem Krieg gab es zahlreiche Stellung-

nahmen der Princetonians in den Medien. Häufig gefragt waren u.a. Bernard Lewis, Charles P. Issawi, der in der Fernsehserie „The Arab World“ gemeinsam mit weiteren Orientalisten auftrat, oder auch Yehoshafat Harkabi³³. Ende April 1991 fand ein zweitägiges Symposium zur Golf-Problematik statt, das die Rutgers Universität unter Führung von Hoshang Amirahmadi, Direktor für Nahoststudien, in New Brunswick durchführte. Dabei wurde die auch andernorts sichtbar gepflegten Verbindungen zwischen Wissenschaft und Praxis deutlich. Es kamen nicht nur Forscher und Publizisten zu Wort, sondern auch ehemalige Botschafter wie Christopher van Hollen, Herausgeber des Middle East Journal, und George Ball, einst Staatssekretär im US-Außenamt.

Gute Beziehungen gibt es zwischen der Princeton Universität und dem Middle East Institute der Columbia University in der City New Yorks, das Lisa Anderson³⁴ leitet. Es ist ein zweites, großes Zentrum zur Erforschung von Geschichte in Nahost.

In einem Staat, wo es fast 200 Zentren der Nah- und Mittelost-Forschung gibt³⁵, ist es eine Herausforderung, sowohl den Tücken einer alleinigen Beschäftigung untereinander zu entgehen als auch die Spitzenrolle, die bisher Forscher in Princeton erwarben, über Landesgrenzen hinweg zu behaupten. Umgekehrt wurde uns bewußt: Es darf

nicht noch einmal ein (Selbst-) Aus-schluß aus der weltweiten Forscher-gemeinschaft, wie einst östlich der Elbe, erlaubt werden.

Wolfgang Schwanitz

- 1 Mein Dank gilt IREX, dem International Research & Exchanges Board, für den zweimonatigen Forschungsaufenthalt in Nah- und Mittelostzentren der USA, der meiner Frau und mir im Frühjahr 1991 ermöglicht wurde. Danken möchten wir auch Beate Däfeldecker sowie Anne und Melford Balick für ihre Unterstützung.
- 2 R. Gambee, Princeton, New York/London 1990, S. 13-66.
- 3 A. Richards/ J. Waterbury, A political Economy of the Middle East: state, class, and economic development, Boulder/ San Francisco/ Oxford 1990.
- 4 Gambee (wie Anm. 2), S. 251.
- 5 P. K. Hitti, History of the Arabs: From the earliest times to the present, London/ New York 1937 (1964: 8. Aufl.).
- 6 A. Hourani, A History of the Arab Peoples, Cambridge (Mass.) 1991.
- 7 Neuere Werke von Bernard Lewis: Race and slavery in the Middle East: an historical enquiry, New York 1990; The political language of Islam, Chicago 1988; History: remembered, recovered, invented, New York 1987; The Assassins: a radical sect in Islam, New York 1987; C. E. Bosworth (Hrsg.), The Islamic world from classical to modern times: essays in honor of Bernard Lewis, Princeton 1988; zu seinen Werken in deutscher Sprache vgl. B. Lewis, Die politische Sprache des Islam, Berlin 1991, S. 259 (Übersicht).
- 8 Neuere Werke von Charles Issawi: Issawi's laws of social motion, Princeton 1991; An Economic History of the Middle East and North Africa, New York 1982; The Arab World's Legacy, Princeton 1981; The Economic History of Turkey, 1800-1914, Chicago 1980; The economics of the Middle Eastern oil, Westport 1977; H. Esfandiari/ A. L. Udovitch (Hrsg.), The economic dimensions of Middle Eastern history: essays in honor of Charles Issawi, Princeton 1990.
- 9 Neuer Werke von L. Carl Brown: International Politics and the Middle East: Old Rules, Dangerous Games, Princeton 1984; Psychological Dimensions of Near Eastern Studies, Princeton 1977 (mit N. Itzkowitz Hrsg.)
- 10 M. R. Cohen/ A. L. Udovitch (Hrsg.), Jews among Arabs: Contacts and Boundaries, Princeton 1989; A. L. Udovitch (Hrsg.), The Islamic Middle East 700-1900: studies in economic and social history, Princeton 1981.
- 11 Gambee, a.a.O., S. 17.
- 12 Princeton University: Library Handbook 1990-91, Princeton 1990, S. 19; ihre Nahost-Bibliothek leitet James Weinberger.
- 13 A. Hourani, How should we write the history of the Middle East?, in: International Journal of Middle East Studies, Cambridge, 23 (May 1991) 2, S. 125-136; S. Mustafa, Die Krise der arabischen Geschichtsschreibung, in: Wuqūf (Hamburg) 4 (1989, 3, S. 11-19.
- 14 A. Hartmann, Orientalistik und Islambe-griff heute, in: ders./ K. Schliephake (Hrsg.), Angewandte interdisziplinäre Orientforschung, Hamburg 1991, S. 121-148; U. Steinbach, Neuere Entwicklungen in der deutschen gegenwartsbezogenen Islamwissenschaft, in: ebd., S. 29-46; D. Sturm, Zum aktuellen Wert der wissen-schaftlichen Beschäftigung mit den älteren Perioden der arabisch-islamischen Geschichte und Kultur, in: ebd., S. 149-156; B. Schäbler, Research on the Modern Arab World in the F.R.G., in: MESA Bulletin, 24 (December 1990) 2, S. 157-168.
- 15 U. Haarmann (Hrsg.), Geschichte der ara-bischen Welt, München 1987; G. Endress, An introduction to Islam, Edinburgh 1988, S. 116-137; W. Ende/ U. Steinbach (Hrsg.), Der Islam in der Gegenwart, München 1989; A. Hourani (wie Anm. 6)
- 16 T. Mitchell/ R. Owen, Defining the State

- in the Middle East, in: MESA Bulletin, 24 (1990) 2, S. 179-183; Beiträge zum Spezialfall „Sudan“ vgl. The Middle East Journal, 44 (Autumn 1990) 4, S. 573-670.
- 17 J. Waterbury, Twilight of the State Bourgeoisie?, in: International Journal of Middle East Studies, 23 (1991) 1, S. 1-17; C. Issawi, Technology, Energy, and Civilization: some historical observations, in: ebd., 23 (1991) 3, S. 281-289; R. L. Tignor, In the grip of Politics: The Ford Motor Company of Egypt, in: The Middle East Journal, 44 (Summer 1990) 3, S. 383-398; R. Springborg, State-Society Relations in Egypt: The Debate over owner-tenant relations, in: ebd. 45 (Spring 1991) 2, S. 232-249.
- 18 L. 'Awad, tarikh al-fikr al-misri al-hadith: al-khalfiya at-tarikhiya (I), Kairo 1980, S. 31; E. Rudolph, Westliche Islamwissenschaft im Spiegel muslimischer Kritik: Grundzüge und aktuelle Merkmale einer innerislamischen Diskussion, Berlin 1991.
- 19 Zehn Schwächen im marxistischen Denken, in: asien, afrika, lateinamerika, Berlin 18 (1990) 5, S. 932-933; A. J. Gurjewitsch, Die Theorie der Gesellschaftsformationen und die historische Wirklichkeit, in: Initia, Berlin 1 (1991) 4, S. 435-446; R. Maurer, Thesen über Marx und die Wende, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Berlin 39 (1991) 7, S. 705-724.
- 20 D. Goleman, Anthropology Casts an Eye on the Culture that made it, in: New York Times, 2.4.1991; E. R. Wolf, Die Völker ohne Geschichte, Frankfurt a.M./ New York 1986, S. 531-540.
- 21 Vgl. auch Economic and Social Foundations of Democracy in the Middle East, in: C. Issawi (Hrsg.), The Arab world's legacy, S. 243-263, H.-G. Ebert, Die Interdependenz von Staat, verfassung und Islam im nahen und Mittleren Osten der Gegenwart, Frankfurt a. M./ Bern/ New York/ Paris 1991.
- 22 „Ana Birstniki“: Neues Denken in Ägypten? Zur arabischen Perestroika-Rezeption, in: asien, afrika, lateinamerika, 18 (1990) 3, S. 474-482; D. Vandewalle, Quadhafi's „Perestroika“: Economic and political liberalization in Libya, in: The Middle East Journal, 45 (Spring 1991) 2, S. 216-231.
- 23 W. Khalidi, The Gulf Crisis: Origins and Consequences, in: Journal of Palestine Studies, Washington, XX (Winter 1991) 78, S. 5-28.
- 24 So z.B. B. Lewis, Die politische Sprache des Islam, a.a.O. und A. Havemann, Between Ottoman Loyalty and Arab „Independence“ Muhammad Kurd 'Ali, Girgi Zaydan, and Sakib Arslan, in: Quadern di Studi Arabi, Venedig (1987-88) 5-6, S. 347-356; Ders., The Vizier and the Ra'is in Saljuq Syria: The Struggle for Urban Self-determination, in: International Journal of Middle East Studies, 21 (1989), S. 233-242.
- 25 M. C. Hudson, After the Gulf War: prospects for democratization in the Arab World, in: The Middle East Journal, 45 (Summer 1991) 3, S. 407-426.
- 26 The Bases of Arab Unity, in: C. Issawi, The Arab world's Legacy, S. 179-197; S. S. Imam, Man yamluku misr? Kairo 1986, S. 223; 'A. W. Ibrahim, takhalluf at-tanmiya, Kairo 1987, S. 32 ff.; O. Mehmet, Islamic Identity and development. Studies of the Islamic Periphery. London/ New York 1990, S. 216-233; G. Höpp (Hrsg.), Entwicklung durch Reform: Asien und Afrika im 19. Jh. (=asien, afrika, lateinamerika Sonderband), Berlin 1991.
- 27 L. J. Esposito/ P. J. Piscatori, Democratization and Islam, in: The Middle East Journal, 45 (Summer 1991) 3, S. 343 ff.; G. Shukri, aqni'at al-irhab: al-bahth 'an 'ilmaniya jadida, Kairo 1990, S. 284-288.
- 28 H. Enayat, Modern Islamic Political Thought, London 1982, S. 111-194; G. Sukri, an-nahda wal-suqut fil-fikr al-misri al-hadith, Beirut 1982, S. 26-325; S. 'A. Gasim, suqut madrasa Haikal wa azmat al-'aql as-siyasi al-misri, Kairo 1987, S. 13-39; F. Al-'Ushri, haula ad-din wa-dimuqratiya biqalam Najib Mahfuz, Kairo 1990, S. 13-222.
- 29 H. Sharabi, Neopatriarchy: A Theory of

- Distorted Change in Arab Society, New York 1988, S. 136ff.
- 30 Vgl. Esposito/ Piscatori, a.a.O., S. 440.
- 31 A. Udovitch, Making Peace – in Stockholm with Yasir Arafat, in: *The Village Voice* Weekly Newspaper of New York, New York 27.12.1988, S. 23.
- 32 Regelungsansätze im Lichte der Intifada, in: M. Robbe/ D. Senghaas (Hrsg.), *Die Welt nach dem Ost-West-Konflikt. Geschichte und Prognosen*, Berlin 1990, S. 225-247; Nahost: Regelungsansätze trotz oder wegen der Intifada?, in: *asien, afrika, lateinamerika*, 19 (1991) 5, S. 480-493.
- 33 Y. Harkabi, Happy and Unhappy Ends are Certain in This War, in: *Los Angeles Times*, 19. 2. 1991.
- 34 L. Anderson, *The state and social transformation in Tunisia and Libya 1830-1980*, Princeton 1986; *States, peasants, and tribes: colonialism and rural politics in Tunisia and Libya*, New York 1981; *Policy-Making and Theory Building: American Political Science and the Islamic Middle East*, in: H. Sharabi (Hrsg.), *Theory, Politics, and the Arab World – Critical Responses*, New York/ London 1990, S. 52-80.
- 35 K. L. Palmer (Hrsg.), *Middle East Organizations in Washington*, Washington 1989: 135 Adressen und 16 im Nachtrag 1991; B. Magness-Gardiner/L. Couture-Brunette (Hrsg.), *1989 Directory Graduate and Undergraduate Programs and Courses in Middle East Studies in the United States, Canada, and Abroad*, Tucson 1989 (MESA).

Leben in Paris im Hundertjährigen Krieg. Ein Tagebuch. Aus dem Französischen von Henriette Beese, Nachwort von Ralph-Rainer Wuthenow, Insel-Verlag, Frankfurt/Main und Leipzig 1992, 384 S.

Spätestens seit Johan Huizinga das *Journal d'un bourgeois de Paris* als eine der hauptsächlichsten Quellen benutzt hatte, um den „Herbst des Mittelalters“ zu evozieren, ist offenkundig geworden, daß dieser Text eine singuläre Fundgrube für alltags- und mentalitätsgeschichtliche Studien zum Frankreich des 15. Jh. darstellt. Die von Colette Beaune vorzüglich betreute französische Taschenbuchedition (1990) erschloß das Werk einem breiteren Leserkreis und gab wohl auch den Anstoß für die längst fällige Übersetzung ins Deutsche.

Der Verfasser der über 900 Tagebucheintragen aus den Jahren 1405 bis 1449 konnte bis heute nicht ermittelt werden; die wenigen Anhaltspunkte im Text lassen auf einen mit der Sorbonne verbundenen Kleriker schließen. Das Originalmanuskript ist verlorengegangen, und die sieben voneinander beträchtlich

differierenden Abschriften beginnen in medias res. Der Schreiber stellt seine Individualität bewußt zurück, um als Zeuge und Chronist kollektiver Erfahrung zu fungieren. Seine Vorlieben und Abneigungen, seine Wertmaßstäbe und vor allem auch seine Erzählstrategien lassen die Aufzeichnungen jedoch zu einem hochgradig subjektiv gefärbten Geschichtszeugnis werden, was ihren besonderen Reiz ausmacht. Paris und die nähere Umgebung sind der Schauplatz der facettenreichen Eintragungen, die ohne Klassifizierung und Hierarchisierung der Ereignisse nacheinander unvermittelt über so verschiedene Dinge wie Papstwahlen, das Begräbnis von Charles VI., eine Keuchhustenepidemie, Kohl- und Brotpreise, die Schlacht von Azincourt, das Mirakel einer blutfarbenen Quelle oder Maikäferplagen berichten. Allein durch diese gleichgeordnete Reihung verlieren die Haupt- und Staatsaktionen von ihrer Aura; fern davon, chevaleresken Heroismus anerkennend zu konstatieren (wie es Froissart in seinen „Chroniques“ nicht oft genug tun konnte), richtet der Pariser Bürger seine Optik vor allem auf die namenlosen Opfer der Kriegswirren. Die

Katastrophenhäufung jener Jahrzehnte läßt ihn bisweilen in rhetorisch ausgefeilten Lamentationen düstere Prophezeiungen über das Seelenheil der Mehrzahl seiner Zeitgenossen anstellen.

Obwohl einer privilegierten Schicht angehörig, lebt der Verfasser doch jenseits des Dunstkreises der Macht, und sein Blick auf die großen politischen und militärischen Aktionen bleibt der des unidealistisch nüchternen und oft sarkastischen Außenstehenden. Dies bedingt freilich auch, daß ihm – anders als einem offiziellen Hofchronisten – selten der Zugang zu Dokumenten oder der Einblick hinter die Kulissen möglich ist, so daß er bei seinen Versionen von politischen Neuigkeiten oft Gerüchte kolportiert; doch gerade die abenteuerlichen Verzerrungen des Hörensagens können dem heutigen Leser als kostbares Zeugnis dafür gelten, wie Geschichte von den Betroffenen subjektiv erfahren und gedeutet wurde.

Der Bürger von Paris ist alles andere als ein unparteiischer Dokumentarist: Grausamkeit und Unchristlichkeit der Armagnacs werden dick aufgetragen, während die Burgunder geschönt (wenngleich nicht unkritisch) dargestellt sind. Was den burgundischen Hof ins Zwielicht rücken könnte, etwa die Ermordung von Louis d'Orléans oder militärische Schlappen, wird uminterpretiert oder gleich verschwiegen. Jeanne d'Arc erfährt zwar die gebührende Auf-

merksamkeit, avanciert aber als Speerspitze der verhaßten Armagnacs zur Hexe oder Häretikerin, zu einer „*créature qui était en forme d'une femme*“ (Nr. 519). Hierin wird die Haltung der burgunderfreundlichen Universität von Paris, der Instanz in Kirchenfragen, manifest. Wenn der Autor seit Mitte der dreißiger Jahre die Armagnacs und Charles VII. positiver zu bewerten beginnt, läßt sich am Wandel seiner Terminologie die Konsolidierung eines französischen Nationalbewußtseins exemplarisch nachvollziehen. Auch die Identifikation mit dem von seinen Beratern irregeführten König – ein Grundzug in der Haltung der Bevölkerung gegenüber dem Herrscher bis zur Zeit der Französischen Revolution – läßt Einblicke in die Vorstellungen des vom politischen Koordinationszentrum fernten Untertanen zu.

Die überraschendsten und spannendsten Passagen des Tagebuchs vermitteln jedoch Alltagsgeschichte. Mit wachem Interesse und einer ausgeprägten Fähigkeit zum Staunen wendet sich der Bürger dem Vermauern und Öffnen der Stadttore, den erfrorenen Weinreben, dem Auftreten von Wölfen und Skorpionen (!) in Paris, den Geldumwertungen oder einer Prozession mit der Reliquie der Vorhaut Jesu zu, Dingen, die er für ebenso überlieferungswert hält wie die überregionalen politischen Bewegungen. Studien zu spätmittelalterlichen Ernährungsge-

wohnheiten, zu Finanzwesen und Stadtgeschichte, zu Klimaveränderungen und zum Ineinander traditioneller und „modern“ anmutender Denkweisen finden hier reiches Material.

Obleich das Zustandekommen einer deutschsprachigen Edition dieses ungewöhnlichen und bedeutsamen Werkes grundsätzlich begrüßenswert ist, stellt sich bei kritischer Lektüre im Einzelnen doch Unbehagen ein. Unverständlich ist schon, weshalb sich der Verlag für einen Buchtitel entschieden hat, aus dem nicht ersichtlich wird, um welchen Textes sich eigentlich handelt. Über die problematische Überlieferungsgeschichte und die Manuskriptvarianten wird kein Wort verloren; man folgt dem von *Colette Beaune* etablierten Text, ohne die französische Historikerin auch nur zu erwähnen. Da auch die Anmerkungen größtenteils wörtliche Übernahmen aus ihrer Ausgabe sind, wirkt das Verschweigen der Quelle doppelt unerfreulich. Insgesamt wurde der Anmerkungsapparat auf ein Minimum reduziert, wobei wichtige Erläuterungen bisweilen zugunsten offensichtlicher Detailfragen geopfert werden. Durch sorgfältige Lektoratsarbeit hätte verhindert werden müssen, daß zwei einander völlig widersprechende Erklärungsmuster für das System der *lettres dominicales* auftauchen. Ein knapper, in die Anmerkungen eingeschobener Exkurs belebt die von der neueren französi-

schen Historiographie längst ad acta gelegten Erklärungsmodelle für den Ausbruch des Hundertjährigen Krieges neu, indem er ihn aus rein dynastischen Streitigkeiten ableitet und selbst das erst bewiesenermaßen einige Jahrzehnte später zur Begründung des Thronanspruchs der Valois ausgegrabene salische Erbrecht anführt. Die entscheidenden territorialstrategischen und lehnsrechtlichen Ursachen des Konflikts bleiben unerwähnt.

Die Übersetzung wird den Schwierigkeiten des französischen Originals weitgehend gerecht. Das Konzept, besonders in der Syntax dem Mittelfranzösischen nachempfundene altertümelnde Strukturen zu bilden – wahrscheinlich zur Verdichtung des historischen Kolorits –, wird dort fraglich, wo Sätze entstehen, wie sie im Deutschen sprachgeschichtlich kaum vorstellbar sind. Hier und da schleichen sich auch irreführende Versionen und selbst Barbarismen ein. Nur drei Belege dafür: „autel douleur“ (Nr. 388) ist kein „Schmerzens-Altar“, sondern „ein derartiger Schmerz“; „Zu dieser Zeit gab es überhaupt keine Nachricht vom König, ob er in Rom war oder in Jerusalem.“ (Nr. 708) „ni que s'il fut“ ist hier aber „ganz als wäre er in ... gewesen“. Und der englische Ritter in Nr. 738 ist natürlich nicht „ganz in Waffen außer der Kopf“ (tout armé sinon la tête), sondern „in Rüstung/ gerüstet“.

Das Nachwort beschränkt sich weitgehend auf eine wortreiche und mit überlangen Zitaten drapierte Paraphrasierung des Tagebuchtextes. Um die generelle Kritik des Autors an den Herrschenden nachdrücklicher herauszuarbeiten, verschließt Wuthenow die Augen vor dessen proburgundischer Parteinahme.

So hinterläßt die Lektüre einen zwiespältigen Gesamteindruck: ein Leser, der – vielleicht verleitet vom anhaltenden Mittelalter-Boom – nach einem farbenprächtigen und detailfrohen Quellentext sucht, der ihn zu einer Vision des wirklich gelebten Lebens in jenen wirren Jahrzehnten verhilft, wird die (auch optisch ansprechende) Insel-Ausgabe trotz ihrer Unzulänglichkeiten mit Gewinn zur Hand nehmen; wer sich jedoch dem *Journal d'un bourgeois de Paris* mit spezielleren Intentionen nähert, der sollte auch künftig besser zu Colette Beaunes Edition greifen.

Thomas Höpel/Ralf Paimowitzsch

Columbus: Die Entdeckung seiner geheimen Route in die Neue Welt, Text: John Dyson; Fotos: Peter Christopher; Nautische Recherchen: Luís Miguel Coin Cuenca, Droemersch Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München 1991, 228 S., zahlr. Fotos, Bilder und Karten.

Der großformatige Band gehört in die Klasse der attraktiven Bücher, die sich im Jahr des 500. Jahrestages mit dem Namen des genuesischen Seefahrers schmücken. Im Gegensatz zu vielen anderen Büchern, die dieses auch tun, beschäftigt sich das Werk auch mit dem eigentlichen Verdienst des „Entdeckers“. Salopp kann man seine größte Leistung folgendermaßen beschreiben: Einmal hin und einmal zurück, quer über den Atlantik. Was diese „Entdeckung“ oder Auffindung des nach nautischen Gesichtspunkten günstigsten Seeweges nach Amerika den Zeitgenossen im 15. Jh., aber auch, im „historischen Experiment“, Zeitgenossen des späten 20. Jh. abforderte, zeigen Bilder und Texte des Buches. Der Text läßt auch erkennen, welche Geheimnisse eine solche scheinbar primitive Frage nach der wirklichen Route der ersten Reise zumindest als Indizienkette offenlegen kann.

Inhaltlich ist die Arbeit geprägt von den Forschungen des spanischen Seeoffiziers und Marinehistorikers *L. M. Coin Cuenca*, zu denen auch das Experiment gehört, eine der

Karavellen (die „Niña“) nachzubauen¹ und die Qualität des Nachbaus selbst (zusammen mit 18 Nautikstudenten der Universität Cádiz) auf einer Atlantiküberquerung zu testen. Gestalterisch lebt das vorliegende Buch von den großformatigen Fotos der Reise. (1990) und den Bildern historischer Schauplätze, die auf meist gelungene Weise mit historischen Darstellungen, Karten und dem Text kombiniert werden. Es ist mehr ein Sehbuch, weniger ein Lesebuch. Der Text selbst ist im wesentlichen eine knappe, aber recht ordentlich geschriebene Biographie von Kolumbus, die sich an den traditionellen Schwerpunkten der kolumbinischen Tradition orientiert.

Das eigentlich Neue – und wissenschaftlich Interessante – sind die nautischen und marinehistorischen Forschungen. Sie geben dem Band seinen eigentlichen Halt.

Seit Morrison² und Taviani³ gehören die Betonung der seemännischen Leistungen des Genuesen zum Standard der kolumbinischen Forschung. Während alle Forscher vor *Luis Coin* sich jedoch der Seefahrtradition des Kolumbus aus einer akademischen Perspektive näherten, bewährte sich *Coin* als „richtiger“ Marineoffizier auch auf akademischem Terrain.

Die „Idee“ dieses damaligen Offiziers und Hobbyhistorikers bestand darin, seine eigenen Beobachtungen für Wichtiger zu halten als die Überlieferung des Reisetagebuchs

(„Diario“) von Kolumbus, das bekanntlich nur noch in einer Abschrift des Padre de Las Casas vorliegt.⁴ Auf der Basis eigener Beobachtungen von Strömungen, Wind- und Wetterverhältnissen, Vogelflug und Meereserscheinungen, kam er seit 1974 zu einer sehr kritischen Haltung in bezug auf das berühmte „Diario“. Allerdings behandelte er den Text trotz der Anomalien, Unstimmigkeiten, Widersprüche und offensichtlichen Falschdarstellungen weiterhin als historisches Dokument. Die Beantwortung der Frage nach dem „Warum“ geriet somit fast zu einer historischen Kriminalistik nach Ginzburgscher Manier. Die Hauptergebnisse *Coin*s sind folgende:

Der Text des „Diario“ wurde manipuliert. *Erstens* indem verschiedene Textteile miteinander vertauscht wurden: „ein großer Teil der Eintragungen vom 18. September wurde gegen die vom 1. Oktober, die vom 19. September wurde gegen die vom 2. Oktober ausgetauscht, und so weiter“. (S. 139) *Zweitens* wurden die zurückgelegten Entfernungen geringer dargestellt als in Wirklichkeit, was Kolumbus (und Las Casas) auch ganz offen zugaben, „damit sich die Leute, wenn die Reise lang würde, nicht entsetzten und den Mut sinken ließen“. ⁵ In Realität, so stellt L. Coin fest, ging es nicht in erster Linie um das ängstliche Gemüt frühneuzeitlicher Seeleute vor großen Meeresreisen – eine bis heute fortgeschriebene Legende –, sondern um Ver-

tragsbedingungen und eine sehr pragmatische Chancenabschätzung auf Grundlage konkreter Kenntnisse der energetischen Ressourcen der atlantischen Segelschiffahrt. Kolumbus hatte die Nao „Santa Maria“ mit ihrem Schiffsführer (Juan de la Cosa) und der Mannschaft faktisch – wie wir heute in schönstem Neudeutsch sagen würden – „geleast“: für ein Jahr und eine Fahrt von 800 leguas.⁶ Dazu kam, daß der Aktionsradius der Segelschiffe durch zwei energetische Ressourcen bestimmt wurde: Wind und menschliche Kraft. Die Leistungen der Seeleute hingen von den Wasser- und Nahrungsmittelvorräten ab. Als es am 10. Oktober 1492 zum Streit um die zurückgelegte Entfernung (die Kapitäne hatten 1230 leguas errechnet, Kolumbus weit weniger; S. 148) und fast zur Meuterei kam, fürchteten die erfahrenen Seeleute um die Ressourcen für die Rückfahrt. Und *drittens*: Die im „Diario“ dargestellte Route ist nach den Forschungen von *Coin* und einer ganzen Kette von sehr glaubwürdigen Indizien falsch. Kolumbus benutzte eine viel südlichere Route, die auch heute noch wegen der günstigen Passatwinde als die beste gilt. Kolumbus (und/oder Las Casas) fälschten die Entfernungsangaben, weil sich Kolumbus mit seiner richtigen Route diesseits der Linie befand, die seit dem Vertrag von Alcáçovas (1479) das Meeresgebiet vor der westafrikanischen Küste in ein nördliches spanisches und ein

südliches portugiesisches Einflußgebiet trennte. Die „geheime Route“ scheint nach den vorliegenden Forschungen die historische Bewegung der ersten Atlantiküberquerung des Kolumbus nachzuzeichnen. Deshalb ist auch die seit langer Zeit umstrittene Frage nach der ersten „amerikanischen“ Insel, auf der Kolumbus und die ihn begleitenden Seeleute wirklich landeten, wieder offen. Fest steht nur ihr „indianischer“ Name: Guanahaní. Nach heutigen Namen und den vorliegenden Forschungen könnten es Grand Turk, Samana Cay oder Watling Island (San Salvador) sein. (S. 164f.)

Coin weist auch sehr überzeugend nach, daß Kolumbus eventuell vor dem Antritt seiner ersten Fahrt über eine Geheimkarte mit Informationen eines „unbekannten portugiesischen Seemannes“ verfügte, mit deren Hilfe er den Papst Marchena, Isabella von Kastilien und vor allem Martín Alonso Pinzón überzeugt habe. Besonders die Teilnahme des Letzteren, oder besser seines Clans aus Palos, war für die Ausrüstung der ersten Expedition mit Schiffen und Seeleuten von unschätzbarem Wert. Vorliegendes Buch reproduziert eine Skizze der „Geheimkarte“, wie sie *Coin* rekonstruiert hat. (S. 212f.) Ihre Existenz ergibt sich plausibel aus einer Fülle von Indizien und bisher ungeklärten Widersprüchen im Verhalten von Kolumbus und in den Texten der „kolumbinischen Tradition“. Durch Forschungen zu den

Kolumbus-Prozessen⁷ und zum Umfeld von Kolumbus im Rahmen der zeitgenössischen kastilischen Sozial- und Strukturgeschichte hat die spanische Partei der kolumbinischen Historiographie schon seit längerem auf diese oder ähnliche Indizien verwiesen.⁸ Abgesehen von ihrer Plausibilität besteht im Rahmen des „Nationenstreits“ um die Anteile an der weltverändernden Tat des Genuesen allerdings die Gefahr, daß die „Geheimkarte“ in den Massenmedien zu einem „deus ex machina“ für die iberische Identität wird.

Was die historiographischen Erklärungsmuster der nautischen und maritimen Voraussetzungen des Kolumbus-Unternehmens betrifft, so hat *Luis Coin* sie folgendermaßen zusammengefaßt: Ende des 15./Anfang des 16. Jh. sei es unter spanischen Seeleuten und Kolonisten in Übersee in aller Munde gewesen, daß Kolumbus Informationen von einem „unbekannten Seefahrer“ bekommen habe.

Die erste Textschicht, die noch heute erheblich zur Verwirrung beitrage, sei im Zusammenhang mit den Prozessen der Krone gegen Kolumbus entstanden. Kolumbus und seine Erben hätten zur Verteidigung ihrer enormen Privilegien eine Reihe von kopierten Dokumenten in Umlauf gebracht, deren Originalvorlagen vernichtet worden waren. Dabei sei versucht worden, die „Geheimkarte“ in eine Karte von Toscanelli⁹ umzu-

deuten. Auch die Krone habe kein Interesse an der Aufklärung der Fälschung gehabt, da sie ihr Erstrecht auf die „Entdeckung“ nicht von Portugal angreifen lassen wollte. Der dritte Texthorizont entstand mit der ersten Kolumbusbiographie des Entdecker-Sohnes Ferdinand. Hier wurden alle „Entdeckungen“ auf das „Genie“ des Genuesen zurückgeführt¹⁰ und die ursprüngliche orale Informationsebene faktisch „überschrieben“. Im kollektiven historischen Bewußtsein bestimmt diese dritte Ebene das heutige Wissen um und über Kolumbus.

Den Band beschließen eine Chronologie, eine Liste der Besatzungsmitglieder der neuen Niña, der Bildnachweis und eine Bibliographie, die von dem unsäglichen Namen Christopher¹¹ – der sich wegen der Übermacht der US-amerikanischen Historiographie auch im deutschen Sprachbereich ausgebreitet hat – nur so strotzt, also den iberischen, französischen und deutschen Bereich (etwa F. Streicher oder R. Konetzke) der Kolumbusliteratur fast völlig ausspart. Ein kurzes Register erleichtert die Suche, auch wenn einige Stichworte (etwa Cap Haitien, S. 170) nicht verzeichnet sind. Ein Detail zum Schluß. Es ist ein verbreiteter Irrtum, daß auf dem kolorierten Kupferstich von Theodore Galle nach Jan van der Straet (1589) Kolumbus abgebildet sei (S. 228). Es handelt sich um „Vespucci

und Amerika“ – das historische Original des Namens und die allegorische Figur des Benannten.

Michael Zeuske

- 1 Der Nachbau, ebenfalls nach den Forschungen von Luis Coin, war in Berlin in der Ausstellung „Amerika 1492-1992. Neue Welten – Neue Wirklichkeiten“ zu besichtigen. Siehe auch den Katalog: *Amerika 1492-1992. Neue Welten – Neue Wirklichkeiten*, 2 Bde., hrsg. von der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Braunschweig 1992.
- 2 S. E. Morrison, *Admiral of the Ocean Sea. A Life of Christopher Columbus*, 2 Bde., Boston 1942 (dt.: *Admiral des Weltmeeres*, Bremen 1948).
- 3 P. E. Taviani, *Cristóbal Colón. Génesis del gran descubrimiento*, 2 Bde., Barcelona 1977 (dt.: *Das wunderbare Abenteuer des Christoph Kolumbus*, Berlin/Leipzig 1991).
- 4 Siehe Chr. Columbus, *Schiffstagebuch*, Leipzig 1983.
- 5 Ebenda, S. 9f.
- 6 Eine legua = ca. 5,5 km.
- 7 Siehe *Pleitos Colombinos*. Ed. de A. Muro Orejón, F. Pérez-Embid, Fco. Morales Padrón, Bde. 1-4/8, Sevilla 1964-89.
- 8 Etwa durch die textkritische Analyse der vorliegenden Kolumbus-Dokumente, siehe: J. Manzano Manzano, *Colón y su secreto*, Madrid 1976; ders., *Los Pinzones y el descubrimiento de América*, 3 Bde., Madrid 1988; J. Pérez de Tudela y Bueso, *Mirabilis in Altis. Estudio crítico sobre el origen y significado del proyecto descubridor de Cristóbal Colón*, Madrid 1983.
- 9 Kolumbus hatte also keine Kopie der Toscanelli-Karte an Bord, wie es für H.-D. Birr, *Hydrographie und Navigation im Zeitalter des Kolumbus*, in: *Petermanns Geographische Mitteilungen* 136, 1992/4, S. 183-196, auf S. 192 erwiesen ist. Der Artikel zeigt insgesamt eine erschrecken-

de Unkenntnis moderner westeuropäischer und nordamerikanischer Forschungen.

- 10 L. M. Coin Cuenca, *Auf den Spuren von Kolumbus und Pinzón: Nautische Aspekte der Entdeckung Amerikas*, in: *Amerika 1492-1992. Neue Welten...*, Bd. II: *Essays*, S. 97.
- 11 Womit der Rezensent nicht den Nachnamen des Fotoautors meint!

Peter Strack, Vor Gott, Gemeinschaft und den Gästen: Funktionen und Wandel traditioneller Festsymbolik; Karwoche und Patronatsfest in den ehemaligen Jesuitenreduktionen von Chiquitos/Ostbolivien von der Eroberung bis zur Gegenwart, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 1991, 416 S.

Diese im Band 5 der Schriftenreihe des Forschungsinstituts (FDI) Dritte Welt/Industrieländer publizierte Dissertation wendet sich einem Thema zu, das in der letzten Zeit zunehmende Aufmerksamkeit in den verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen fand, der geistigen Interaktion zwischen kulturellen Elementen Lateinamerikas und Europas. Schwerpunkt bilden dabei die im Zuge der Christianisierung des heutigen Ostboliviens durch die Spanier, insbesondere die Jesuiten, eingeführten katholischen Feste und

Riten, deren Bestand und Modifizierungen vom 16. Jh. bis zur Gegenwart verfolgt werden. Zentrale Fragestellung ist die nach der symbolischen Reproduktion der Gesellschaft im Modernisierungsprozeß (S. 50). Bei deren Beantwortung wendet der Autor sowohl das Inszenarium soziologischer und kulturalanthropologischer als auch historischer Forschung an. Dementsprechend breit gefächert sind zum einen die hinterfragten Quellenkategorien, die von den gegenständlich-schriftlichen bis zu den oralen reichen, und zum anderen, die zur Anwendung gebrachten Methoden, wie etwa die der empirischen Feldforschung. Der gewählten Fragestellung und Vorgehensweise entsprechend wird eine Unterscheidung in jeweils zwei deskriptive (die lebensweltliche Alltagserfahrung von Ereignissen und die Interpretationen der Akteure) und analytische Ebenen (die sozialstrukturelle Zuordnung der Akteure und Deutungen und die Funktion kultureller Symbolik) vorgenommen (S. 51).

Inhaltlich gliedert sich die Arbeit in 8 Kapitel, wobei ersteres der Klärung und Vorstellung von zentralen Begriffen bzw. Gruppen (Religion, Symbolik, Ritus u.a.) und der Methodik sowie zentraler geistiger Anknüpfungspunkte (Jürgen Habermas und Alfred Lorenzer), letzteres als Zusammenfassung dient. Kapitel 2 liefert den historischen Rahmen der Untersuchungen. Hier wird die

Entwicklung der Festkultur vom Eindringen der Spanier, dem Prozeß der Missionierung und der Etablierung der jesuitischen Reduktionen über die Epoche der Nachemanzipation und der Etablierung des bolivianischen Staates bis zu den Zeiten des II. Vatikanischen Konzils verfolgt. Nach Meinung des Autors bekommen im Festbereich das traditionelle begriffliche Gegensatzpaar Chiquitano (Indianer) und Weißer neue Geltung; unübersehbar ist aber eine Konversion des früher fast ausschließlich negativ besetzten „Chiquitano-Sein“ zum identitätsstiftenden und sozialintegrativen Moment, wenngleich politisch und ökonomisch motivierte Interessengegensätze dem entgegenarbeiten (S. 207).

In den nachfolgenden Kapiteln wendet sich der Autor den erwähnten analytischen und deskriptiven Ebenen zu. Zunächst werden die Festorganisation und die Beteiligung sozialer Gruppen in der Gegenwart (Kapitel 3) sowie Reproduktion und Wandel der Sozialstruktur bei den Festen, die über Riten und Symbole erfolgenden Interessenkonflikte (Kapitel 4) und damit die Probleme der voranschreitenden sozialen Differenzierung und die Legitimation der Differenzen in den Mittelpunkt gerückt. Im 5. Kapitel verfolgt der Autor die Frage, welche Riten und Symbole, trotz der Differenzierungsprozesse, gemeinsame soziale Identität erzeugen können. Es wird

deutlich, daß in der durch Markt- und Politikmechanismen dominierten Gesellschaft vielschichtige Prozesse der Entwertung traditioneller religiöser und ethnischer Identitätsquellen stattfinden (S. 316f.), aber dafür – vermittelt durch die Ausdifferenzierung der Festtradition – ursprüngliche Sozialisierungsformen hinaus, „... zeitlich begrenzt zwar, aber hautfarben- und klassenübergreifend Gemeinschaftserfahren und das eigene Leben sinnhaft gedeutet wird.“ (S. 393) Das weist schon auf ein mehr oder weniger großes Konglomerat von Faktoren und Einflüssen hin, die die Grundlage für die Legitimation des Handelns und der Identität des Einzelnen konstituieren und die im Kapitel 6 behandelt werden. Der Autor folgert, daß heute Handlungserklärungen an Bedeutung gewinnen, die dem Einzelnen gegenüber transzendent erscheinen und den Alltag zurücktreten lassen. Hierbei spielt die Folklorisierung eine zunehmende Rolle. Für die Sinnhaftigkeit des eigenen Handelns ist aber ebenso die Unterscheidung vom anderen, und für Gruppen Gemeinsamkeit gegenüber anderen, wichtig. (S. 393) Darüber hinaus zeigt sich aber auch in der Gegenwart, daß die christliche Symbolik bei allen ethnischen Gruppen zu einem einigenden Element gegen Erscheinungen der modernen Gesellschaften werden kann. (S. 362ff., 369ff.) Hiermit wird direkt die Einheit von Tradition und Innovation bei der Wirkung kultu-

reller Symbolik (Kapitel 7) berührt, die sich letztlich in der Umwertung traditioneller symbolischer Werte darstellt, wobei diese nicht nur aus dem religiösen Bereich stammen. Praktiziertes interdisziplinäres Herangehen auf empirischer Grundlage begründet ein überzeugendes methodisches Credo: „... es (ist) ... wenig fruchtbar, lebensweltliche Phänomene einfach von systemischen Prozessen oder von sozialen Strukturen abzuleiten, oder umgekehrt Strukturen oder systemische Logik eindimensional aus Handlungsabfolgen zu erklären. Interessant und der Funktionsweise sozialer Reproduktion angemessen ist die Problematisierung des Wechselverhältnisses zwischen beiden...“ (S. 397) Ob sich damit allerdings für einen Europäer die ohnehin äußert schwierige Problematik geistig-kultureller Realität in Lateinamerika hinreichend erschließen läßt, bleibt angesichts der ja gerade aus der „alten“ für die „neue“ Welt oft verordneten Identitätsfindung wohl doch ein weiter umstrittenes Feld.

Bernd Schröter

Commerce et plantation dans la Caribbe. XVIIIe et XIX siècles. Actes du Colloque de Bordeaux, 15-16 mars 1991. Coordination Paul Butel, Maison des Pays Ibériques, Bordeaux 1992, 262 S. (= Collection de la Maison des Pays Ibériques, 52)

Die *Maison des Pays Ibériques* in Bordeaux stellt nicht nur für die französische, sondern für die gesamte internationale Wissenschaft, in deren Mittelpunkt Spanien, Portugal und Lateinamerika stehen, eine Adresse ersten Ranges dar. Was aus dieser „Werkstatt“ kommt, verdient höchste Aufmerksamkeit und repräsentiert in der Regel jeweils erheblichen wissenschaftlichen Gewinn.

Im März 1991 fand ein Kolloquium statt, das dem genannten Zentrum in gewisser Weise, wenn man die Handels- und Kolonialgeschichte der Stadt Bordeaux berücksichtigt, auf den Leib geschneidert war: Handel und Plantagen in der Karibik im 18. und 19. Jh. Es handelte sich (bis weit in das 19. Jh.) um die „goldene Zeit“ der Karibik, zweifellos eines der großen Zentren der Kapitalakkumulation der Neuzeit. Ohne Plantagensklaverei auf St. Domingue und den blühenden Sklavenhandel wäre die Ökonomie des Ancien Régime im vorrevolutionären Frankreich kaum noch funktionsfähig gewesen. Neben dem Bergbau im kolonialen Iberoamerika dürfte die Plantagenwirtschaft zu den am besten

untersuchten Feldern der Kolonialökonomie der Neuzeit gehören, wobei naturgemäß die nordamerikanischen und französischen Historiker den Ton angeben, daneben aber auch die Arbeiten niederländischer und dänischer Autoren nicht vergessen werden dürfen. Wesentlich ungünstiger steht es um vergleichende Studien zwischen den „nationalen“ Kolonialsystemen und ihrer gegenseitigen Verzahnung. In diesem Sinne stellte die Karibik eine Idealzone der wirtschaftlichen, machtpolitischen und ethnisch-kulturellen Begegnung und Überschneidung dar. Durchaus begründet betonen Butel und Bernard Lavallé in ihrer Einleitung die „Eigendynamik der Antillenwirtschaft“ (S. 5), speziell seit dem 18. Jh. Allerdings hat die Konzentration auf ökonomische Aspekte zur Folge, daß die politische Seite weitestgehend ausgeklammert bleibt, vor allem, was den tiefgreifenden revolutionären Bruch der neunziger Jahre des 18. Jh. angeht.

Von den Beiträgen des Kolloquiums wurden insgesamt fünfzehn Texte aufgenommen, die sich in vier thematische Hauptkomplexe gliedern:

1. die wirtschaftliche Bedeutung des Schmuggels unter besonderer Berücksichtigung der spanisch-französischen Beziehungen im karibischen Raum und der Rolle der neutralen (in der Regel niederländischen) Häfen;
2. Bevölkerungsentwicklung mit dem Schwerpunkt der europäischen

undafrikanischen Migrationsströme;
 3. die Plantage als Quelle von Reichtumbildung und Kapitalakkumulation;
 4. die neuen Formen der Öffnung des Antillenraumes im Ergebnis der Revolution in Haiti und auf dem Festland.

Fast alle Arbeiten verwerten bislang bisher wenig bekanntes oder völlig neu erschlossenes Quellenmaterial.

Zuerst Komplex gehören die Texte von *André Lespagnol* (S. 9ff.), *Jean Tarrade* (S. 27ff.) und *Patrick Villiers* (S. 45ff.). Für die Zeit von 1698 bis 1725 weist *Lespagnol* 71 Hin- und 53 Rückfahrten mit einer Gesamttonnage von fast 17 000 t nach; als Hauptanlaufpunkte werden die Küste des heutigen Venezuela, dazu Vera Cruz, Campeche und Havanna ausgemacht. Daß der illegale Handel von französischer Seite mit den karibischen Küstenprovinzen kein unkompliziertes Unternehmen darstellte, da beide in „Familienpakten“ verbündeten Mächte divergierende wirtschaftliche Interessen vertraten, belegt im Detail *Tarrade*. Es war vor allem die Notwendigkeit, an Holz (Schiffbau), lebendes Vieh und Edelmetall (Silber) heranzukommen, die den Schmuggel nährte, wobei allerdings die „neutralen“ Häfen die sicherste Basis boten. „Wenn fern in Europa die Völker aufeinander schlügen“, brachen für den illegalen Handel besonders goldene Zeiten an; Es geht dem Autor

vor allem darum, eine nicht unbedeutende Lücke im Wissen um das französische Korsarentum der Antillenzone zu schließen. Die ausführlichen, vor allem auf Martinique bezogenen Daten belegen, wie diese Insel sogar den Handel von Guadeloupe zu dominieren verstand.

Thema 2: Migration in der Karibik hieß vor allem Einfuhr und Verteilung von Sklaven – „Engagés“ im Falle von Weißen, „Neger“ im Falle von Afrikanern. In einer knappen, dessen ungeachtet äußerst informativen Skizze umreißt *Huetz de Lemps* die Bedeutung des Problems der „Engagés“ bis weit in das 18. Jh., verdeutlicht jedoch zugleich, daß die ungenügende Quellenlage genauere Aussagen über das konkrete Schicksal der weißen Sklaven (z.B. Art und Weise der möglichen Integration in die Kolonialgesellschaft) nicht zuläßt (S. 55ff.). Um so aussagekräftiger ist dagegen die nur wenige Seiten umfassende Studie von *Philippe Haudère* über die Anfänge der Besiedlung von Léogane (St. Domingue) mit detailliertem Nachweis der regionalen Herkunft der Siedler, Heiratsverbindungen etc. – ein gelungener Beitrag zur Emigrations- und Kolonialsoziologie (S. 71ff.). Kubas Ökonomie profitierte sichtlich von seiner Rolle als entscheidende spanische Restposition nach der Unabhängigkeitsrevolution des Festlandes; es trat in die klassische Zeit der Plantagenwirtschaft ein, die eine entsprechende Nachfrage an

Sklaven zur Folge hatte. Obwohl auf Bertreiben Englands der Sklavenhandel im Jahre 1817 für illegal erklärt wurde, tat dies der Einfuhr von Afrikanern keinen Abbruch. *Serge Daget* belegt die umfangreichen Aktivitäten französischer Sklavenhändler in Richtung Kuba und Puerto Rico (S. 81ff.). Von Illegalität konnte insofern keine Rede sein, da „es dies ein ehrenhafter, respektierter und vom Staat subventionierter Handel“ (S. 93) war. Im August 1830 verließ das letzte Sklavenschiff Nantes, den Hauptumschlagplatz der schwarzen Ware, in Richtung Kuba. Das Bild wird allerdings erst dann vollständig sein, wenn – wie *Daget* abschließend bemerkt – umfangreichere Studien über den spanischen, portugiesischen und brasilianischen Handel vorliegen. Die in der Regel wenig oder gar nicht beachteten Kleinen Antillen (dazu Guayana) sind der Gegenstand einer Studie von *Eric Saugera* (S. 99ff.)

Am umfangreichsten ist der dritte Komplex mit den Beiträgen zur Plantagenwirtschaft. *Michel Vergé-Franceschi* (S. 115ff.) bietet interessante prosopographische Details am Beispiel der Gouverneure und Intendanten (einschließlich der Berechnungen der Rendite), die eine genaue Vorstellung von Entstehung und Umfang des Kolonialprofits vermitteln. Auch die Ausflüge in die Moral der Kolonialelite sind sehr informativ. Dasselbe Thema behandelt *Jacques de Cauna* für die Fami-

lie der *Fleuriau* (S. 143ff.). Wie neben dem aristokratischen (Plantagenbesitz) auch bürgerliches Kapital (Sklavenhandel) entstand, untersucht *Jean-Michel Deveau* an der Person von Pierre-Jean van Hoogwerff, die er zugleich als paradigmatisch für eine „Schicht der mittleren Bourgeoisie mehr oder weniger der ersten Generation“ darstellt (S. 169ff.). Es handelt sich um eine brillante Studie, die den Prozeß der ursprünglichen Kapitalakkumulation nachvollziehbar macht. Weitere Texte informieren über finanzielle, technische und soziale Zusammenhänge der Plantagenwirtschaft. *Pablo Tornero Tinajero* führt den Nachweis, daß und warum (Nichtexistenz einer „autonomen Bourgeoisie“) Spanien gegenüber Kuba nicht mehr sein „metropolitanes Mandat“ (S. 224) ausüben konnte.

Dem vierten Komplex sind lediglich zwei Beiträge gewidmet: *Michael Zeuske* untersucht den Beginn deutscher Handelsinteressen im Antillengebiet seit 1815, während *José Angel Rodríguez* einen Aufriß über die Bedeutung der Zuckerrohrkultur und ihre Verarbeitungsprodukte für den venezolanischen Binnenmarkt bietet.

Manfred Kossok

Nikita Harwich, Histoire du Chocolat, Éditions Desjonquères, Paris 1992, 292 S., Abb.

Die Sozialgeschichte der Kolonialwaren ist eine der „Entdeckungen“, besser vielleicht eine der Wiederentdeckungen, der Jahre um den 500. Jahrestag. Schon Ende des 18./Anfang des 19. Jh. hatten verschiedene Historiker – in Deutschland etwa A. Heeren – dem Thema ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Bereits Heeren setzte den Einfluß der Kolonialwaren in Beziehung zur bürgerlichen Transformation Europas.

Der französische Verlag Desjonquères hatte den großen flüssigen Stimulantien Tee und Kaffee sowie dem veritablen „Akteur“ Zucker bisher je einen Band in seiner „Collection Outremer“ gewidmet. Die Bände weisen gewichtige Autorennamen aus: Paul Butel, Frédéric Mauro, Jean Meyer. Nun also liegt auch die Geschichte der Schokolade vor; ins Deutsche müßte der Titel mit „Geschichte des Kakaos“ übersetzt werden. Als Autor konnte ein venezolanischer Historiker der jüngeren Generation gewonnen werden, der bisher vor allem mit Arbeiten zur ökonomischen und Ideologiegeschichte Venezuelas hervorgetreten ist. Daß der Verlag *Harwich* gewinnen konnte, ist ein Glücksgriff: Ohne Kakao und Schokolade wäre die Wirtschaftsgeschichte wie überhaupt die Geschichte Venezuelas nicht zu verstehen. Von dieser sicheren Basis

aus behandelt der Autor die Sozial-, Verbreitungs- und Produktionsgeschichte der Kolonialware, deren Bohnen im vorkolumbinischen Mexiko und Mittelamerika sogar allgemeines Äquivalent, also „Geld“, waren. Sofern das „Getränk der Götter“ – übrigens vor 1500 noch ohne Zucker – zubereitet wurde, „vertranken“ die frühen Mexikaner also ihr Geld.

Harwich behandelt das Thema in drei etwa gleichgewichtigen Schwerpunkten: „Das Getränk der Götter“, „Der industrielle Horizont“, und „Die Zeit der Schokolade“. Der erste Schwerpunkt widmet sich nach der Frühzeit des Kakaos seiner Verwandlung in eine Kolonialware, die zunächst dem inneramerikanischen Austausch (Kakao gegen Silber) diente und seit dem späten 17. Jh. auch zunehmend nach Europa gehandelt wurde. Dem spanischen Monopol setzte besonders Holland einen florierenden Schmuggelkreislauf entgegen, während sich andere Kolonialmächte um den Anbau in ihren Kolonien bemühten. *Harwich* behandelt aber nicht nur die ökonomische Seite des Kakaos, sondern, ausgehend von dem „Halo des Mysteriums“ (S. 97), die Entstehung eines Imaginariums der zunächst von Spanien monopolisierten Kolonialware, die in weiten Teilen Europas nur als Schmuggelgut meist holländischer Provenienz erhältlich war.

Der „industrielle Horizont“ behandelt den amerikanisch-europäi-

schen Produktionskomplex und die Handelsstrukturen. Kakaobaum, Anbaumethoden, Plantagenwirtschaft und Sklaverei in Amerika, Handel nach Europa und Verarbeitung in bestimmten europäischen Regionen finden ihre Darstellung. Die neuen Technologien, die die heiße Trinkschokolade in die heute weit bekanntere Schokolade in rechteckiger Blockform verwandelten (und zugleich einen Prozeß der sozialen/geschlechtlichen Zuordnung widerspiegeln und verfestigten), oder es ermöglichten, Kakao-pulver und Kakaobutter zu trennen, sind französischen, holländischen und schweizerischen Ursprungs. Auch heute noch verbinden sie sich für Verbraucher mit bekannten Firmennamen (Van Houten, Lindt, Suchard). Die europäischen Regionen als wichtige Parts im Verhältnis Amerika-Europa ihrerseits lassen immer deutlicher eine Verbindung zwischen Kolonialwarenssektor und Protoindustrialisierung, in diesem Falle im Umfeld der Milchwirtschaft, erkennen. Der Autor problematisiert diesen Themenkomplex nicht, hebt dagegen sehr zu Recht die auslösende Funktion der Kontinentalsperre für neue Technologien hervor, etwa die Erfindung einer maschinellen Zerkleinerung der Kakaobohnen durch den französischen Ingenieur Poincelot 1811 (S. 129). In dieses Umfeld gehört auch die Suche nach Kakao-surrogaten.

Zum Industriezeitalter der Kolonialwaren gehören auch die Erschließungen neuer geographischer Horizonte und Anbanregionen in der zweiten Hälfte des 19. Jh. Mit der europäischen Kolonisierung Afrikas etwa lösten die dortigen Anbaugelände die amerikanischen ab.

Der letzte Schwerpunkt des Buches ist wieder vor allem der internationalen Kakaoökonomie und dem Schokoladenkonsum nach 1945 gewidmet. Unter der Überschrift „Rächt sich Quetzalcóatl?“ gibt *Harwich* einen Überblick über die statistischen Verbraucher: Männer verbrauchen 25 Prozent der Weltschokoladenproduktion, Frauen 35 Prozent und Kinder 40 Prozent (S. 264). Angesichts der Altersstrukturen in den westlichen Industrieländern (es müßte besser „nördliche“ Länder heißen) werden die Schokoladenmärkte der Zukunft also im „Süden“ liegen.

Michael Zeuske

Klaus Mlynek / Waldemar R. Röhrbein (Hrsgg.), Geschichte der Stadt Hannover, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Mit Beiträgen von Helmut Plath, Siegfried Müller und Carl-Hans Hauptmeyer, Schlütersche Verlagsanstalt und Druckerei, Hannover 1991, 264 S., 80 Abb. und Tab.

Der hier zu behandelnde erste Teil einer auf zwei Bände konzipierten Darstellung zur Stadtgeschichte gliedert sich in drei große Abschnitte: „Die Frühgeschichte“ von H. Plath, „Die Bürgerstadt“ von S. Müller und „Die Residenzstadt“ von C.-H. Hauptmeyer. Die Herausgeber reflektieren in einer kurzen Einleitung auch die sich daraus ergebenden Probleme hinsichtlich der Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Gesamtdarstellung, verweisen zur Begründung für das Heranziehen von insgesamt sechs Autoren für die beiden Bände aber auf Zeitgründe sowie auf den Anspruch des Werkes, den Forschungsstand widerzuspiegeln und insbesondere „einigen neueren wissenschaftstheoretischen und methodologischen Fortschritten der Stadtgeschichtsforschung soweit als möglich Rechnung zu tragen“ (S. 8) mit dem Ziel, die „eigene, unverwechselbare Individualität“ Hannovers herauszuarbeiten. Über weite Teile des Bandes gelingt es den drei Autoren auch, diese Forde-

rung umzusetzen, wobei Wissensstand und sicher auch Individualität der Verfasser spezifische Akzentsetzungen in den einzelnen Abschnitten zu Folge haben, auf die noch einzugehen sein wird. Ob allerdings gleiches in bezug auf die Aufarbeitung des Forschungsstandes gelungen ist, muß der Leser des ersten Bandeseinstweilen dahingestellt sein lassen, da zwar insgesamt 1316 Anmerkungen dem Nachweis von Quellen und Literatur dienen sollen, ihre Reduktion auf Kurztitel jedoch in Anbetracht eines erst im Band 2 erscheinenden Literaturverzeichnisses (dort ist ebenso das Register vorgesehen) eine Kenntnisnahme unmöglich macht. Hier kann sich die Rezensentin der von den Herausgebern geäußerten Hoffnung, daß dies für den kurzen Zeitraum bis zum Erscheinen des Fortsetzungsbandes vertretbar sein werde, nicht anschließen.

Das einleitende Kapitel von Plath ist der Darstellung vor- und frühstädtischer Entwicklung bis zur Mitte des 13. Jh. gewidmet. Nach einigen Ausführungen zu geographischen Grundlagentopographischer Entwicklung widmet sich der Autor in zwei Abschnitten der seit dem 11. Jh. in Anlehnung an einen den wichtigen Leineübergang sichernden Herrenhof allmählich wachsenden Ansiedlung. Die sukzessive Ansammlung städtischer Privilegien für Hannover – wie bei so vielen Städten ist kein einmaliger Privilegierungs-

akt nachzuweisen noch anzunehmen – im Kontext der Entwicklung von Herrschaft und Territorium der Grafen von Roden/Lauenrode steht dabei im Vordergrund. Am Ende dieser sich durch kenntnisreichen Umgang mit den kargen siedlungs- und territorialgeschichtlichen Quellen des frühen bzw. hohen Mittelalters auszeichnenden Erörterungen steht die überzeugende Interpretation und Diskussion der in zwei abweichenden Versionen überlieferten Urkunde von 1241, die den Übergang der Stadt an die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg besiegelte und gleichzeitig als erste Kodifizierung städtischen Rechtes für Hannover gelten kann. Der letzte Abschnitt des Kapitels befaßt sich dann mit den Befunden verschiedener Innenstadtgrabungen des Autors, die Aufschluß über Bau- und Straßenstruktur, Haustierhaltung und Hausrat der mittelalterlichen Stadt zu geben vermögen.

Die sich anschließende Abhandlung von *Müller* umfaßt den Zeitraum von 1241 bis 1636, wobei die Ausführungen zu den drei Schwerpunkten Politik, Wirtschaft, Gesellschaft (so die Überschriften der drei Abschnitte) schon aufgrund der Quellenlage sich wesentlich auf die Zeit seit Ende des 14. Jh. orientieren. Teile des ersten und des dritten Abschnitts basieren wesentlich auf der Auswertung archivalischen Materials und bieten dem Leser in diversen Statistiken und Diagrammen höchst

Interessantes zur sozialen und Gruppenstruktur der städtischen Eliten, ihrem tiefgreifenden Wandel im Gefolge der städtischen Auseinandersetzungen um die Einführung der Reformation 1533, die Ämterentwicklung und die berufsspezifische Zuwanderung nach Hannover seit 1301 (!). Im dritten Abschnitt faßt der Autor sodann Ergebnisse eigener Forschungen zur Alltags- und Kirchengeschichte des 16. und 17. Jh. zusammen und zeichnet damit ein sehr lebendiges Bild der Stadtgesellschaft, wobei soziale Differenzierung immer wieder aufscheint, die Darstellung der sozialen Gliederung auf zwei Seiten jedoch etwas kurz und pauschal geraten ist; Randgruppen der städtischen Gesellschaft beispielsweise bleiben ein weiteres Mal auch in der historischen Reflexion außen vor. Wenig befriedigend dagegen wird der Leser die Abschnitte zum Verhältnis Stadt und Landesherr und zur Wirtschaft der Stadt im angegebenen Zeitraum finden. So läßt die etwas einseitige Betonung städtischer Autonomie das Zerfallen des Bündnissystems niedersächsischer Städte gegen Ende des 16. Jh. ebenso wenig plausibel erscheinen wie die nahezu reibungslose Residenznahme 1636 durch den Herzog von Calenberg. Zudem bleibt *Müller* Erklärungen für Blüte und Niedergang des hannoverschen Handels im 16. bzw. 17. Jh. sowie die gewerblichen Entwicklungen des 16. Jh. schuldig. Dabei dürfte die immer wieder postu-

lierte „Insellage“ der Stadt in der Grafschaft Engern die fast vollständige Vernachlässigung des Umlandes und der territorialen Entwicklung in den Ausführungen wohl kaum rechtfertigen.

Das dritte, umfangreichste Kapitel aus der Feder von *Hauptmeyer* ist den Charakteristika der Stadt Hannover als Residenz im Zeitraum zwischen 1636 und etwa 1803 gewidmet. Zentraler Punkt der Darstellung ist die These von der „Residenznahme als Moment der Dynamisierung“, die allerdings lange Zeit gegen den Widerstand bzw. unter argwöhnischer Beobachtung der Bürger der Altstadt Hannover vor sich ging (S. 144). Ein erster großer Abschnitt behandelt die so „erzwungene Anpassung“ der Stadt an die Bedürfnisse des absolutistischen Hofes bis zur Abwanderung der Spitzen des Hofes nach England 1714, wobei sowohl das Spannungsfeld von höfischer und städtischer Gesellschaft (Feste, Bauten, Zuwanderung), die Eingriffe des Landesherrn in Politik und Wirtschaft seiner Residenzstadt wie die Entstehung und die wirtschaftlichen Spezifika der Neustadt Beachtung finden. Nach differenzierten Erörterungen zu Lebensbedingungen in Stadt und Land (sic !) und dem sich andeutendem Wandel in der zweiten Hälfte des 18. Jh. folgt dann ein letzter Abschnitt, der die neuen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Freiräume in Hannovers Bür-

gertum als dem einer englischen Nebenresidenz zum Gegenstand hat. Die den Band abschließenden Ausführungen *Hauptmeyers* zu „Hannoverum 1800 im niedersächsischen Vergleich“ führen die schon im Kapitel 2 von *Müller* sporadisch versuchte Relativierung der städtischen Entwicklung durch den Blick auf andere Orte weiter und setzen vor dem Hintergrund der vorausgehenden ausführlichen Darstellung das ins rechte Licht, was die Herausgeber als „Individualität“ der Stadt bezeichnet hatten. Hervorzuheben bleibt für dieses Kapitel die geringe Komplexität der Abhandlung, die sowohl über Stadtreform im Spannungsfeld von Bürgern und Landesherr, strukturellen Wandel der Stadtwirtschaft, deren Vernetzung mit den umgebenden Dörfern wie über allmähliches Vordringen der Aufklärung in die städtische Kultur Auskunft gibt.

Katrin Keller

200. Jahrestag der Französischen Revolution. Kritische Bilanz der Forschungen zum Bicentenaire, hrsg. von *Katharina Middell/ Matthias Middell* in Zusammenarbeit mit *Manfred Kossok* und *Michel Vovelle*, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 1992, 347 S.

Im Umfeld des 200. Jahrestages der Französischen Revolution ist über die Leserinner- wie außerhalb Frankreichs eine wahre Publikationsflut hereingebrochen, die auch Spezialisten kaum noch zu überschauen vermögen. Umso verdienstvoller ist es, daß nun von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht wird, dieses Material auf seinen wissenschaftlichen Ertrag hin zu sichten. Eines der ersten Ergebnisse dieser Bemühungen ist der hier anzuziehende Band, der die Beiträge einer internationalen Konferenz, die im Oktober 1990 in Leipzig stattfand, dem Publikum zugänglich macht.¹ Der Band besteht aus zwei Hauptteilen: Zunächst wird in einer Reihe von Länderstudien eine der wichtigsten Entwicklungen der letzten Jahrzehnte, die Internationalisierung der Debatte um die Französische Revolution, nachgezeichnet. Einige der Autoren, so *A. Forrest* (England) oder *H. Gough* (Irland), konzentrieren sich ganz auf die wissenschaftliche Dimension dieser Debatte; andere, so *M. Middell* (Deutschland), *L. Pimenova* (UdSSR) oder (*J. R.*

Aymes (Spanien) gehen auch auf die publizistisch-politischen Aspekte ein und untersuchen, ob und auf welche Weise die Französische Revolution in den jeweiligen politischen Kontexten instrumentalisiert wurde. Hieran schließen sich 12 Beiträge an, die in Form von Forschungsberichten eine Bilanz wichtiger Felder der Revolutionsforschung bieten. Behandelt werden u.a. die politische Geschichte (*C. Mazauric*), Agrargeschichte und Bauernbewegung (*G. Lemarchand, K. Middell, A. Ado*), die Widerstände gegen die Revolution (*M. Middell*), die Sozialgeschichte des Adels (*L. Pimenova*), die Wirtschaftsgeschichte (*J.-P. Hirsch*), die Kulturgeschichte (*R. Reichardt, H.-J. Lüsebrink*) und die Mentalitätsgeschichte (*M. Vovelle*). Ergänzt wird dieser Teil durch die einleitenden Ausführungen *M. Vovelles*, die eine Gesamtbilanz des wissenschaftlichen Ertrages des Bicentenaire versuchen.

Wie stellt sich auf der Grundlage dieser Beiträge die wissenschaftliche Landschaft zu Beginn der neunziger Jahre dar? Die folgenden Punkte scheinen mir wichtig:

1. Die zunächst nach 1945 dominierende soziale Interpretation der Revolution jakobinisch-marxistischer Provenienz ist in den Hintergrund getreten. Das Hauptinteresse gilt zur Zeit nicht sozialen Klassen und Klassenkämpfen oder ökonomischen Strukturveränderungen, sondern der politischen Kultur und der Men-

talitätsentwicklung. Presse, Karikatur, Sprache, Musik, Revolutionsfeste, Wahlen und Wahlbeteiligung, Clubs und Volksgesellschaften, Begriffsgeschichte, Ideen, Werthaltungen und Einstellungen – dies sind einige der Felder, auf denen in den letzten Jahren die größten Fortschritte erzielt wurden. Hinter diesem Forschungsschwerpunkt steht die Hypothese, daß „die Revolution ganz wesentlich ein Akkulturationsprozeß war, der die Grundwerte, die politisch-sozialen Vorstellungen und Handlungsweisen des modernen Menschen prägte und popularisierte.“ (R. Reichardt) Umstritten bleibt, ob diese kulturhistorische Sicht der Revolution nur eine unter mehreren relevanten Dimensionen darstellt, die in eine umfassendere Totalgeschichte integriert werden muß, oder ob sie den eigentlichen Kern der Revolution ausmacht. Geht es darum, die Kultur in der Revolution zu erforschen, oder muß die Revolution insgesamt primär als eine – im weitesten Sinne – „Kulturrevolution“ verstanden werden?

2. Viel Interesse finden in der neueren Forschung die Widerstände gegen die Revolution, wobei der Schwerpunkt nicht auf der Opposition der alten Führungsschicht aus Adel und höherem Klerus liegt, sondern auf dem Widerstand breiter Volksschichten, die sich, teilweise schon seit 1790, massiv dann seit 1793, gewalttätig gegen die Politik der revolutionären Eliten wandten. M.

Middell weist zurecht darauf hin, daß diese Erforschung der Volksopposition gegen die Revolution noch viel zu wenig in die allgemeine Revolutionsforschung integriert ist. Gerade für eine kulturhistorisch akzentuierte Sichtweise dürfte es wichtig sein, dem Phänomen des Widerstands und der Verweigerung mehr Aufmerksamkeit zu schenken und auf diese Weise die Grenzen der „Kulturrevolution“ stärker in den Blick zu nehmen, als dies im Augenblick noch geschieht.

3. In mehreren Beiträgen wird angesprochen, daß die Reaktion der Franzosen auf die Revolution und ihr Engagement in derselben regional höchst unterschiedlich ausgeprägt waren. Die neuere Regionalforschung hat deutlich gemacht, daß eine auf Paris zentrierte Sicht der Revolution die Dinge erheblich verkürzt und die lokalen und regionalen Unterschiede – etwa bei der Wahlbeteiligung, bei der Bereitschaft, Wehrdienst zu leisten und die revolutionäre Religionspolitik zu akzeptieren, oder bei der Mitwirkung in Clubs und Volksgesellschaften – verwischt. Weder bei den Anhängern noch erst recht bei den Gegnern der Revolution ging die Initiative immer von der Hauptstadt aus. Diese sich aus der – der Revolutionsforschung in den letzten Jahren verstärkt bewußt gewordenen – Vielgestaltigkeit und Widersprüchlichkeit ergebende Unübersichtlichkeit stellt im Grunde alle zur Zeit ange-

botenen globalen Interpretationen der Revolution in Frage und erschwert überzeugende neue Synthesen ungemein.²

4. Mehrere Beiträge des Bandes verdeutlichen, daß auch auf dem Gebiet der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte noch wichtige Erkenntnisse zu gewinnen sind und dieser Bereich nicht einfach als irrelevant an den Rand gerückt werden darf, wie es etwa bei F. Furet und seinen Schülern geschieht. A. Adoz.B. stellt neues Material vor, das seine These zu stützen scheint, es habe in der Revolution eine ökonomisch tragfähige bäuerliche Alternative zum „englischen Weg“ der Durchsetzung des Agrarkapitalismus auf der Basis von Großbetrieben gegeben. Allerdings gewinnt man bei der Lektüre von Ados Beitrag den Eindruck, als verallgemeinere er regionale Erscheinungen eines egalitären bäuerlichen Radikalismus in einem Maße, das der Realität nicht angemessen ist, und drücke sich um die Erkenntnis, daß sich seit Ende 1792 die Hauptstoßrichtung der Bauernbewegung immer stärker gegen die Revolution richtete.

5. Zu Recht weist M. Middell darauf hin, daß die Grabenkämpfe und Schlammgeschlachten der sechziger und siebziger Jahre zwischen den Anhängern der „klassischen Interpretation“ der Revolution und den sog. „Revisionisten“ abgeklungen sind und man wieder zu sachbezogenen Diskussionen jenseits pole-

mischer Vereinfachungen gefunden hat. Übersehen werden sollte jedoch nicht, daß der 'harte Kern' der „Jakobiner“ – im vorliegenden Band vor allem vertreten durch G. Lemarchand und C. Mazauric – offensichtlich immer noch die größten Schwierigkeiten hat, sich aus auf politisches Wunschdenken gründenden alten Denkschemata zu lösen. So ist es doch etwas billig, den revolutionären Terror in der Vendée im Frühjahr 1794 dadurch relativieren zu wollen, daß man die Angemessenheit des Terminus „Genozid“ in Zweifel zieht. An der Sache selbst ändern solche semantischen Bemühungen nichts. Die Desorientierung der „klassischen“ Revolutionshistoriographie zeigt sich auch in der These Lemarchands und Mazaurics, gerade wegen seiner zeitweiligen Radikalität sei der französische Weg in die Moderne mit geringeren historischen „Kosten“ belastet gewesen. Solche, eine frappierende Unkenntnis der neueren Forschungen zur Geschichte dieser Länder verratenden Aufrechnungen dürften nur die Wirkung haben, eine komparative Revolutionsforschung zu diskreditieren.

Insgesamt ermöglicht der Band eine vorzügliche Orientierung über Stand und Probleme der internationalen Forschung zur Französischen Revolution. Bedauerlich ist allerdings, daß die neueren Studien über die politisch-ideologische Krise der absoluten Monarchie vor 1789 – so

etwa die Arbeiten Dale Van Kleys über die Bedeutung des politischen Jansenismus oder die Publikationen Arlette Farges über die Herausbildung einer regimekritischen „*opinion publique*“ in Paris – nicht vorgestellt werden. Auch wäre es sicher besser gewesen, dem Faktor Religion in der Revolution, auf dessen Bedeutung in den letzten Jahren grundlegende Arbeiten von Timothy Tackett und Michel Vovelle nachdrücklich hingewiesen haben, einen eigenen Forschungsbericht zu widmen. Es bleibt zu hoffen, daß die hier vorgestellten fruchtbaren Forschungsansätze in den kommenden Jahren ausgebaut und vertieft bzw. kritisch überdacht werden und daß auch Problemfelder, die bisher im Schatten standen – so die Zeit des Direktoriums, der Zusammenhang zwischen Revolution und Krieg, die „high politics“ der Pariser Nationalversammlungen – stärkere Beachtung finden. Dabei dürften die einer sachlichen wissenschaftlichen Auseinandersetzung im Weg stehenden ideologischen Barrieren und Denkverbote, vor allem in der französischen Geschichtswissenschaft, doch noch weit stärker verankert sein, als dies manche Autoren des vorliegenden Bandes wahrhaben wollen.³

Michael Wagner

1 Vgl. auch M. Vovelle (Hrsg.), *Recherches sur La Révolution. Un bilan des travaux scientifiques du Bicentenaire*, Paris 1991.

- 2 M. Vovelle, *la découverte de la politique. Géopolitique de la Révolution française*, Paris 1993. Vovelle versucht hier, die regionalen Unterschiede in der politischen Reaktion der Franzosen auf die Revolution kartographisch darzustellen und zu interpretieren.
- 3 Belege hierfür sind u.a. nicht nur die Beiträge von Lemarchand und Mazauric in diesem Band, sondern etwa auch die – aus einer politisch entgegengesetzten Richtung – jüngst erschienene totale Verdammung der Revolution aus der Feder Jean Meyers. Vgl. J. Meyer/ A. Corvisier/ J.-P. Poussou, *La Révolution française*, 2 Bde., Paris 1991. Dieses Werk diskreditiert sich allein schon durch die Vielzahl der z.T. elementaren Sachfehler.

Maria Anna Sossenheimer, Georg Friedrich Rebmann und das Problem der Revolution. Revolutionserfahrungen, Revolutionsinterpretationen und Revolutionspläne eines deutschen Republikaners, Verlag Peter Lang, Frankfurt (Main)/ Bern/ New York/ Paris 1988, 448 S. (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 368).

Nachdem die Auswirkungen der Französischen Revolution auf Deutschland bereits in den letzten Jahrzehnten lebhaftes Forschungsinteresse fanden, bewirkte der Bicentenaire dann eine neue Publikationshaussse. Dabei blieben Begriff und Erscheinungsbild der „deutschen Jakobiner“, jener Freunde der Fran-

zösischen Revolution also, deren Bezeichnung Hedwig Voegt der zeitgenössischen Diffamierungspraxis entlehnt hatte,¹ ein zentrales Problem, ohne daß die Emotionen heute allerdings noch so hochschlagen wie in den siebziger und frühen achtziger Jahren.

Die historisch gewachsene, keineswegs unkomplizierte und empirisch inzwischen auf recht breiter Grundlage stehende Forschung zu dieser Problematik wird von Sossenheimer in ihrer Düsseldorfer Dissertation von 1988 insbesondere vor dem Hintergrund der Jakobinismusproblematik thematisiert. Ihr Untersuchungsgegenstand ist Georg Friedrich Rebmann, einer der herausragenden Protagonisten aus dem deutschen Freundeskreis der Französischen Revolution, zu dessen Wirken inzwischen mehrere Studien und Textausgaben vorliegen.² Rebmann war – anders als mancher wohlwollende Betrachter und laue Sympathisant – mit seiner ganzen Persönlichkeit einbezogen in die politisch-publizistischen Kämpfe am Ausgang des 18. Jh. In Dresden, Dessau und Erfurt zunächst, wo er sich als Schriftsteller und politischer Publizist profilierte, im dänisch verwalteten Altona sodann, wo er sein Wirken nach der Flucht aus Erfurt 1795 fortsetzte und wo er die liberale Gesetzgebung für bemerkenswerte publizistische Projekte nutzte, in der französischen Hauptstadt endlich, wo der in Deutschland inzwischen

steckbrieflich Gesuchte im August 1796 eintraf und wiederum das politische Geschehen mit spitzer Feder kommentierte und analysierte. Publizistische Basis seines Wirkens waren hauptsächlich die politischen Journale, welche Rebmann in Zusammenarbeit mit dem Verleger Gottfried Vollmer herausgab, nämlich „Das neue graue Ungeheuer“, „Die Geißel“, „Die Schildwache“ und „Die neue Schildwache“.

S. ist „um eine Präzisierung und Korrektur“ des Rebmannbildes bemüht und „tritt hauptsächlich seiner Klassifizierung als deutscher Jakobiner durch die moderne Jakobinismusforschung entgegen“ (S. 3). Dazu analysiert sie in einem umfangreichen Kapitel seine Vorstellungen von Geschichte, Staat und Revolution (S. 79ff.). Im zweiten Teil ihrer Studie beleuchtet sie dann Rebmanns Verhältnis zur Französischen Revolution (S. 161ff.). Von einigem Interesse sind dabei die ausführlichen Vergleiche einiger philosophischer Positionen mit denen Immanuel Kants. Dennoch ist es problematisch, Rebmann pauschal als „Bewunderer Kants“ herauszustellen (S. 79). Dadurch geraten seine vielfältigen und breitgefächerten Aufklärungsbezüge ebenso aus dem Blickfeld wie die kritisch-distanzierenden Bemerkungen zu dem Königsberger Philosophen. Der Behauptung von S., „daß Rebmann niemals die republikanische Staatsform, sondern stets die republikanische Regierungsform im

Sinne Kants anstrebe“ (S. 352, Anm. 24), sind die Ausführungen in Rebmanns autobiographischen Reflexionen von 1796 entgegenzuhalten. Hier plädiert er detailliert für „das republikanische oder repräsentative System“³ mit bürgerlicher Öffentlichkeit, Gewaltenteilung usw.

Bemerkenswert ist ferner die Darstellung und Analyse der Art und Weise, in welcher Rebmann der damals weitverbreiteten „Verschwörungstheorie“ anhing. Von der konterrevolutionären Propaganda in Umlauf gebracht, wurde unterstellt, daß die führenden französischen Jakobiner um Robespierre und Saint-Just das politische Werkzeug des englischen Premierministers William Pitt gewesen seien. Daß Rebmann diese Auffassung teilte, ist jedoch grundsätzlich seit langem bekannt. Die aus der Analyse Rebmannscher Texte gewonnene Interpretation seiner politisch-ideologischen Position bringt kaum neue Aspekte. S. konstatierte eine politische Grundposition Rebmanns, „die bei aller Kompromißbereitschaft und aller grundsätzlichen Bevorzugung von Reformen dennoch eine Revolution prinzipiell als notwendiges Mittel zur Erämpfung unverzichtbarer Freiheitsrechte anerkennt und legitimiert“ (S. 335). Sein politisches Programm sei „durchaus als revolutionär zu beurteilen“, „bezweckt es doch mit der politischen Entmachtung der herrschenden Klasse die Etablierung einer völlig neuen politischen und ge-

sellchaftlichen Ordnung“ (S. 427). Trotzdem sei Rebmann in seinen „politischen und sozialen Zielen doch nicht radikal und weitgehend genug“ gewesen, „um als ‘jakobinisch’ klassifiziert werden zu können“ (ebenda). „Der ‘Revolutionär’ und Republikaner Rebmann, der prinzipiell eine Zusammenarbeit mit kompromißbereiten Herrschern nicht ausschließt und in einer Revolution keineswegs den bevorzugten Weg zur Durchsetzung politischer und sozialer Veränderungen anerkennt, läßt sich somit, mit der Elle des jakobinischen Demokratismus gemessen, trotz aller revolutionären politischen Vorstellungen, trotz seines revolutionären Aktivismus vom April 1797 kaum als revolutionärer, radikal-demokratischer ‘deutscher Jakobiner’ im Sinne der heutigen Jakobinismusforschung klassifizieren“ (ebenda).

Dieses Restimee entspricht dem erklärten Erkenntnisinteresse der Autorin. Sie nutzt es bereits wenige Seiten vorher zu der Behauptung, daß „Rebmann ebenso wie eine Vielzahl der als ‘Jakobiner’ vorgestellten oppositionellen Zeitgenossen der Französischen Revolution dem Kriterium eines jakobinischen Demokratismus nicht zu entsprechen vermögen“ (S. 422). Und damit bestätigt S. den selbst geäußerten „Verdacht“, daß es sich „bei der Jakobinismusforschung und ihrem Bemühen, mit einer beträchtlichen Zahl deutscher revolutionär-demokratischer Jakobiner zugleich eine nicht

unbedeutende revolutionäre, radikal-demokratische Bewegung in Deutschland am Ende des 18. Jh. nachzuweisen“, „letztlich doch nur weitgehend um die Beschäftigung mit Fiktionen und Konstruktionen“ handle (S. 45).

Nun ist eine kritische Bestandsaufnahme im Personal des deutschen Jakobinismus durchaus am Platze. Folgt man jedoch der von S. vorgenommenen Analyse der Rebmannschen Texte, ist ihre Schlußfolgerung schon erstaunlich. Ihre Interpretation weicht im Grundsatz kaum von der bisherigen Bewertung der politisch-ideologischen Entwicklung Rebmanns ab. Sie gesteht ihm zumindest partiell und zeitweise revolutionäre Positionen zu, sie beleuchtet seine vielfältigen Aktivitäten und hebt seine deutliche Option auf die politische Praxis hervor. Deshalb muß sich S. eines „Kunstgriffs“ bedienen, um ihr erklärtes Forschungsziel zu erreichen. Sie fordert, die deutschen Zeitgenossen „streng mit der Elle eines (durchaus legitim anhand der politischen und sozialen Programme der französischen Jakobiner von 1794/95 [gemeint ist wohl 1793/94 – W. G.] gewonnenen) revolutionären Demokratismus“ zu messen (S. 78). Damit unterstellt sie der Forschung ein Verständnis vom außerfranzösischen Jakobinismus, das – bei allen definitorischen Differenzen – von keinem der auf diesem Gebiet führenden Historiker ernsthaft in Erwä-

gung gezogen wird. Im Gegenteil, es besteht gerade weitgehende Übereinstimmung darüber, daß der französische Jakobinismus aufgrund der unterschiedlichen ökonomischen, sozialen und politischen Voraussetzungen in struktureller und funktionaler Hinsicht vom Jakobinismus „extra muros“ (M. Kossok) klar abgehoben werden muß. Der französische Jakobinismus von 1793/94 ist in seiner realen Ausprägung und hinsichtlich der politischen Programmatik das Ergebnis von vier Revolutionsjahren, Jahren scharfer politischer Kontroversen und blutiger „journées“. Die Übertragung seiner Positionen als Kriterien für das zeitgenössische Deutschland ist schematisch und letztlich ahistorisch.

Da die Thesen von S. auf fragwürdigen Prämissen aufgebaut sind, kann auch ihr Resümee nicht überzeugen. Hinsichtlich der Quellenerschließung bleibt sie außerdem deutlich hinter der Arbeit von R. Kawa zurück.⁴ Bei einigen der herangezogenen Texte ist die Verfasserschaft Rebmanns höchst unsicher oder gar mit großer Wahrscheinlichkeit auszuschließen, worauf S. den Leser nicht hinweist. Dagegen rennt sie mit ihrer Forschungsbilanz manch offene Tür ein und wiederholt längst geführte wissenschaftliche Auseinandersetzungen (S. 31ff.). Auch die Hinweise auf Widersprüche und „Überinterpretationen“ bei Walter Grab sind keineswegs neu. Es steht außer Frage, daß Hedwig Voegt als

Initiatorin der Forschungen zum deutschen Jakobinismus den vielschichtigen und diffusen zeitgenössischen Jakobinerbegriff des 18. Jh. übernommen hatte. Daß dies von der modernen Jakobinismusforschung „nicht deutlich eingestanden werde“ (S. 19), ist grundweg falsch. Andererseits ist auch die Auseinandersetzung mit Voegts Jakobinerdefinition längst geführt, und es gibt gegenwärtig keinen ernsthaften Versuch mehr, den diffamierenden Jakobinerbegriff unbesehen zu verwenden, wie dies S. behauptet (S. 25).

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sei auf einige weitere Probleme in der umfänglichen Studie verwiesen. So zeigt S. bei dem Versuch, die ideologischen Grundlagen des revolutionär-demokratischen Jakobinerbegriffs zu erhellen und die Demokraten von den Liberalen abzuheben, eine gewisse theoretische Hilflosigkeit. Selbst die marxistische Geschichtsschreibung setzt in der Aufstiegsphase der Bourgeoisie liberal keineswegs automatisch mit konterrevolutionär gleich, wie S. unterstellt (S. 59). Und auch dort herrscht weitgehendes Einvernehmen darüber, daß die deutschen Liberalen in ihrer frühen Entwicklungsphase noch für Forderungen der entschiedenen bürgerlichen Kräfte und auch der Volksbewegung offen waren und daß der Trennungsprozeß von Liberalen und Demokraten historisch keineswegs ein einmaliger Akt war.⁵ Übergangsformen und

gelegentliche Wiederannäherungen waren im ausgehenden 18. und frühen 19. Jh. durchaus an der Tagesordnung.

Ein letztes Problem, auf das hier eingegangen werden soll, ist Rebmanns Revolutionsverständnis und sein politisches „Programm“. Wenn Rebmann, wie S. schreibt, dem einfachen Volk keine politische Mitsprache zubilligte, schließt das keineswegs aus, daß er objektiv dessen politische und soziale Interessen vertrat. Daßer soziale Fragen durchaus im Blick hatte, zeigte sich bereits in seiner 1793 erschienenen Schrift „Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands“.⁶ Allerdings blieb seine Parteinahme moralisch, politische Konsequenzen leitete er daraus nicht ab. Dennoch ist es eine fragwürdige Konstruktion, ein „für einen Jakobiner gleich welcher Nationalität obligatorisches Engagement“ (S. 356) für die sozialen Interessen der abhängigen Bauern zu postulieren und aus dessen vermeintlichem Fehlen ein weiteres Argument gegen Rebmanns Klassifizierung als deutscher Jakobiner abzuleiten. Dieses von S. aufgestellte Kriterium ist ebensowenig haltbar wie ihre Behauptung, Rebmann sei „mit keinem Wort ... für eine Besserung der wirtschaftlich angespannten Lage der bäuerlichen Bevölkerung“ eingetreten (S. 356), hatte er doch beispielsweise in seiner Schrift „Die Laterne für die mittlere Klasse des deutschen Volks. Erste Nummer“

sehr genau die sozialen und ökonomischen Probleme der Bauern dargestellt.⁷ Und auch wenn Georg Friedrich Rebmann im Frühsommer 1797 feststellte, daß es „zu einer förmlichen Revolution“ zu spät sei, bedeutete das keineswegs eine grundsätzliche Absage an die revolutionäre Option (vgl. S. 388). Vielmehr wird hier deutlich, daß sich Rebmann schon weitgehend über das Problem einer revolutionären Situation im klaren war, deren Vorhandensein eine Revolution erst möglich macht. Dies wird von S. völlig ausgeblendet. Der Rebmann-Text, den S. zur Beweisführung heranzieht und für den sie konstatiert, daß der Verfasser damit „weit hinter sein revolutionäres Erfurter Reformprogramm (!? - W.G.) zurückweicht“ (S. 388), orientiert deutlich auf Veränderung, hat jedoch vor allem die zukünftige territorialstaatliche Gliederung Deutschlands zum Gegenstand und ist nicht als gesellschaftspolitisches Programm aufzufassen. Die Polemik gegen eine Charakterisierung Rebmanns als „Frühsozialist“ kann akzeptiert werden (S. 364ff.), wenngleich S. in ihrer Argumentation stark überzieht und mit Kanonen auf Spatzen schießt. Eine solche Interpretation hat in den Forschungen zum deutschen Jakobinismus nie eine ernsthafte Rolle gespielt und wird in dieser Zuspitzung lediglich von Michael Vester vorgenommen.⁸ So bleibt zu resümieren, daß die Autorin das Rebmannbild

zwar punktuell präzisiert, jedoch keineswegs grundsätzlich korrigiert hat.

Werner Greiling

- 1 H. Voegt, *Die deutsche jakobinische Literatur und Publizistik 1789-1800*, Berlin 1955.
- 2 Vgl. u.a. F. Schneider, *Aufklärung und Politik. Studien zur Politisierung der deutschen Spätaufklärung am Beispiel A. G. F. Rebmanns*, Wiesbaden 1978; R. Kawa, *Georg Friedrich Rebmann 1768-1824. Studien zu Leben und Werk eines deutschen Jakobiners*, Bonn 1980; G. F. Rebmann, *Holland und Frankreich in Briefen, geschrieben auf einer Reise von der Niederelbe nach Paris im Jahr 1796 und dem fünften der französischen Republik*, hrsg. von H. Voegt, Berlin 1891; ders., *Ideen über Revolutionen in Deutschland. Politische Publizistik*, hrsg. und mit einem Essay von W. Greiling, Leipzig 1988; ders., *Werke und Briefe*, 3 Bde. hrsg. von H. Voegt/ W. Greiling/ W. Ritschel, Berlin/ Weimar 1990.
- 3 G. F. Rebmann, *Vollständige Geschichte meiner Verfolgungen und Leiden. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Aristokratismus*, zit. nach G. F. Rebmann, *Hans Kiekindiewelts Reisen in alle vier Weltteile und andere Schriften*, hrsg. von H. Voegt, Berlin 1958, S. 444f.
- 4 Vgl. R. Kawa, *Georg Friedrich Rebmann*, S. 621ff.
- 5 G. Hildebrandt, *Programm und Bewegung des süddeutschen Liberalismus nach 1830*, in: *Jahrbuch für Geschichte*, Bd. 9, Berlin 1973, S. 23.
- 6 G. F. Rebmann, *Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands*, hrsg. von H. Voegt, Frankfurt/M. 1968, S. 95.
- 7 G. F. Rebmann, *Die Laterne für die mittlere Klasse des deutschen Volks. Erste Nummer*, in: *Die Geißel*, 1797, H. 5, S. 3-33, bes. S. 19ff.
- 8 *Die Frühsozialisten 1789-1848*, hrsg. von M. Vester, Bd. 2, Hamburg 1970, S. 27ff.

Quellen zu den Reformen in den Rheinbundstaaten. Herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; Bd. 1: **Regierungsakten des Großherzogtums Berg 1806-1813.** Bearbeitet von *Klaus Rob*, R. Oldenbourg Verlag, München 1992, 497 S.; Bd. 2: **Regierungsakten des Königreiches Westphalen 1807-1813.** Bearbeitet von *Klaus Rob*, R. Oldenbourg Verlag, München 1992, 289 S.

Die Reformen in den Rheinbundstaaten haben besonders in den siebziger Jahren vermehrte Aufmerksamkeit in der westdeutschen Historiographie gefunden (H. Berding, E. Fehrenbach u.a.), während sich die DDR-Geschichtswissenschaft um eine differenziertere Behandlung der preußischen Reformen bemühte.¹ Diese Schwerpunktsetzung hat sicher etwas mit der forschungsnahen Verfügbarkeit von Quellenbeständen zu tun, die Folgen für das Interessenzentrum der daraus abgeleiteten Bilder von deutscher Geschichte im Scheitelpunkt der Transitionsphase zu modernen bürgerlichen Verhältnissen bliebe dagegen zu erörtern. Die vermehrte Aufmerksamkeit für den Weg des sog. dritten Deutschland hat jedenfalls eine borussische Tradition, allein den Stein-Hardenbergschen Reformen Originalität und Wirkungsmacht für die weitere Entwicklung des „preußischen Weges“

zuzusprechen, stark untergraben. Damit wurde zugleich deutlich, daß die Entgegensetzung von französischer und deutscher Entwicklung an der Wende vom 18. zum 19. Jh. zumindest vereinfachend ist, weil sie die Binnendifferenzierung (diesseits wie jenseits des Rheins, worauf die französischen Regionaluntersuchungen seit langem aufmerksam machen) ignorieren.

Rob richtet nun in zwei umfänglichen Bänden erneut den Blick auf die Veränderungen in den Rheinbundstaaten Berg und Westphalen. Die Historische Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hatte das Unternehmen angeregt, eine detaillierte Dokumentation für die Reformprozesse zusammenzustellen, und *Rob* hat aus dem Aktenabdruck durch ausführliche Kommentierung ihres Entstehungskontextes eine informative Darstellung anhand der Quellenbelege gemacht. Der Editor konzentriert sich nicht allein auf die veröffentlichte Fassung der Dekrete, sondern versucht, soweit es die Überlieferung zuläßt, den Diskussionsprozeß nachvollziehbar darzustellen. Diese Perspektive läßt Schlüsse auf die Auseinandersetzungen innerhalb der politischen Klasse der Reformstaaten sowie zwischen ihnen und Paris zu, weniger dagegen Aussagen über die Realisierung oder auch nur Realisierungschancen des gesellschaftlichen Modellierungsversuches. Die Konfrontation der Reforminten-

tionen mit den strukturellen Voraussetzungen ist denn auch weniger die Sache des Herausgebers, wie ein Blick auf Einleitung, Kommentierung und Literaturverzeichnis zeigt.

Für das Großherzogtum Berg, bei dem sich der Herausgeber auf eine sehr gute Überlieferung in Düsseldorf stützen konnte, handelt es sich um 55 Quellen, die die Einführung des Code Napoléon, die Aufhebung von Leibeigenschaft und Lehnswesen sowie die Debatte um die Ablösmodalitäten widerspiegeln. Für das Königreich Westphalen sind 33 Dokumente zu den gleichen Gegenständen abgedruckt, wobei die Tatsache, daß den Dekreten eine eigene Verfassung des Modellstaates voranging, die Gliederung bestimmt. Aber auch hier liegt der Schwerpunkt auf der Regelung der Agrarfrage: Das Beharrungsvermögen der gesellschaftlich dominant bleibenden Grundherren in den stark von der Landwirtschaft geprägten Gebieten geht eine Symbiose mit den vorrangig auf Machtstabilität und hohen fiskalischen Ertrag gerichteten Interessen Napoleons ein und hindert eine erleichterte Beseitigung der Überreste von Feudalität. Im Vergleich zwischen Berg und Westphalen wird deutlich, welche eminente Rolle einer tatkräftigen, reformorientierten Mannschaft sowohl unter den eingerückten Franzosen als auch unter den Einheimischen für die Überlebensfähigkeit der neuen Strukturen zukam. Während die neu

etablierten Verhältnisse im Großherzogtum durchaus das Jahr 1813 überdauern konnten, zerfiel das westphälische Königreich, allzusehr zum willkürlich zugeschnittenen Ensemble von Donationen verkommen, ohne erkennbaren Widerstand.

Robts Einleitungen führen präzise in die administrativen und legislativen Veränderungen ein, die Berichtigung zahlreicher Ungenauigkeiten in der bisherigen Literatur erfolgt unpolemisch in den Anmerkungen. Den Anspruch des Vorworts, das Reihenmitinitiator *K. O. von Aretin* (neben *E. Weis*) verfaßt hat, den Vorbildcharakter zahlreicher Rheinbund- für die preußischen Reformen aufzuzeigen, lösen diese Einleitungen allerdings nicht ein – dies bleibt dem vergleichenden Leser oder weiterer Forschung überlassen.

Die vorliegenden ersten beiden Bände der Dokumentation belegen dagegen bereits deutlich die Unterschiede zwischen den einzelnen Reformstaaten in Schwerpunktsetzung, Rhythmus und Konsequenz der Mischung aus Übernahme französischer Vorstellungen und Prolongierung autochthoner Überlegungen. Man darf schon jetzt auf die weiteren Veröffentlichungen dieser Reihe, die Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und das Großherzogtum Frankfurt behandeln werden, gespannt sein.

Matthias Middell

- 1 Den hier anzuzeigenden Aktenpublikationen wäre an die Seite zu stellen: Das Reformministerium Stein. Akten zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte aus den Jahren 1807/08. hrsg. von H. Scheel, bearb. von D. Schmidt, 3 Bde, Berlin 1966-68; Von Stein zu Hardenberg. Dokumente aus dem Interimsministerium Altenstein/ Dohna, hrsg. von H. Scheel und D. Schmidt, Berlin 1986.

Domestic strategies: work and family in France and Italy 1600-1800, hrsg. von *Stuart Woolf*, Cambridge University Press, Editions de la Maison des Sciences de l'homme, Cambridge/Paris 1991, 207 S.

Vorliegender Bd. macht den Leser mit einer Auswahl von Studien vertraut, die im Rahmen eines internationalen Forschungsprojektes „Work and Family in Pre-Industrial Europe“ in den achtziger Jahren entstanden sind. Die Forschungen wurden von den Wirtschafts- und Sozialhistorikern *Carlo Poni* (Bologna) und *Stuart Woolf* (Essex) im Rahmen des Europäischen Hochschulinstitutes Florenz, an dem beide als Gastprofessoren tätig waren, initiiert.

Woolf stellt dem Bd. eine Einführung voran, die den Leser zunächst an den Anspruch Benedetto Croce's „Geschichte ist Zeitgeschichte“ erinnert¹ und im folgenden für eine „offene“ Geschichtsbetrachtung plädiert, die den Historiker befähigt, sein methodisches Instrumentarium

kritisch zu hinterfragen und zu erweitern. Der Hrsg. betrachtet Licht- und Schattenseiten des Dialogs von Geschichte und Sozialwissenschaften und begründet die wachsende Unzufriedenheit mit „klassischen“ makrohistorischen Erklärungsversuchen der geschichtlichen Entwicklung, die wichtige Bereiche des historischen Prozesses ausblenden und „eine lineare Entwicklung in Richtung des atlantischen 'Modells' der Industrialisierung voraussetzen“ (S. 3). Diese Unzufriedenheit hat in den achtziger Jahren eine Rückkehr zur „Mikrohistoire“² provoziert und den Geschichtsforscher angeregt, in verstärktem Maße Anleihen bei Anthropologie und Kulturwissenschaft zu nehmen. *Woolf* verweist in diesem Zusammenhang auf Arbeiten von K. Polanyi, N. Elias, M. Foucault, M. Sahlins, C. Geertz, P. Bourdieu und M. Douglas.

Die einzelnen Forschungsprojekte werden dann in diesen Kontext der Erweiterung traditioneller theoretischer und methodischer Ausgangspunkte gestellt. Der Zugriff erfolgt über die Familie, deren Bedeutung für den frühneuzeitlichen Arbeitsprozeß, für den „Zugang zu Arbeitsmarkt und Broterwerb“ in der frühen Neuzeit von entscheidender Bedeutung war (S. 9ff.).

Die materialreichen Fallstudien, die der deutsche Forscher vor allem mit Blick auf die vergleichende Stadtgeschichte mit Gewinn heranziehen wird, beschäftigen sich mit

Stadt-Land-Beziehungen in Südostfrankreich und Oberitalien in der frühen Neuzeit (*Oswaldo Raggio*, Florenz; *Laurence Fontaine*, Paris) und bereichern unser Wissen über zünftige Organisationsformen in Oberitalien im Zeitraum zwischen dem 16. und dem 18. Jh. (*Carlo Poni*; *Simona Cerutti*, Florenz). Den Schlußpunkt setzt *Sandra Cavallo* (London) mit einer Untersuchung zur Armenfürsorge in Turin. Sie trägt eine weitere Studie zu einem der „klassischen“ Themen der Kulturgeschichtsschreibung in der Tradition der „Annales“ bei, welches inzwischen auch in Sachsen Eingang in die Forschung gefunden hat.³

Raggio beschäftigt sich mit der Organisation des Öl- und Getreidehandels zwischen den ligurischen Küstenstädten und dem Hinterland im 16. und 17. Jh. Er beschreibt dabei besonders Rekrutierungsmechanismen bei der Organisation der Warenzüge der Kaufleute und Schmuggler – die Übergänge sind fließend – und beschreibt die Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen „Clans“ und feudalen bzw. städtischen Obrigkeiten. Die Kaufleute mußten beim Aufbau ihres Handelsnetzes einer Vielzahl von regionalen und lokalen Machthabern Rechnung tragen, die ihr Territorium mit Hilfe eines Systems von Patronagebeziehungen – bei denen die Zugehörigkeit zum „Clan“ eine wichtige Rolle spielten – kontrollierten und über Geleit, Schutzgeld oder

Raubüberfall entschieden. *Fontaine* untersucht, inspiriert von J. Dupaquier⁴, Bevölkerungsentwicklung und soziale Strukturen eines Alpenraumes des Haut-Dauphiné im 18. Jh. Die Familien der Klein Händler, die die Verbindung zwischen der Dorfgemeinde und städtischen Kaufleuten herstellen, spielen eine herausragende Rolle innerhalb der dörflichen Hierarchie. Sie kontrollieren die sozialen Beziehungen über die Etablierung eines Kreditsystems und verfügen über die notwendigen Kontakte für die Vermittlung von Saisonarbeit, auf deren Ertrag die Alpenbevölkerung angewiesen ist. Wie bei *Raggio* steht auch hier eine soziale Gruppe im Vordergrund, die ihre besondere Stellung dadurch erlangt, daß sie sich nicht mehr ausschließlich mit landwirtschaftlicher Produktion beschäftigt.

Poni beleuchtet die Beziehungen zwischen den Zünften der Schlächter, Gerber und Schuhmacher in Bologna im 17. und 18. Jh. Er beschreibt die Auseinandersetzungen bei der Festsetzung von Qualität und Umfang der Produktion zwischen den einzelnen, aber auch innerhalb einer Zunft. Am Beispiel der Gerberzunft zeigt er, wie schwer es neuen Meistern fällt, im historisch gewachsenen hierarchisierten System eine ausreichende Menge an Häuten zur Bearbeitung zu bekommen. *Cerutti* steuert eine sehr materialreiche Studie über die besondere Rolle der Schneiderzunft in Turin im 18. Jh. bei. Sie

beschreibt den wachsenden Einfluß von Tuchhändlern auf die Zunft der Schneider und plädiert in diesem Zusammenhang für eine notwendige Unterscheidung von Gewerbe und dieses repräsentierende Organisationen. Die Tuchhändler versuchten mit ihrem Eindringen in die Schneiderzunft Einfluß zu bewahren, der ihnen durch absolutistische Zentralisationspolitik an der Spitze der Turiner Stadtverwaltung entzogen worden war. Dies gelang ihnen über mehrere Jahrzehnte durch den Zugriff auf die Organisationen der Schneiderzunft, die ihre Unabhängigkeit länger bewahren konnten.

Cavallo beschreibt die Organisation der Armenfürsorge in Turin im 17. und 18. Jh. am Beispiel des „Ospedale di Carità“ in ihrer sozialen und kulturellen Dimension. Im 17. und zu Beginn des 18. Jh. war die Versorgung der Bedürftigen in Armenhäusern streng normiert und reglementiert – auf die Armen der Stadt reduziert –, Armut wurde jedoch von der Gesellschaft nicht geächtet. In der zweiten Hälfte des 18. Jh. verschlechtert sich das Verhältnis der Bevölkerung zu den Armen. Das Anwachsen der Armut, der Druck der auswärtigen Bettler führt dazu, traditionelle Modelle der Armenversorgung stärker in Frage zu stellen. Eine Tendenz, die auch für andere europäische Regionen, etwa für Frankreich im letzten Jahrzehnt vor der Revolution nachgewiesen worden ist.

Die Studien sind flüssig geschrieben, bereiten durch viele Details Freude am Lesen. Es wäre aber wünschenswert gewesen, Karten und Stadtpläne anzufügen, um den Leser den Einstieg in die beschriebenen Orte zu erleichtern. Einen besonderen Wert erhält der Bd., der in der Reihe „Studies in modern capitalism“ erschienen ist, durch den Versuch – in einer Zeit, in der Konzeptualisierungsversuche von Geschichte immer stärkerer Kritik ausgesetzt sind – theoretische Ausgangspunkte und forschungspraktische Anregungen von Nachbardisziplinen für die historische Feldforschung nutzbar zu machen.

Der vergleichende Ansatz ist dagegen schwierig in die Tat umzusetzen. Die 'Buchbindersynthese' fordert vielleicht, mit Blick auf die in der Einführung geweckten Erwartungen, Widerspruch heraus. Doch eine Synthese konnte nicht Anliegen vorliegenden Bandes sein. Dieser wollte vielmehr Anregungen liefern und einladen zur Mitarbeit an Forschungsfeldern, die noch weit davon entfernt sind, endgültig erschlossen zu sein.

Steffen Sammler

- 1 Vgl. B. Croce, *Teoria e storia della storiografia*, Bari 1973, S. 3-17.
- 2 Vgl. C. Ginzburg/ C. Poni, Was ist Mikrogeschichte?, in: *Geschichtswerkstatt*, 1985, H. 6, S. 48-52.
- 3 Vgl. B. Geremek, *Geschichte der Armut*.

Elend und Barmherzigkeit in Europa, München/Zürich 1988; H. Bräuer, Armut im vorindustriellen Sachsen. Konturen eines Forschungsvorhabens, Leipzig 1991 (=Karl-Lamprecht-Vortrag 1991).

- 4 Vgl. J. Dupaquier, Problèmes de mesure et de représentation en matière d'histoire sociale, in: Actes du 89e congrès national des sociétés savantes, Paris 1965, S. 77-86.

Perrine Simon-Nahum, La cité investie. La „Science du Judaïsme“ français et la République, Les Éditions du Cerf, Paris 1991, 349 S.

„Intellectual history“ hat gegenwärtig Konjunktur. Ist sie gepaart mit solch einem gefragten und umstrittenen Gegenstand wie der Geschichte der Juden, so findet man sich schnell im *mainstream* dessen wieder, was heute – wenn auch mit unterschiedlicher Interpretation – als „new history“ bezeichnet wird. P. Simon-Nahums Abriß zur Geschichte der „Wissenschaft des Judentums“ im Frankreich des 19. Jh. setzt daher allein durch das Thema hohe Erwartungen.

Die „Wissenschaft des Judentums“ hatte sich, beginnend in Deutschland, Anfang des letzten Jahrhunderts als ideologische Antwort der Juden auf den nachrevolutionären Eintritt in die moderne Welt konstituiert. Sie sollte als Instrument dienen, sich den Normen der modernen Gesellschaft anzupas-

sen, ohne die eigene jüdische Identität aufgeben zu müssen. S.-N. spannt bei der Betrachtung dieses Bestrebens jüdischer Intellektueller den Bogen von den Anfängen in den 1820er Jahren über eine Analyse der Anschauungen ihrer zweiten Generation ab den achtziger Jahren bis hin zur Dreyfus-Affäre am Ausgang des Jahrhunderts. Die im Untertitel erfolgte Beschränkung auf „la République“ verkürzt so eigentlich die Perspektive der zeitlich breiter angelegten Studie.

Der Zugang der Autorin ist vor allem in den ersten zwei Dritteln ein systematischer. Zunächst geht sie den Anregungen nach, die von Deutschland aus das jüdische Denken beeinflussten und zur Ausformung einer neuen Elite unter den jüdischen Intellektuellen führten. Inspiriert durch die Theologie und den politischen Messianismus der saint-simonistischen Bewegung, in der die jüdische Bourgeoisie ihr Bestreben nach politischer Gleichheit in einer auf Eigentum und Einkommen begründeten Gesellschaft gerechtfertigt sah (S. 32), begann die erste Generation jüdischer Intellektueller eine akademische „Wissenschaft des Judentums“ in Frankreich in den vierziger Jahren aufzubauen. (Kap. I) Vor ihrer Emigration in das Nachbarland zumeist in Deutschland aufgewachsen und ausgebildet, wurde die Philologie – vermittelt durch die engen elsässisch-deutschen Beziehungen – für Intellektuelle wie Salomon Munk,

Léon Halévy, Joseph Derenbourg und Adolphe Franck zur methodologischen Grundlage der neuen Wissenschaft. Das Fehlen einer geographischen und institutionellen Einheit verhinderte jedoch zunächst die Bildung eines einheitlichen soziologischen „Milieus“ (S. 79). In dieser ersten Phase der Formierung einer „Wissenschaft vom Judentum“ beherrschten solche Themen wie die Dichotomie von Universalismus und Partikularismus des Judentums, die mittelalterliche jüdische Philosophie sowie die Frage nach der Authentizität der jüdischen Kultur in der Antike den Diskurs dieser Intellektuellen. Deren auf Vernunft und Rationalität fußendes methodisches Herangehen an die Bibelkritik und die auf eine religiöse Reform hinauslaufende Redefinition des jüdischen Geistes stießen sowohl auf den Widerstand der Dogmatiker in der jüdischen communauté als auch auf den der katholischen Kirche in Frankreich, lieferten sie doch eine politische und positivistische Interpretation der jüdischen Antike und deren Rolle in der Formierung der okzidentalen Kultur.

Dieses thematische Feld arbeitet S.-N. systematisch anhand der wichtigsten Texte der genannten Autoren – oft vergleichend mit deutschen Entwicklungen – ab (Kap. II-IV), wobei sich ihre Analyse eher in den traditionellen Bahnen der Ideengeschichte bewegt. Die Textexegese fällt nur selten mit dem biographisch-

kulturellen Hintergrund der jeweiligen Intellektuellen (für die zweite Generation fehlt er ganz), dem sozialpolitischen Umfeld und den geistigen Strömungen dieser Zeit zusammen.

Dies trifft auch auf die Behandlung der folgenden Generation, zu der Michel Bréal, James Darmesteter und die Gebrüder Reinach zu zählen sind, zu. Zu den bereits in der ersten Jahrhunderthälfte diskutierten Schwerpunkten trat in der in den 1870er Jahren beginnenden Transformationszeit die Auseinandersetzung mit verschiedenen rassentheoretischen Konzeptionen und dem aufkommenden Antisemitismus. Dominante Figur innerhalb der „Wissenschaft vom Judentum“, die sich nun zunehmend institutionalisierte, sich auf weitere Disziplinen wie die Altertumswissenschaft, die Geschichte, Philosophie und orientalistischen Studien ausbreitete und einen mehr politischen Charakter erhielt, wurde Bréal als Begründer der Sernantik in Frankreich. (Kap. V-XIII)

Große Aufmerksamkeit verdienen die letzten Kapitel (Kap. IX-XII), in denen die Autorin von der systematischen Analyse abweicht und das Verhältnis der jüdischen Intellektuellen zur III. Republik – insbesondere fokussiert auf die Dreyfus-Affäre – darstellt. Hier nähert sie sich am ehesten einer sozialgeschichtlichen Ideengeschichte. Die Neudefinierung des jüdischen Glaubens als individuelle Angele-

genheit und die Integration der Französischen Revolution mit ihren Prinzipien als ein messianisches Element in die jüdische Tradition einerseits, die Verschmelzung von Republikanismus und Judentum andererseits erfahren eine eingehende Behandlung in der Einheit von politisch-sozialer Struktur der Gesellschaft und der praktischen Dimension jüdischen intellektuellen Denkens. Die Mehrzahl der jüdischen Wissenschaftler und *hommes des lettres*, so die Autorin, sammelten sich im Lager der Dreyfusards, um die Idee der Menschenrechte als Emanzipationsmöglichkeit der Juden in die französische Gesellschaft zu verteidigen. Die Parteinahme für die Republik blieb allerdings nicht ohne politischen Pragmatismus, wie S.-N. am Engagement Joseph Reinachs für die Begnadigung von Dreyfus anschaulich demonstriert (S. 264), denn dessen Bestreben stieß auf entschiedenen Widerstand der meisten Dreyfusards.

Zugleich implizierte das Eintreten für den zu Unrecht verurteilten jüdischen Hauptmann die Verteidigung der Wissenschaftskonzeption der jüdischen Intellektuellen, die auf Rationalismus, einem moralischen Imperativ und universeller Gerechtigkeit basierte, und deren methodischer Autorität (S. 272ff.). Sowohl Durkheimsche Ansätze und Dreyfusismus als auch (kurzzeitig) Judentum und Arbeiterbewegung gingen hier eine Symbiose ein.

Die Dreyfus-Affäre bildete so für die Autorin eine Art Schlußpunkt, da sich damit die Juden als intellektuelle Strömung und in ihrem Selbstverständnis als republikanische Franzosen in die nationale „scientific community“ ohne eine spezifische kollektive, konfessionelle Begründung eingegliedert hatten.

S.-N. bezieht in ihrem historischen Überblick eine Vielzahl jüdischer Intellektueller ein, wobei sicher Vertreter wie etwa Marcel Proust, Charles Péguy und Lucien Herr längere Ausführungen verdient hätten. Die Analyse der praktischen Umsetzung intellektueller Ansichten – wie beispielsweise die „protestation“ von Intellektuellen gegen den Zola-Prozeß 1898 – erfolgt nur marginal. Auf eine nähere Untersuchung der theoretischen Quellen des Zionismus wurde leider völlig verzichtet.

Trotz dieser Mängel bleibt die Studie in ihrer Mischung von jüdischer und Ideengeschichte eine lesenswerte, faktenreiche und interessante Abhandlung über die intellektuelle Strömung innerhalb des französischen Judentums im 19. Jh.

Eckhardt Fuchs

Georg W. Oesterdiekhoff, Traditionales Denken und Modernisierung, Jean Piaget und die Theorie der sozialen Evolution, Westdeutscher Verlag, Opladen 1992, 435 S.

Zentrales Anliegen der vorliegenden Untersuchung Oesterdiekhoffs ist die konsequente Anwendung und partielle Weiterführung der sozialpsychologischen Entwicklungstheorie Jean Piagets, wobei die Analyse der kognitiven, sozialen und moralisch-rechtlichen Phänomene in primitiven, traditionellen und in westlichen, modernen Gesellschaften ihren engeren Gegenstand ausmacht. Selbstbewußt wird an den Genannten angeknüpft: Dessen schon vor mehr als einem halben Jahrhundert ausgearbeitetes Oeuvre widmete sich der menschlichen Entwicklung von der Geburt bis zum Verlassen des Kindesalters eingangs des zweiten Lebensdezenniums. Die Weltaneignung von Heranwachsenden wurde dabei in einander ablösenden Etappen (im wesentlichen die sensomotorische, die präoperationale, die konkret-operationale und schließlich die formal-operationale Stufe) beschrieben, die Piaget kulturunabhängig, mithin universal begriff.

Das stärkste Argument des Autors für die nachdrückliche Bezugnahme auf Jean Piaget besteht im Hinweis auf mittlerweile weltweit vielhundertfach durchgeführte Versuchsreihen, die sämtlich dessen

Hypothesen bestätigt hätten. Während sich also die Menschen allerorten zunächst nach gleichem Muster entfalteten, verharrten traditionale Völker auf einer präformalen Stufe, nur in der modernen westlichen Zivilisation gelinge der Übergang in die formal-operationalen Qualitäten des Umgangs mit der Welt. Dieser Kernthese sind nach einer umfangreichen Einführung in Piagets Theorie die drei folgenden Kapitel des Buches zugeordnet.

Der Verfasser zeigt sich dabei als Diskutant, der auch versteht, andere Lehrmeinungen kräftig zu attackieren. Sosehr seine völkerpsychologischen Erörterungen denn auch über große Strecken überzeugen, viele Details schlüssig erklärt und interpretiert werden, gelegentlich direkt spannend zu lesen sind und fraglos eine disziplinübergreifende Diskussion befördern, bleibt vor allem Skepsis gegenüber der wortreich entwickelten Folgerung, nunmehr sei ein „Paradigmawechsel“ geistes- und sozialwissenschaftlicher Theoriebildung überfällig: „Indem die Stadientheorie die grundlegenden Strukturen der menschlichen Entwicklung aufzeigt, das Verhältnis von primitiven und zivilisierten Erwachsenen strukturell erläutert, wird sie zur Grundlagenwissenschaft der Sozialwissenschaft.“ (S. 403)

So sehr es das gute Recht eines Verfassers ist, eine Lanze für das von ihm favorisierte Schema zu brechen, schießt diese Behauptung weit über

das Ziel hinaus. Denn die Festlegung auf ein bestimmendes Denkmodell birgt immer die Gefahr der Übertreibung: diese Erfahrung haben auch schon andere Wissenschaftler mit dem Anspruch gesammelt, das zentrale und damit alles weitere erklärende Moment beim Schopf gepackt zu haben.

Nun will der Historiker nicht leichtfertig dilettierend in fremdem Revieren wildern, gerade unter dem Gesichtspunkt des Vergleichs öffnet ihm der Blick Oesterdiekhoffs in manch entlegenen Winkel unseres Planeten anregende und aufschlußreiche Einsichten. Die Vielgestaltigkeit des geistigen Lebens auf der Erde ist allemal ein spannendes Thema, das die genaue Analyse lehnt. Doch scheint das Grundanliegen der hier versuchten Transformation von genuin kinderpsychologischen Forschungsergebnissen auf unsere moderne, gerade seit Piaget in bis dahin unvorstellbarem Tempo zusammenwachsende Welt jede Kategorisierung in Völker neben der leicht einsehbaren Problematik hieraus ableitbarer Werturteile insgesamt wenig überzeugend: Gehen nicht die auf dem hier betrachteten Gebiet gewiß vorhandenen tiefen Unterschiede eher durch die Völker? Welches Volk ist heute noch relativ abgeschlossen, in sich homogen, also auch befangen in einem wirklich „hausgemachten“ Kosmos? Es dürfte auch nach grobem Überblick eine Minderheit sein. Die so ungeheuer

spannende Frage der Transformationsprozesse hat zudem seit Piaget einen enormen Bedeutungszuwachs erlebt. Angesichts hantierender Zuordnungsprobleme warnen manche Erfahrungsgeneidriglich: Hat nicht z.B. die bekannte Kategorisierung in Erste, Zweite und Dritte und gelegentlich auch Vierte Welt gezeigt, daß derlei Skalen in aller Regel wegen ihres pauschalen Charakters eher hinderlich sind?

Oesterdiekhoff hat früheren Widerstand gegen Piagets Theorie als oft unehrlich charakterisiert, da in Wirklichkeit zumeist wissenschaftsexterne – etwa ideologische – Gründe zu dessen Ablehnung geführt hätten. Das mag tatsächlich so gewesen sein, aber es war gewiß nicht die alleinige Ursache. Denn auch manche dieser Untersuchung zugrundeliegenden Prämissen fordern Widerspruch heraus: Etwa läßt sich gegen apodiktische Sätze wie „Armut und Reichtum einer Nation hängen im wesentlichen vom Wissen und von den Fertigkeiten der in ihr lebenden Bevölkerung ab“, wohl manches einwenden, das nicht nur auf einer anderen Ideologie oder einer von der des Autors unterschiedenen Weltanschauung basiert. Ganz abgesehen davon regen solche Feststellungen heute mehr denn je dazu an, über das mögliche und wünschbare Maß von Armut und Reichtum auf unserem Planeten nachzudenken.

Unbenommen von dieser Kritik verdienen auch die hier vorgelegten

Arbeitsergebnisse dennoch den wissenschaftsinternen Diskurs, auch und gerade aus disziplinübergreifender Sicht. Vielleicht ist der abschließende zustimmungsfähige Appell, dem „menschlichen Faktor“ im Entstehen von Industriegesellschaften stärkere Beachtung als bislang zu schenken, die anregendere Aufforderung als der Ruf nach dem Paradigmawechsel.

Gerald Diesener

Antonio Gramsci, Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe, auf der Grundlage der von Valentino Gerratana im Auftrag des Gramsci-Instituts besorgten Edition, hrsg. von Deutschen Gramsci-Projekt unter der wissenschaftlichen Leitung von Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug, Bd. 1-3 (Hefte 1 bis 5), Argument-Verlag, Hamburg/ Berlin 1991-1992, 703 u. 317 S.

Sabine Kebir, Antonio Gramscis Zivilgesellschaft. Alltag-Ökonomie-Kultur-Politik, VSA-Verlag, Hamburg 1991, 255 S.

Nach den Erschütterungen des Jahres 1989 konnte man für einen kurzen Moment eine Gramsci-Renaissance erwarten: Der intensiveren Begegnung von Ost- und West-Linken hätte ja Neugier auf die theoreti-

schen Bezugsgrößen der jeweils anderen erwachsen können. Die Suche nach Akzeptanz einer marxistischen Tradition, die nach dem Zusammenbruch einer sich gerade auf Marx berufenden staatsgewordenen politischen Bewegung nicht mit dem Vorwurf des Dogmatismus stigmatisiert wurde, legte den Griff zu Italiens unkonventionellem Linksdenker der zwanziger und dreißiger Jahre nahe. Und schließlich weniger vordergründig: Der Zusammenprall von Zivilgesellschaft und (real-)sozialistischer Bewegung, aus dem offenkundig eine neue Stellungskrieg-Situation hervorging, ruft bis heute nach Kategorien des Verstehens und Erklärens.

Der 100. Geburtstag Gramscis mochte zusätzlichen Anreiz bieten. Eine 1989 in Formia und später v.a. in den USA initiierte International Gramsci Society veröffentlicht in Herausgeberschaft des Gramsci-Übersetzers Joseph A. Buttigieg seit März 1992 ein Bulletin¹, seit Dezember 1991 existiert eine katalanische und schon seit Februar 1990 eine sardinische Gramsci-Gesellschaft. 4 223 Einträge kennt John Commetts Bibliografia Gramsciana (1922-1988)² und belegt, daß vieles über den sardischen Kulturtheoretiker geschrieben worden ist: 61% davon in italienischer Sprache, 13% in englischer, worauf in der Häufigkeit französische, deutsche und griechische Texte folgen. Während in den meisten westlichen Ländern

der Griff zu Gramsci unproblematisch erscheint, sind hierzulande Studien über ihn noch immer exotisch und Sache spezialisierter Romanisten. Die Zugänglichkeit der Schriften, aus biographischen Gründen des Autors an sich schon rezeptionsunfreundlich (man denke an die Manuskriptüberlieferung und den verschlüsselten Stil der Notizen eines politischen Häftlings), ist in Deutschland durch die Malaise unzureichender Übersetzungen noch zusätzlich belastet.

Für eine Sozialgeschichte der Genese eines „Klassikers“ (die mit Blick auf den Weg von Marx zum Marxismus ein dringendes Desiderat ist) bildet Gramsci wohl das Negativbeispiel par excellence und bleibt damit vorerst vor einer Besitzergreifung durch die „Massen“ (vulgo die Propagandaexperten) sicher, so schmerzhaft dies auch für jene ist, die sein Werk für eine reiche Mine theoretischer Einsichten halten.

In kritischer Auseinandersetzung mit der bisherigen Praxis in Ost- wie Westdeutschland, Gramscis Kerker-Notate in einer Auswahl zu präsentieren, die den Gesamttext der jeweiligen Lektüreperspektive, sei es durch Selektion, durch Kombination mit Publikationen vor der Haft oder gar durch Umstellung der chronologischen Entstehungsfolge innerhalb der Quaderni del carcere, eingeordnet hat, bietet die kritische Gesamtausgabe in Verantwortung von *Wolfgang Fritz Haug* und des Leipziger Linguisten *Klaus Bochmann* erstmals

einen vollständigen Text, der auf die italienische Edition von 1975 zurückgreift. Diese Ausgabe besticht durch eine beeindruckend sorgfältige Übersetzung und eine akribische Kommentierung. Bewußt wird in schwierigen Fällen auf einen griffigen Stil verzichtet zugunsten einer Übertragung, die auch dem deutschen Leser den Versuch Gramscis nachvollziehbar macht, Probleme (teilweise mehrfach) neu zu formulieren. Im Zweifelsfall geben die Übersetzer (neben den Herausgebern: *Ruedi Graf, Peter Jehle, Gerhard Kuck, Joachim Meinert und Leonie Schröder*) der direkten Anlehnung an den romanischen Sprachgebrauch (Historizismus, Zivilgesellschaft, populär usw.) den Vorzug. Bereits die vorliegenden drei Bände (von geplanten zehn) lassen die Rekonstruktion des Arbeits- und Denkstils zu, mit dem Gramsci die überlieferten Kategorien der kommunistischen Bewegung im Blick auf die fundamentale Niederlage gegenüber dem Faschismus prüfte. Erkennbar orientierte sich Gramsci am Marxschen Entsetzen über den Gebrauch einer konkreten Analyse als „Universal-schlüssel einer allgemeinen geschichtsphilosophischen Theorie“³. Das Bemühen, in einer Art *patchwork* historische und aktuelle Vorgänge von verschiedenen Seiten gesellschaftlicher Realität her zu deuten, korrespondiert mit einem tiefen Mißtrauen gegen ein Systemdenken, das analog zu einer mathematischen

Gleichung „aufgeht“. Die zentralen Kategorien (an denen oftmals nur die Einbeziehung des Kulturellen in die Gesellschaftsbetrachtung hervorgehoben wird) bleiben nicht zufällig unscharf und werden mit Grund von Gramsci in verschiedenen Kontexten und Bedeutungen benutzt (dies trifft für Zivilgesellschaft, Hegemonie, historischer Block wie für andere Begriffe zu). M.E. entzieht sich diese Sprache gewordene Denkweise einer „Übersetzung“ in die Kategorien des Marxismus unseres Jahrhunderts, ungeachtet des politischen Standorts des Verfassers als Vorsitzender der IKP. Auffällig sind jedoch zugleich zahlreiche Affinitäten zu Texten des jungen Marx. Der fehlende Anspruch auf systemisches Erfassen gesellschaftlicher Wirklichkeit in stringent eingeführten Kategorien und Gesetzeszusammenhängen – möglicherweise auch der unzureichenden Kommunikation mit Gleichgesinnten und zu überzeugenden politischen Mitkombattanten geschuldet – entzieht Gramscis Texte einer dogmatisierenden Vereinnahmung. Insofern liegt die Leistung der Herausgeber und Übersetzer der Kritischen Ausgabe nicht schlechthin im Verfügbarmachen anregender Texte. Sie rücken vielmehr über die Kommentierung ihrer Übersetzungsprobleme zentrale Fragen nach dem Charakter von Gramscis Denken in die Aufmerksamkeit.

Das Ende 1989 begonnene noch deutsch-deutsche Editionsprojekt,

eine von den Drittmittelbewilligern offensichtlich ungeliebte Frühgeburt der Grenzöffnung (was den Mut des Verlages umso höher schätzen läßt), wirft in seiner soliden Textpräsentation aber auch ein Problem auf, das sich für manchen voreiligen Aktualisierer gar nicht erst stellt: bleibt die Valabilität der Kategorien Gramscis auf die bürgerliche Gesellschaft in der von ihm untersuchten Epoche des 19. Jh. und der ersten Hälfte des 20. beschränkt oder kann die kritische Lektüre seines Hegemoniekonzepts für analoge Beziehungen in nicht-westlichen Gesellschaften oder solchen vor 1789 (und nach 1989?) sensibilisieren?

Sabine Kebir scheint diese Frage zugunsten der ersteren Lösung zu beantworten, sucht aber zugleich Elemente der Zivilgesellschaft in der Dritten Welt und probiert Verbindungen heutiger Gesellschaftskritik etwa aus ökologischer Perspektive mit Gramscis Gedanken. Als Zentralkategorie Gramscis entwickelt sie die der Zivilgesellschaft aus Frühschriften und Gefängnisheften. Die Zivilgesellschaft als Ort der wirtschaftlichen und geistigen Aktivitäten in der bürgerlichen Gesellschaft erzwingt faktisch eine Strategie des Ringens um (gegen-)kulturelle Hegemonie für ein wie auch immer geartetes Subjekt des Emanzipationsprozesses, das in der Lage ist, für die große Mehrheit Gesamtinteressen zu formulieren. Die Autorin kann an einer Parallelisierung der

Buchbesprechungen

Gedanken Gramscis und Brechts zeigen, daß der italienische Kommunist keineswegs als einsames Genie jenseits der zeitgenössischen Konzepte stand, vielmehr eher in den produktiven künstlerischen Auseinandersetzungen als in den steriler werdenden politischen Debatten Anregungen bezog. Es schließen sich Ausführungen zu verschiedenen Aspekten der Zivilgesellschaft (Historizität ihrer Funktionen; Rolle der Intellektuellen; Hoch- und Volkskultur) sowie zur Rezeption besonders im Umfeld des Jahres 1968 an. Es handelt sich um eine lesenswerte Einführung, die allerdings ein grundsätzliches Dilemma nicht umgehen kann: für die Argumentation wird die Kategorie Zivilgesellschaft herauspräpariert und ihr damit eine Geschlossenheit verliehen, die sich nach der Lektüre in den Gefängnisheften im Kopf des Lesers herstellen kann. Relevant für nichtwestliche Gesellschaften ist darüber hinaus das Problem der Zivilgesellschaft genau in dem Maße, wie sie auf westlichen Entwicklungspfaden vorwärtsgehen. Andere Lesarten scheinen möglich – dafür stehen die hoffentlich in rascher Folge weiter erscheinenden Gefängnishefte nun auch dem deutschen Publikum zur Verfügung.

Matthias Middell

- 2 Erschienen als Annali 1989 di Fondazione Istituto Gramsci, Rom 1991.
- 3 K. Marx/F. Engels, Werke, Bd. 19, Berlin 1962, S. 107ff.

Thomas Alan Schwartz, America's Germany – John J. McCloy and the Federal Republic of Germany, Harvard University Press, Cambridge/ London 1991, 404 S.¹

Schon vor der Wiedervereinigung Deutschlands hatten sich in den Vereinigten Staaten besorgte Stimmen erhoben, die einen Niedergang des eigenen Landes glaubten diagnostizieren zu müssen. Seit der Auflösung der Sowjetunion schwankt die Befindlichkeit der Amerikaner nun zwischen dem Selbstbewußtsein der Bürger der einzigen Weltmacht und dem Zweifel an der eigenen Fähigkeit, die besorgniserregenden heimischen wirtschaftlichen und sozialen Probleme zu lösen und gleichzeitig auch maßgeblich am Aufbau einer „neuen Weltordnung“ mitzuwirken. Die Niedergangssymptome werden in den USA häufig zu dem Wiederaufstieg der im Zweiten Weltkrieg besiegten Mächte Deutschland und Japan in Beziehung gesetzt. In den Medien steht dabei das Verhältnis zu Japan im Vordergrund. Das Interesse an dem fernöstlichen Land bleibt aber zumeist auf wirtschaftliche Aspekte beschränkt. Das Verhältnis zu

1 International Gramsci Society, Bollettino, N. 1 (Marzo 1992), 36 S.

Deutschland dagegen ist komplizierter und umfassender. Mit oder ohne Wiedervereinigung, eine Revision des (west-)deutsch-amerikanischen Verhältnisses steht schon seit einiger Zeit auf der Tagesordnung. So hatte die Bundesrepublik etwa im Frühjahr 1988 die Mehrheit der europäischen NATO-Staaten gegen den Anspruch der Vereinigten Staaten mobilisiert und eine Vertagung der Entscheidung über die Stationierung neuer atomarer Kurzstreckenraketen durchgesetzt. Die Auseinandersetzung um die Anerkennung Kroatiens um die Jahreswende 1991/92 hat gezeigt, daß es inzwischen möglich geworden ist, daß Deutschland gegen den Widerstand der wichtigsten Bündnispartner und gegen den Rat der Vereinten Nationen grundlegende Veränderungen in Mitteleuropa maßgeblich mitbeeinflußt. In Westdeutschland hat dieser Umstand vielfach Erstaunen und ein Bedürfnis nach einer Vergewisserung des eigenen Standorts hervorgerufen. Ein Symptom hierfür ist die politische Diskussion um die verfassungsrechtliche Zulässigkeit eines Einsatzes von Einheiten der Bundeswehr als Friedenstruppen der Vereinten Nationen. Orientierung kann aber auch gewonnen werden, wenn man neue Fragestellungen an die geschichtlichen Ursprünge eines Verhältnisses heranträgt.

Als der Umbruch der Jahre 1989/91 noch nicht in seinem ganzen Ausmaß sichtbar war, schrieb Schwartz

sein Buch „America's Germany – John J. McCloy and the Federal Republic of Germany“. Wer eine Revision des (west-)deutsch-amerikanischen Verhältnisses unternimmt, muß die unmittelbare Nachkriegszeit zum Thema machen. Und wenn sich die Eigenart dieses Verhältnisses in einer Person widerspiegelt, dann in John McCloy, dem amerikanischen Hochkommissar in der Bundesrepublik von 1949 bis 1953. Die einleitende Schilderung des Werdegangs McCloy's als Teilnehmer an der elitären staats- und sicherheitsgesinnten „Plattsburg-Bewegung“, als einer der Wall-Street-Anwälte, die selbstverständlich gelegentlich in den Staatsdienst hinüberwechselten, seine frühen freundschaftlichen Verbindungen zu Jean Monnet, seine in anwaltlicher Praxis gewonnenen Kenntnisse über Deutschlands Kriegsführung im Ersten Weltkrieg, machen anschaulich, wie es möglich war, daß das isolationistische Amerika der Zwischenkriegszeit plötzlich auf eine politisch international gesinnte Elite zurückgreifen konnte. Die Beispielhaftigkeit McCloy's scheint sich während des Zweiten Weltkrieges anzudeuten. Im Kriegsministerium nahm er zu dieser Zeit wesentlichen Einfluß darauf, daß Auschwitz nicht bombardiert, der Morgenthau-Plan fallengelassen und die Amerikaner japanischer Abstammung von der Westküste ins Landesinnere zwangsumgesiedelt und dort inter-

niert wurden. War denn die amerikanische Politik gegenüber Westdeutschland später nicht auch von einem moralblinden Erfolgs- und Sicherheitswahn gekennzeichnet gewesen? Man spürt förmlich, wie dem Autor diese These auf der Zunge liegt. Doch sie bleibt Hypothese und blitzt nur gelegentlich wieder auf. Mit der einsetzenden Schilderung seiner Zeit als Hochkommissar tritt McCloy als Person in den Hintergrund, über weite Strecken sogar so stark, daß die implizite These einer Verkörperung der Sache in der Person aus den Augen verloren wird. Hierfür ist verantwortlich der Anspruch des Autors, die europäische Nachkriegskonstellation und die amerikanische Deutschlandpolitik insgesamt zu schildern und zu bewerten. So ist das flüssig und gut geschriebene Buch aber auch eine ausgezeichnete Einführung in die Frühgeschichte der Bundesrepublik. Für Ostdeutsche mag die Schilderung den Zugang zur herrschenden westdeutschen Sicht gerade wegen ihrer aus der Distanz heraus einfühlbaren Perspektive erleichtern. Die Darstellung ist abgewogen, was sich besonders deutlich bei der Erörterung der Stalinnote und – bei aller ihrer grundsätzlichen Bejahung – nicht zuletzt auch an der Benennung der Opfer der Politik der Westintegration, den Ostdeutschen und vielleicht auch den Osteuropäern insgesamt, zeigt.

Viele Deutsche zögern, aus Lage und Gewicht der Bundesrepublik in der veränderten Welt den Schluß zu ziehen, eine veränderte Außenpolitik sei geboten. Andere schließen aber auch von der diskreten Außenpolitik der alten Bundesrepublik auf eine vermeintlich früher sehr starke Beschränkung ihrer politischen Souveränität. *Schwartz'* Schrift ist eine nützliche und überzeugende Erinnerung daran, daß die Wiedergewinnung des außenpolitischen Handlungsspielraums für die Bundesrepublik nicht einmal in erster Linie auf das westdeutsche „Wirtschaftswunder“ zurückzuführen, geschweige denn ein Produkt der Wiedervereinigung ist. Sie macht klar, daß hierfür sehr viel grundlegendere materielle und immaterielle Faktoren maßgebend waren. *Schwartz* stellt gebührend heraus, welchen Stellenwert noch vor dem wirtschaftlichen Aufschwung die Einsicht in führenden alliierten Kreisen besaß, daß eine Erholung Westeuropas ohne eine Erholung Westdeutschlands nicht möglich wäre. Gleichfalls wird die Bedeutung der Verschiebung des Deutschen-Bildes in der westlichen öffentlichen Meinung durch die Haltung der West-Berliner Bevölkerung während der Zeit der Luftbrücke gewürdigt. McCloy's Politik und seine Amtsführung werden sensibel als Folgerungen aus diesen beiden Grundeinsichten und Erfahrungen beschrieben. Seine diskrete Förde-

rung der europäischen Integration werden ebenso wie sein Wirken für eine westdeutsch-israelische Annäherung geschildert. Mehr noch als den amerikanischen Beitrag zu diesen Entwicklungen scheint den Autor aber das Phänomen des von Adenauer von Anfang an den Tag gelegten deutschen Selbstvertrauens zu beschäftigen. Dieses führt er richtigerweise sowohl auf dessen Wissen um den Umstand zurück, wie sehr die Alliierten ihrerseits auf die Mitwirkung Westdeutschlands angewiesen waren, als auch auf die Furcht des Weimarer Politikers vor einer Wiederholung des Versailles-Komplexes. Diese Sicht eines Amerikaners sollte diejenigen zum Nachdenken veranlassen, die meinen, daß die Bundesrepublik Deutschland eine außenpolitische Tradition begründet habe, wonach sie ihrer Verantwortung für den Frieden in Europa und der Welt allein durch Geld, gute Worte und die „Anerkennung von Realitäten“ gerecht werde. Wer dagegen nicht ausschließen möchte, daß die Auffassung richtig ist, daß die Vereinigten Staaten den Weltfrieden heute nicht allein gewährleisten können und sollten, der mag durch Schwartz' Werk über John McCloy und die Frühgeschichte der Bundesrepublik wichtige Denkanstöße erhalten. In den Vereinigten Staaten mag das Buch dazu beitragen, das Ausmaß des eigenen Einflußverlustes ebenso wie das des relativen Einflußgewinns Deutschlands und

Europas zu relativieren und die Auffassung zu stärken, daß Politik und Diplomatie aus multilateralem Geist stabile Gleichgewichte geschaffen haben und wieder schaffen können.

Georg Nolte

- 1 Die deutsche Übersetzung liegt unter dem Titel: Die Atlantikbrücke – John McCloy und das Nachkriegsdeutschland, im Ullstein Verlag (Berlin 1992) vor.

Heinz Bude, Bilanz einer Nachfolge. Die Bundesrepublik und der Nationalsozialismus. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1992, 121 S.

Das Buch von Bude erscheint in einer Situation, in der ein sozialpsychologischer Blick auf die Deutschen und ihren Vereinigungsprozeß stärker in die Diskussion gekommen ist. Einen Aufschwung nahm der sozialpsychologische Diskurs nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im außerwissenschaftlichen Bereich. Die hier wie dort thematisierte Frage nach den seelischen Folgen von Gesellschaften stehen nichtsdestoweniger häufig im Kreuzfeuer wissenschaftlicher Kritik. Nicht nur wegen der terminologischen Schwierigkeiten, solche seelischen Folgen zu beschreiben. Auch, weil ein solcher Diskurs immer wieder andere, beispielsweise den soziologischen oder geschichtswissenschaftlichen, durchkreuzt.

Wenn Bude „nach den seelischen Folgen des Nationalsozialismus für die Bundesrepublik“ (S.7) fragt, so meint er die alte Bundesrepublik. Der Anschluß der ostdeutschen Gesellschaft wird noch nicht reflektiert. Gerade den Lesern aus Ostdeutschland, die die alte Bundesrepublik aus eigenem Erleben nicht kennen, vermittelt das Buch einen Eindruck über das sozialpsychologische Klima der westdeutschen Entwicklung.

Für die Zeit nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialistischen Regimes stellt der Autor fest, „daß die Deutschen 1945 vor einem kollektiven Zuschreibungsproblem standen. Es waren zuerst die Befreier, die ihnen die nationalsozialistischen Verbrechen zuschrieben, und daraufhin mußten sie sich selbst diese Vergangenheit zuschreiben.“ (S.8) Die historische Analogie des Zusammenbruchs von 1945 und der Auflösung der DDR 1990 besteht allerdings nicht – wie so gerne behauptet wird – in den Verbrechen und in der Schuld, sondern *im Bruch* und den Problemen bei der (Neu-) Konstitution der eigenen Vergangenheit. Wieder sind es von außen kommende ‘Befreier’ oder ‘Sieger’, die dem befreiten oder besiegten Volke eine Vergangenheit zuschreiben.

Dieses Phänomen der schnittartig einsetzenden Zuschreibung einer anderen Vergangenheit läßt Bude das Verhältnis von „Bruch und Kontinuität“ thematisieren. Er stellt ge-

sellschaftliche Brüche in der deutschen Geschichte dar und zeigt, wie im sanktionierten gesellschaftlichen Selbstverständnis die Diskontinuität zuungunsten der Kontinuität überbetont wurde. Beispielsweise in den Interpretationsschemata, mit deren Hilfe in der DDR und in der BRD der alltägliche Faschismus der Deutschen externalisiert wurde. In der DDR wurde der Faschismus als Kapitalismus aus der sich sozialistisch verstehenden DDR externalisiert, und in der BRD wurde der Faschismus als Diktatur aus der sich als Demokratie verstehenden Bundesrepublik externalisiert. „Aber Bruch ist ohne Kontinuität nicht denkbar“, das ist seit Hegel klar. Bruch ohne Kontinuität ist nicht nur ein logisches Unding, er ist auch real nicht machbar, weil ohne Kontinuität „die gesellschaftliche Anschlußfähigkeit nicht mehr gewährleistet wäre“ (S. 13). Bude fragt, was nach solchen radikalen gesellschaftlichen Brüchen denn aber nun das Kontinuum bildet? Es ist die „Kontinuität des gesellschaftlichen Personals“ und dessen, was von ihm seelisch transportiert wird. „Die Frage nach den seelischen Folgen umreißt schließlich einen vagen Gegenstandsbereich: Es geht um den Bereich zwischen offiziellen Deutungsmustern und inoffiziellen Deutungsbedürfnissen. Dies verlangt einen besonderen Blick, der die Gestaltung kollektiver Wünsche und Ängste zu erkennen gibt, die zur Errichtung öffentlicher Kommuni-

kationstabus einerseits und zur Anreizung einer endlos privaten Rede andererseits führen. Man kann sich das vielleicht so denken; Es existieren unterirdische Reservoirs von erregenden Vorstellungen, die mit der geschichtlichen Erfahrung des Nationalsozialismus zusammenhängen ... Wie wirken diese Bilder weiter, und was bedeutet das für das Selbstverständnis und das Lebensgefühl der Deutschen heute?“ (S. 14f.) Trotz der vom Autor selbst erkannten Vagheit der Fragestellung wird jedoch eines deutlich: Es geht nicht um die 'offizielle Geschichte', um das 'amtliche Selbstverständnis' einer Gesellschaft, sondern um die individuelle Privat-Geschichte und das Privat-Selbstverständnis, das in seiner millionenfachen Ausfertigung so schwer zu erfassen, nichtsdestoweniger aber geschichtswirksam ist. Deswegen sei „das eigentliche Problem... die unauffälligen Deutschen, die den Nationalsozialismus vielleicht nicht von Herzen gewollt, aber sich dann doch mit diesen Verhältnissen arrangiert haben. Wie sind sie mit ihrer Beteiligung am Nationalsozialismus 1945 fertig geworden und welche Botschaft haben sie ihren Kindern übermittelt?“ (S. 32) Hiermit hat Bude einen wichtigen Punkt zur Aufklärung der seelischen Folgen von Gesellschaften angerissen. Denn bei der Frage nach den seelischen Folgen, nach dem „kollektiv Unterbewußtem“, nach „der kollektiven Seele“ geht es nicht nur um einen

intrapersonellen sondern um einen interpersonellen Prozeß. Es geht dabei auch um die historischen Botschaften in den Familien; um die Botschaften im privaten Raum, um die Botschaften zwischen den Generationen. Man kann sich leicht denken, daß dabei die Frage nach den prägenden Grunderfahrungen der verschiedenen Generationen ins Blickfeld rückt.

Bude zeigt, ausgehend von einem Konzept der Generationen im Sinne Karl Mannheims, wie in der Zeit des Nationalsozialismus schon ein Altersunterschied von drei Jahren verschiedene Generationen voneinander schied. „Für die Generation der um 1900 geborenen waren die zwanziger Jahre die prägende Zeit. Die 'desillusionierte Generation' stellte sich der Modernität bedingungslos, ohne sie allerdings zu akzeptieren. Aus dieser Standortlosigkeit hatten sie dem Nationalsozialismus nichts entgegenzusetzen. Sie nahmen ihn hin, weil sie sich schon vorher von der Politik in der ungeliebten Republik verabschiedet hatten ... Genau diese Position des Zuschauens wollte die Generation der nationalsozialistischen Bewegung überwinden: Für die Jahrgänge, sagen wir, 1910 bis 1925 war der Nationalsozialismus eine Jugendbewegung, welche die vernünftigen Verhältnisse durch einander brachte. ... Die Jahrgangsgruppe 1910 bis 1925 stellt die eigentliche Generation der nationalsozialistischen Bewegung dar, aus

ihr wurde dann die Kriegsgeneration des Zweiten Weltkriegs.“ (S. 84) Für sie gab es eine „gemeinsame Generationserfahrung: nämlich nach dem Kriege völlig entzaubert dazustehen. Nichts war geblieben von dem revolutionären Aufbruch in eine strahlende Zukunft als Zerstörung und Schuld.“ (S. 83ff.) „Im Unterschied zu dieser Jahrgangsgruppe hatte es die 1926 bis 1930 schon mit der institutionalisierten Bewegung zu tun. Für sie bedeutete Jungvolk und HJ bzw. Jungmädel und BDM einen organisatorischen Zwang wie die Schule auch, was die bekannten Resistenzeffekte hervorrief ... die am Ende des Krieges zu der Erkenntnis des 'Ohne uns' reiften.“ (S.86) Andere Maßstäbe gelten für die um 1927 geborenen, die Generation der Flakhelfer. „In den Flakbatterien war den meisten der höher ausgebildeten Jugendlichen klar geworden, daß der 'Endkampf' eine ziemlich aussichtslose und absurde Angelegenheit war.“ (S. 82) „Und nach 1945 stand ihnen dieses Szenarium rampo- niierter deutscher Männer vor Augen. Wichtig ist, daß sie ... bei allem stillen Mitleid Abstand zum Schicksal der älteren Generation wahren konnten. Sie hatten schon ihre eigenen Erfahrungen gemacht, aus denen sie jetzt ihr Schlüsse ziehen konnten.“ (S. 86) „Auf jeden Fall“, so kommentiert Bude, „haben die Flakhelfer nach 1945 die Lehre gezogen, daß der glanzlose Pragmatismus eine ehrlichere und lebens-

dienlichere Haltung darstellt als ein politisch und weltanschaulich hochgezüchteter Idealismus [was immer das auch sein mag – T.A.]. Die skeptische Generation hat für die Bundesrepublik die 'Identifikations-scheu' zum ideologischen Programm erhoben.“ (S. 82) Wieder andere Maßstäbe gelten für die 1930 und in den folgenden Jahren geborenen, 'weißen Jahrgänge'; sie wurden frühgereifte Jugendliebe, während, wieder nur einige Jahre später, die „um 1940 Geborenen die Zeit als frühbenutzte Kinder“ erlebten.

Bude nutzt diese Herausarbeitung der Verschiedenheit der Generationen, um ein Bild von der intrafamiliären Psychodynamik zu zeichnen. An einem historisch kurzem Zeitraum von dreißig Jahren zeigt er, wieviele unterschiedliche Grunderfahrungen dicht beieinanderliegende Generationen haben. Das heißt auch, daß diese ganz unterschiedliche historische Botschaften an ihre Kinder weiterreichen werden. Bude schreibt dazu: „Diese Zusammenhänge sprechen gegen die Vorstellung eines linearen Verebbens der Nachfolgeproblematik in der natürlichen Abfolge der Generationen. Eher ist zu vermuten, daß das Thema plötzlich wieder virulent wird, allerdings an Stellen und in Formen, die das antifaschistische Aufklärungs- und Erinnerungsprogramm unterlaufen und überspielen werden.“ (S. 91)

Der gesellschaftliche Bruch von 1945, dienachträgliche Verleugnung,

Verdrängung oder Umdeutung, das beredete Beschweigen der Vergangenheit, das so oder so auf die Generation der Kinder übertragen wird, beginnt nun mit dem gesellschaftlichen Bruch 1989, dessen Umdeutung und Weitererzählung zu interferieren. Darüber hinaus ist zu erwarten, daß die Menschen, die in der DDR lebten, mit ihren individuellen Interpretationen des geschichtlichen Abschnitts, an dem sie beteiligt waren, wiederum diese historischen Botschaften zwischen den Generationen kommunizieren werden. Auch hier wird sich die Erwartung „eines linearen Verebbens der Nachfolgeproblematik“ (Bude) nicht bestätigen.

Thomas Ahbe

Heinz Suhr, Der Treuhandskandal. Wie Ostdeutschland geschlachtet wurde, Eichborn Verlag, Frankfurt/M. 1991, 208 S.

Aus wissenschaftlicher Perspektive die Qualität politischer Flugschriften zu bewerten heißt, als Vegetarier über den Verzehr von Fleisch zu berichten. Die andauernde Brisanz des Themas „Treuhandanstalt“ geht jedoch mit einer bemerkenswerten Abstinenz politikwissenschaftlicher Analyse in Form von publizierten

Monographien zur Treuhandanstalt (THA) einher, so daß die wenigen erschienenen Bücher zum Thema mehr Aufmerksamkeit erheischert als ihnen bei einem weiter zurückliegenden Gegenstand widerfahren würde.

Einen Grund für die wissenschaftliche Enthaltensamkeit liefert auch *Werner Schulz* (MdB, Bündnis 90/DIE GRÜNEN) im Geleitwort der vorliegenden politischen Streitschrift, wenn er den Wert der Schrift in einem Beitrag zum Zustandekommen gesellschaftlicher Mehrheiten sieht (S. 8). Wenn also der analytische Biß von WissenschaftlerInnen, die durch die Aussicht des Zustandekommens gesellschaftlicher Mehrheiten nicht vordergründig zu motivieren sind, sich vorläufig noch bedeckt hält, muß der geneigte Leser sich mit vollmundigen journalistischen Deutungsversuchen begnügen.

Wie zu erwarten, leistet *Heinz Suhr* als Pressesprecher der Fraktion Grüne/Bündnis 90 im Bundestag eine von den Kommentaren in den Wirtschaftsteilen von FAZ und Süddeutscher Zeitung verschiedene Deutung der kurzen Geschichte der THA, die mit der Publikation einiger bisher nicht veröffentlichter Dokumente unternetzt wird. Vermeidbar erscheinen zunächst einige Nachlässigkeiten beim Redigieren des Buches, die auf Eile bei der Produktion des Buches schließen lassen; wenn beispielsweise die Zentrale der THA

in Berlin im 1937 erbauten „Luftfahrtmuseum Hermann Görings“ (S. 10) liegt, dürfte es sich dabei wohl um das Gebäude des ehemaligen Reichsluftfahrtministeriums handeln.

Es überrascht nicht, daß der Anspruch des Buches, die Geschichte der THA zu schreiben, mit einer Darstellung der bürgerbewegten Anfangsintentionen des Runden Tisches beginnt.

Diese von *Wolfgang Ullmann* aufgegriffene Idee der treuhänderischen Verwaltung des Volksvermögens geriet infolge der Stigmatisierung der THA als „größte Staatsholding der Welt“ schnell in Vergessenheit. Die Darstellung der nichtintendierten Folgen dieser Idee durchzieht das Buch von der ersten bis zur letzten Seite.

Schnell sind auch die Schuldigen für diesen Gang der Ereignisse ausfindig gemacht: ein „Pakt“ zwischen Hans Modrow und Helmut Kohl (S. 17) gab ersterem die Gelegenheit, eine „Genossen-Treuhand“ in seinem „Modrow-Staat“ (S. 44-45) aufzubauen und das Volksvermögen nicht dem Volke, sondern seinen Parteigängern zuzuschlagen. Wo eine analytische Herangehensweise ein differenzierteres Bild hinsichtlich des Wandels in Verhalten und Zusammensetzung ostdeutschen Eliten ermöglichen würde, verfällt bürgerbewegte Enttäuschung in Platitüden der Boulevardpresse: „Ein guter Marxist-Leninist wird auch ein guter

Kapitalist.“ (S. 56) Das Zusammenwirken von alten SED-Kadern mit Westmanagern wird so wohl kaum aufgedeckt werden.

Die interessante Frage, warum alle westdeutschen Parteien die Vorstellung der ostdeutschen Bürgerbewegung von der Vermögensbeteiligung in Bürgerhand ignorierten, wird mit der Rede von „hochnäsiger Arroganz“ (S. 57) ebenfalls nicht beantwortet. Eine vergleichende Analyse zu den Vorstellungen nahekommenden volksbeteiligten Privatisierungsmodell in der CSFR unterbleibt bedauerlicherweise.

Von besonderer wirtschaftstheoretischer Unbedarftheit ist jedoch die den ganzen Text durchziehende These von der „Enteignung der DDR-Bürger“ (S. 69), die eine Folge der von der Modrow-Regierung betriebenen Gleichsetzung des Volkseigentums mit Staatseigentum sei. Schon der DDR-Dissident Rudolf Bahro war 1977 von der legitimatorischen Funktion des „Volkseigentums“ und den DDR-Bürgern als Nichtbesitzern ausgegangen. Eine freischwebende Normativität führt nun den Autor zur Annahme, das der Herbstaufbruch von 1989 genügt hätte, diese Nichteigentümer kraft einiger nach der Arbeitszeit stattfindender Straßenumzüge zu Eigentümern zu machen, deren erste freie Wahl vom März 1990 nicht auch den Umgang mit Eigentumsfragen vorstrukturiert und legitimiert hätte. Ein Nichtbesitzer kann nun mal nicht,

selbst auf ausdrücklichen Wunsch hin, enteignet werden.

Neben den vielen weiteren unreflektierten politischen Werturteilen der Streitschrift sticht noch die Systematik in der Auslassung der Rolle der zusammenbrechenden Ostmärkte für den sinkenden Wert ostdeutscher Unternehmen hervor.

Die zweite Hälfte des Buches ist angefüllt mit personalpolitischen Skandalen der THA, wie auch mit der Darstellung problematischer Verkäufe einzelner Unternehmen.

Im letzten Kapitel dieses wie ein großer SPIEGEL-Artikel wirkenden Buches kommt der Autor dann zu einigen systematischen Aspekten seiner sonst eher jammernd wirkenden Kritik an der THA. Die Zentralverwaltungsstruktur, die Managementressourcen und Verhandlungstaktik stehen dabei im Vordergrund. Dem nachgerade mutig wirkenden Titel „Die Treuhand abwickeln – ein Plädoyer“ dieses letzten Kapitels wird Suhr nur verbal gerecht, wobei auf der letzten Seite sogar noch in einer unerwartet liberalen Wendung der Steuerzahler als Argumentationssstütze bemüht wird. Es trifft zu, daß ein Teil der Treuhandpraxis das Vertrauen in die neue Rechtsordnung mindert (S.208). Allerdings wird diese Sprechblase nicht mit alternativen Vorschlägen, wie sie von einigen Wirtschaftswissenschaftlern bereits existieren, gefüllt.

Der Autor diskutiert auch nicht die Gegenthese zu seinen Vorstel-

lungen, die die Forderung nach einer stärkeren Verpflichtung der THA auf industrie-, struktur- und arbeitsmarktpolitische Aufgaben mit einer Eingliederung des bisherigen institutionellen Zwitters in das föderative System einhergehen sieht, womit eine Verschiebung der bisherigen hauptsächlich betriebswirtschaftlichen Herangehensweise hin zu volkswirtschaftlichen Prioritäten, wie auch zu demokratischer Kontrolle und Transparenz der Entscheidungsprozesse möglich wäre.

Die Erstpublikation von bislang unveröffentlichten Dokumenten, die beispielsweise belegen sollen, daß schon 1988 der DDR-Staatshaushalt in DM berechnet wurde, rechtfertigt sicher nicht den Erwerb einer sonst leider nur zornigen politischen Streitschrift.

Frank Geißler

Wolf Biermann, Der Sturz des Dädalus, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1992, 276 S.

Auf dem Klappentext zu Wolf Biermanns neuer Sammlung von Texten zur Zeit steht geschrieben, „daß der Liederhacker Wolf Biermann ein Dichter ist“. Wahrscheinlich wurde das noch einmal für alle gesagt, die es nicht glauben oder keine so dichte Vorstellung von Dichtern und Dich-

tung haben. Der Dichter-Wolf wehrt sich mannhaft gegen andere – auch Dichter –, diese „parfümierten Schoßhündchen“. Ja er ist schon ein echter Barde, mit kräftig hinlangendem Maul, ein lebenspralles „Menschenkind“. Seine sprachkräftigen Texte lesen sich wunderbar, er wirft sich in die Bresche mit leidenschaftlichem Gedonner – nur leider: die Namen, Fakten und Zusammenhänge stimmen häufig nicht. Da sollte er sich doch lieber zwischen Dichtung und Wahrheit entscheiden und konsequenterweise ganz fiktiv bleiben. Biermanns Wahrheiten machen oft skeptisch. Und heiß machen sie. Jedem Gegenargument wider seine Kontrahenten kommt noch eine persönliche Schmähung nach: „den letzten Husten des untergegangenen Regimes“ hört er in Christa Wolfs, Christoph Heins, Volker Brauns und Stephan Hermlins Äußerungen zur Zeit, „Nebelkrähen“ gibt es, „blödgezüchtete Wölfe“. Günter Grass hat nicht nur Unrecht, nein, er ist auch „ausgebrannt“, und dem „verlogenen Stefan Heym“, „der auf jedem öffentlichen Platz unter sich wegmacht“, kann man auch nichts glauben. *Ratten, Kot, Blut und Kadaver* durchwandern die beiden 1991er Preisreden des Dichters. Woher diese Wut gegen die „anderen Wortathleten“? Biermanns Traum ist zur Sau gemacht worden. Er spricht von seiner Hoffnung, die er ein paar historische Sekunden lang hegte, nämlich, daß die DDR zu guter Letzt

doch noch eine wirkliche DDR werden könnte. Er spricht von seiner altneuen Enttäuschung über seine blökenden, winselnden, gackernden Landsleute, ewig treue Staatsbürger, die sich nun als Opfer sehen. – Sicher, nach jedem politischen Umbruch ist das immer wieder ein mieses Stück und das gleiche alte Lied.

Die Dichter wissen das. Der Dichter Biermann projiziert in die Szene seine ganze Wut gegen die, die ihn bespitzelt und erkannt, und gegen die, die ihn verkannt haben. „In meiner Büchner-Rede steckt mehr Substanz als das Feuilleton der Süddeutschen Zeitung in drei Jahren verbraucht.“ Das mußte gesagt werden, jetzt, wo darüber hinaus auch zweifelsfrei bewiesen ist, daß seine ostdeutschen Dichterkollegen das falsche Dichter-Leben gelebt haben. Wed sie nicht das „Glück“ gehabt hatten, wie er „frühzeitig und ganz und gar verboten“ zu werden. Tja, *Glück* hat auf Dauer nur der wirkliche Dichter. Biermann räumt ein: „Ich muß mich einmischen in den Tagesstreit, denn ich schwebe nun mal nicht grinsend wie ein parteiischer Gott über den Parteien.“ Zu viel Bescheidenheit – in seinen Texten schwebt er tatsächlich wie Gott, wie ein unbarmherziger, selbstgerechter Gott über den Feinden der Biermann-Partei und gießt heißes Pech und brennenden Schwefel über sie aus. Kein *Glück*, sondern Pech gehabt. Was Biermann da im Nahkampf äußert, liest sich nicht gut.

Wenn Biermann von seinen Gegnern absieht, sieht der Leser klarer. Seine Texte über die Stasi-Aktivitäten gegen ihn bis über seine Ausbürgerung in den Westen hinaus gehen „tiefer als unter die Haut“. Da kommt Biermann herunter von seiner Götterwolke, von wo er Peeh und Schwefel oder auch nur Fäkalien regnen läßt. Dem, der das erzählt, kann man zuhören und beistehen. Dem kann man die Haßausbrüche abnehmen, was sonst sollte denn da kommen? Den, der das erzählt, könnte man auch einmal fragen, was er mit seinen Anti-Stasi-Verdrängungs-Pamphleten erreichen wollte, was das denn soll, den Schmerz, den Haß und die Wut so aufs Papier zu knallen? Sein nüchterner Report, wo er dem Leser das Amt der Be- und Verurteilungen läßt, bewegt mehr als seine bewegten Tiraden. Der Lärm macht taub, der Pulverdampf vernebelt die Sicht. In „Handschlag mit dem Weltgeist“ übt sich Biermann mit ironischer Ehrlichkeit in geschichtsphilosophischen Dingen. Wo er wie ein gewöhnliches Menschenkind und nicht wie ein strafender unfehlbarer Gott über sein Treffen mit Gorbatschow und Honeckers plötzliches Ketchup-Attentat auf Gorbi schreibt, kommt Leichtigkeit auf. Leichtigkeit bei traurigen Befunden. Biermann zieht sein Resümee über Faschismus und Kommunismus. Biermann wird wieder Mensch. Der Leser steht neben ihm und vernimmt: „Ich bin Kommu-

nist.“ – „Trotz alledem hängt mein Herz an diesem verreckten Kinderwunsch.“ Das ist der Riß, ein offenes Grab, und das tut weh.

Wer ist dran Schuld? Ein leichte Frage, die man gerne stellt, wenn man auf „Wie kommen wir hier raus?“ keine rechte Antwort weiß. Biermann löst gleich beide Fragen mit einem angeblich „behutsam ausgewogenen Lob der Lynchjustiz.“ Die Bonzen „an die Laterne“ oder „in die Jauchegrube“. Denn Biermann mußte enttäuscht feststellen: „Statt dessen grollte in den Herbstwochen des Jahres '89 ein gewaltiger Donner von Sektkorken und Bierdosen über Berlin ... dem nichts als ein ätzender Regen aus Millionen Harnröhren folgte.“ Was soll's, nichts anderes war angemessen. Die haben ihren Führer nicht geliebt, noch haben sie das System gehaßt. Da gibt es keine 'Unfähigkeit zu Trauern' zu diagnostizieren oder eine heilsame „Triebabfuhr im Affekt“, wie von Biermann, zu wünschen. Das waren keine Biermänner sonder Bier-Männer – und deshalb: Freibier! Spült die Sache 'runter und geht wieder arbeiten und wählen, wie immer. Man soll den Aktenberg, den die Stasi in ihrem Verfolgungswahn angefertigt hat, nicht mit den wirklichen Widerstands- oder Oppositionshaltungen verwechseln. Biermann klagt: „zu wenig barbarische Substanz, zu wenig organisierte Weitsicht, ja und zu wenig blinde Wut“. Das brave Stantsvolk von Ostdeutschland hatte

in der Masse keinen Grund dazu. Biermann hat Grund zur Wut, aber dann soll er nicht andere vors Loch schieben. „Man soll nicht auf eines fremden Mannes Arsch durchs Feuer reiten“ zitiert er geschickt – natürlich in einem anderem Zusammenhang. Statt das selbst zu beherzigen, schreibt er: Wenn „der Pöbel schreit: Hängt das Pack auf! – dann gehöre ich zum Pöbel. Und wenn dann die empörten Menschen in ihrem Zorn ein paar besonders verächtliche Menschenquäler töten, dann will ich ihnen nicht in die Arm fallen.“ Nun auf einmal sind die Wir-sind-alle-Opfer-Ossis, die Wie-sind-wir-schon-wieder-betrogen-waren-Gefolgsleute gereinigt und mit der Definitionsmacht darüber ausgestattet, wer ein „besonders verächtlicher Menschenquäler“ ist. Biermann stellt sich vor, daß er ihnen nicht in den Arm fällt, aber er vergißt sich vorzustellen, daß er ihnen in die Hände fällt – „im Grauen des Morgengrauens“ wie gesagt. – He, was ist das für einer, der mit dem Schnauzbart? – Zeig mal Deine Hände! – Nie gearbeitet. – Bonze! – „*Ich bin Kommunist.*“ – An die Laterne. – Nein, ich habe Lieder gemacht gegen das Regime. – Ein Intelligenzler, Künstler, Schmarotzer, noch schlimmer! Ab zu den anderen. An die Laterne! An die Laterne! – Aber Biermann ist „im Grauen des Morgengrauens“, wo er den lynchenden Racheengeln nicht in den Arm fallen wollte, niemandem in die Hände gefallen. Er kann weiterleben

und weiterschreiben. Und einem PDS-IM-Bundestagsabgeordneten nach dessen demonstrativem Selbstmord noch ins Grab spucken. Und von einer „*sinnstiftenden Selbstmordwelle auch im Westen unseres Vaterlandes*“ träumen. Zusammen mit „allen Generälen des MfS, allen Führungsoffizieren und ihren kirchlich gebundenen Stasispitzeln“ ... sollen sie sich „*bitte umbringen*“. Auch „alle Industriellen, die an Libyen Giftgasfabriken verkauft haben ... wer das Spielzeug für solche blutigen Spiele lieferte ... oder wer sich als Atombombenbauer anheuern ließ. ... Es sind gespenstisch viele, die sich besser umbringen sollten.“ Freilich, der Aufklärung dessen, wer wirklich ein Schuft ist, und der Einsicht der Schufte in ihre Schuld muß nachgeholfen werden. Dazu gründet man am besten einen Moral-Sicherheitsdienst. Und der verfährt nach der schon von Oscar Wilde formulierten Maxime: „Es gibt zwei Klassen von Menschen – die gerechten und die ungerechten. Die Einteilung wird von den Gerechten vorgenommen.“

Jedoch, nach dem sorgfältig ausgemalten Wutausbruch murmelt Biermann etwas von „haßdummen Phantasien, die kommen nur aus all dem Zorn gegen die Ungerechtigkeit, sie kommen aus der Wut über die Ohnmacht des Rechts. Jeder Essay ist ein Versuch gegen die Vergeblichkeit der Vernunft. ... Wenn der Text fertig ist, bin ich noch lange

nicht fertig.“ – Was soll dieses Feigenblatt aus Zerknirschung? Die, die lynchen, lesen Biermann Essays sowieso nicht, und die sie lesen, lynchen nicht. Was soll Biermanns Text also bringen – „gegen die Vergeblichkeit der Vernunft“? – Nichts. Aber zitiert wird er werden, noch und nöcher. It's showtime.

Thomas Ahbe

Wolfgang Günter Lerch, Kein Frieden für Allahs Völker. Die Kriege am Golf: Geschichte, Gestalten, Folgen, S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 1991, 269 S.

Wolfgang Günter Lerch ist Redakteur und Islamexperte der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Auf diesen Hinweis verzichtet kein Einband seiner mittlerweile stattlichen Anzahl von Büchern. Das hier zu besprechende ist ein interessantes, faktenreiches, viele Hintergründe erhellendes Werk, das für den interessierten Laien zum Verständnis der komplizierten Situation am Golf äußerst nützlich ist. Aber auch Fachleute finden in Lerchs Buch wertvolle Informationen und Denkanregungen.

Lesenswert und aufschlußreich sind der historische Exkurs zu den Ursachen der Kriege im Nahen und

Mittleren Osten, die kurzgefaßte Schilderung des ersten Golfkrieges (zwischen Irak und Iran 1980-88) sowie die überblicksartigen Darstellungen der inneren und äußeren Situation der wichtigsten Staaten des Vorderen Orients einschließlich der Porträts der Männer an der Spitze jener Staaten. *Lersch* zeichnet sich dabei nicht allein durch gründliches und sorgfältiges Abwägen aus, er verfügt auch über die Gabe, komplizierte, widersprüchliche, verwirrende Entwicklungen und Sachverhalte oder Ideologien knapp und anschaulich zu erläutern. Der Abschnitt über die Baath-Partei ist ein Beispiel.

Sehr verdienstvoll ist die sachliche und objektive Darstellung des islamischen Fundamentalismus, die sich wohltuend von den alarmistischen Produkten prominenter, aber weit weniger sachkundiger Vielschreiber unterscheidet. *Lersch* weist eindeutig nach, daß es sich bei fundamentalistischen Erscheinungen um eine Abwehrreaktion verunsicherter und orientierungslos gewordener Menschen handelt. Folglich empfiehlt er Dialog (mit den gesprächsbereiten Muslimen) und warnt vor der Errichtung neuer Feindbilder. Wichtig auch der Verweis des Autors auf die großen und schwierig zu lösenden Probleme, denen sich die Völker und Staaten jener Region gegenübersehen: die künstliche und daher stets aufs neue Konflikte erzeugende Staatenordnung, die ungleiche Verteilung von Öl- und

Wasserressourcen, die teure, überflüssige und gefährliche Hochrüstung.

Einige Thesen werden gewiß die Diskussion bereichern. Beispielsweise die, daß die muslimische Welt vor dem Mongolensturm im 13. Jh. „kurz vor einer präindustriellen Revolution gestanden“ habe (S. 81). Auch ließe sich darüber streiten, ob Abdel Aziz Ibn Sand, saudi-arabischer König bis 1953, tatsächlich „der größte Politiker, den die arabische Welt in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat“, war (S. 145).

Freilich ist dem Autor nicht jeder Abschnitt gleich gut gelungen. Dem Porträt des früheren ägyptischen Präsidenten Nasser liegt ein ziemlich grobes Strickmuster zugrunde. Nasser war nicht ausschließlich Diktator und außenpolitischer Abenteuerer, die von ihm begründete Entwicklungsdiktatur unterschied sich zumindest in den Methoden wenig von der in Taiwan und Südkorea praktizierten, die jetzt gern als ein Modell für die Dritte Welt dargestellt werden.

Das Lob für Israel, sich im zweiten Golfkrieg von Saddam Husseins Raketenterror nicht zu militärischen Gegenschlägen provozieren zu lassen, fällt – so sehr es am Platze ist – zu häufig und auch etwas zu überschwenglich aus. Es lag auf der Hand, daß dies politisch nur Schaden und militärisch keinerlei Nutzen bringen konnte: was wollte Israel mehr zerstören, als es die enorme Feuerkraft

der nahezu 2 500 Kampfflugzeuge und 630 000 Soldaten der Alliierten vermochten?

Der Autor geht hart mit der deutschen Friedensbewegung ins Gericht, die gegen die militärische Aktion der Alliierten auftrat. Er glaubt nicht, daß Kuwait mit nichtmilitärischen Mitteln befreit worden wäre. Das mag sein. Die Bilanz des zweiten Golfkrieges bleibt dennoch zwiespältig. Wahrscheinlich über 100 000 Tote, zahllose Verletzte, immense Zerstörungen, ökologische Verheerungen sind der Preis für die Herstellung des status quo ante: Kuwait ist von Demokratie weit entfernt und Saddam Hussein mordet weiter. „An den großen Problemen der Region“, so der Autor, „hat sich nach wie vor wenig geändert“. (S. 259)

Wenige Passagen sind direkt mißlungen. Beispielsweise die Überschrift zum Porträt über Saddam Hussein: „Bagdads roter Kalif“, wenn dann im Text kenntnisreich dargelegt wird, daß der irakische Diktator eben in kein Schema paßt und sich „abgeschmackten historischen Vergleichen“ entzieht (S. 98f.). Oder die Passage über die arabischen und asiatischen Gastarbeiter im Irak, die – zunächst Geiseln Saddam Husseins – mit ihrer Flucht den Behörden Jordaniens, Ägyptens und der Türkei „große Schwierigkeiten“ bereiteten. Vor allem aber erlitten sie selbst große Verluste, Demütigungen und nicht selten Einkerkerungen und Qualen (S. 130).

Auch einige unnötige Fehler finden sich. Die Sowjetunion war lange Jahre Iraks größter Waffenlieferant. Allerdings stammen ca. 53 Prozent des irakischen Waffenarsenals aus Moskau. Die im Buch angegebene Zahl von 80 Prozent (S. 35) erhält man, wenn die sowjetischen, französischen und chinesischen Lieferungen addiert werden. – Das Camp David-Abkommen wurde nicht 1979, sondern 1978 eben in Camp David unterzeichnet. Im März 1979 wurde am Potomac das darauf beruhende, aber keineswegs identische Washingtoner Friedensabkommen geschlossen. – Die Schnelle Eingreiftruppe der USA (Rapid Deployment Force) wurde nicht von Präsident Reagan, sondern bereits von dessen Amtsvorgänger Carter ins Leben gerufen (S. 127). – Die erste gesamtdeutsche Bundestagswahl fand am 2. Dezember 1990, nicht erst am 13. Dezember statt (S. 229).

Diese kritischen Anmerkungen können und sollen den Wert des Buches nicht schmälern. Das darin enthaltene reichhaltige Wissen, die sehr gelungene, in gewissem Sinne zeitlose Darstellung machen die Arbeit zu einer Fundgrube für jeden an der Situation im Golf interessierten Leser – weit über das Erscheinungsdatum des Buches hinaus.

Rolf Müller Syring

Albert Hourani, Islam in European thought, Cambridge University Press, Cambridge 1992, 199 S.

So muß der berühmte Thomas Edward Lawrence (1888-1935) einst auf Jerusalem geschaut haben, dachte ich im November 1992, konnte er doch von seinem Zimmer im „The American Colony Hotel“ das Damaskus-Tor der Altstadt sehen. Als britischer Agent stachelte er die Higâz-Araber zum Aufstand gegen die Türken an, ließ sich beim Einzug in jene Heilige Stadt Ende 1917 nahe des Jaffa-Tors mit dem französischen Offizier Louis Massignon fotografieren, betrieb 1920 die Ausrufung Fâïsals I. zum „König von Syrien“ und beschrieb diese Abenteuer 1926 in seinem Buch „Sieben Säulen der Weisheit“. Seither kommt wohl kein moderner Forscher um diesen schillernden „Lawrence von Arabien“ herum, verkörpert er doch eine Hauptperiode der europäischen Einwirkungen auf den Nahen Osten. Der Oxforder Historiker *Albert Hourani* (geb. 1915) stellt die Beziehungen zwischen Lawrence und Massignon in einem der hier versammelten Aufsätze in die geschichtlichen Zusammenhänge jener Epoche wie auch die weiteren Beiträge über

- den Islam im europäischen Denken aus philosophischer Sicht;
- den Austausch an Donnerstagabenden 1952-1953 in Oxford unter dem Eindruck seines Lehrers

Buchbesprechungen

- Hamilton A. R. Gibb (1895-1971);
- den 1968 verstorbenen Marshall Hodgson und den Einfluß seiner Bücher über den Islam in Europa;
 - den Begriff von islamischer, nahöstlicher und moderner Geschichte;
 - den Orientologen Jacques Berque (geb. 1910) und die Araber bei der Suche nach einem neuen Andalusien;
 - den Naben Osten des 18. Jahrhunderts in Kultur und Austausch;
 - den Bairuter Lehrer Bîtrus al-Bustânî (1819-1883) als Herausgeber von sieben Bänden einer elfbändigen „Arabischen Enzyklopädie“ (1876-1900), deren erste drei Bände der Leipziger Heinrich L. Fleischer (1801-1888) in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft mit Blick auf das Goethe-Zitat „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen“ (1819) besprach;
 - den libanesischen Maroniten Sulâimân al-Bustânî (1856-1925), einer von den drei Brüdern des erwähnten Bîtrus, als Übersetzer und Publizist von Homers „Iliad“ (Kairo, 1904).

Zwei Grundgedanken durchziehen die neun Essays, die dem Franzosen André Raymond gewidmet sind. Erstens geht es um die Herausbildung einer bestimmten Sicht auf den Islam und die mit ihm verbundene Kultur in Europa. Einer Sicht, so der Autor im Vorwort, die einerseits

einem zunehmenden Wissen um den Glauben der Muslime und andererseits den sich wandelnden Ideen über Religion und Geschichte in Europa selbst entsprang. Zweitens beleuchtet der Oxforder Altmeister die akademischen Traditionen in Europa: Techniken der Identifizierung, Herausgabe und Interpretation des Schriftgutes und seiner Übermittlung von Generation zu Generation wie in der „Silsila“-Kette zwischen den Lehrern und ihren Studenten, was dann salopp als „Orientalismus“ bekannt geworden sei. Es lohnt, auf diesen zweiten Kerngedanken näher einzugehen.

Kritik am sog. Orientalismus sei heute modern, klagte *Hourani*, und zwar zu einem als Konflikt zwischen verschiedenen Generationen von Akademikern und zum anderen als Ausdruck ihrer unterschiedlichen intellektuellen Ausbildungen. Er führte das so aus (S. 57ff.): die erste Richtung der Vorwürfe wende sich gegen die Essentialisten, die versuchten, all die Erscheinungen in muslimischen Gesellschaften und Kulturen mit dem „Konzept der eigenen, unveränderbaren Natur des Islam und des Muslimseins“ zu begründen. In frühen Perioden sei das berechtigt gewesen. Doch spätestens seit dem niederländischen Forscher Snouck Hurgronje (1857-1936) würden sich die meisten Gelehrten einigen können, daß der Islam, wie er sich ausdrückt in Gesetzen, Ritualen und Traditionen, Normen für

die Gesellschaften setzte, in denen er die Hauptreligion ist. Jedoch die Natur dieser Gemeinschaften könne allein aus den Wechselbeziehungen zwischen solchen Normen sowie den spezifischen Traditionen und Umständen erklärt werden, wobei sich selbst diese Normen änderten – in den verschiedenen Zeiten und Räumen.

Die zweite kritische Richtung behauptete, die Akademiker seien im Westen politisch motiviert. In der Periode der europäischen Vormacht, die sich heute nur anders ausnehme als früher, hätten sie diese Hegemonie gegenüber muslimischen Ordnungen gebilligt. So sei ein Orient-Bild entstanden, das sich durch Stagnation, Rückständigkeit, Unwandelbarkeit, Feindschaft und Unfähigkeit zur Selbstherrschaft auszeichne. Natürlich sei anfänglich etwas daran gewesen, so Albert Hourani, und britische, französische und niederländische Forscher sollten für die koloniale Art Verantwortung fühlen, mit der ihre Regierungen herrschten. Ohne Zweifel hätten einige unter ihnen solche breiten Teilungen zwischen der Menschheit akzeptiert wie „Orient und Okzident“, „Islam und Christentum oder fort- und rückschrittliche Länder“. Das diene der Rechtfertigung einer westlichen Vorherrschaft und finde heute seine Verlängerung in den Unterscheidungen zwischen „entwickelten“ und „unterentwickelten Staaten“. Abgesehen davon, daß Orientalisten wie

der Brite Edward G. Browne (1862-1926) Gegner der englischen Kolonialpolitik, gewesen und daß weder Deutschland noch Österreich als Kolonialmächte aufgetreten seien, würden hinter diesen Unterscheidungen Hegelsche Ideen zur Weltgeschichte stecken.

Die dritte Kritiklinie behauptete, Denken und Gelehrsamkeit des Westens erbaue ein sich selbsterweiterndes Gebäude für die Wahrheitssuche, das zwar das intellektuelle Leben beherrsche, aber wenig Verbindungen zur Wirklichkeit der Objekte aufweise. Auch daran sei etwas Wahres, nutzten wir doch traditionelle Kategorien und Auswahlprinzipien, die dazu neigten, sich selbst zu genügen. In der Tat wäre zu sagen, die üblichen Begriffe seien zumeist nicht die des vitalsten Denkens und erregten kaum Interesse von Nichtfachleuten. Die Grundkategorien stammten nach wie vor von Ignaz Goldziher (1850-1921) aus der spekulativen und philologischen Gelehrsamkeit des 19. Jahrhunderts. Im Vergleich zur chinesischen und südasiatischen Geschichte ähnele die der meisten islamischen Länder einem unterentwickelten Feld. Es gäbe sehr wenig Experten. Ernsthafte Studien seien relativ neu und deren Vertreter, zumal aus den betreffenden Staaten daselbst, besäßen schwerlich die Autorität, ihre eigenen Kategorien auch einzuführen.

Das ändere sich wohl, da junge Akademiker auf den Plan treten und

ihre Kategorien benutzen, gewonnen aus neuen Gebäuden des Denkens. Man könne dabei nicht jene Art des Konsens wie früher erwarten. Es werde verschiedene Wege des Herangehens in den verschiedensten Weisen geben. Differenzen kämen zwischen jenen auf, die von innen die Welt des Islams betrachten und jenen, die sie in überkommenen Begriffen der Kultur des Westens untersuchen würden.¹

Diese Gedanken bergen Sprengkraft, was nun drei Überlegungen andeuten mögen. Erstens: Wenn Albert Hourani beklagt, die Zeit wäre vorüber, da die Orientalisten (*orientalists*, S. 62) ohne jede Furcht vor Einwänden über ihren Beruf reden könnten, so liegt das an der Macht der Kritik, die der damals in Paris lebende Ägypter Anwar 'Abd al-Malik 1963² und der in New York lehrende Palästinenser Edward Said 1978³ gegen den euroamerikanischen Orientalismus (*orientalism*) vortrugen. Letzterer sah dreierlei „orientalism“: die akademische Disziplin, die Art der Abhebung des Orients vom Okzident und Institutionen, mit denen der Orient beschrieben und beherrscht werde. Klar ist, daß im Englischen (wie im Arabischen) der im Deutschen für das Fach übliche Begriff „Orientalistik“, *orientalistics*, hier fehlt: das als „-ism“ bzw. „-mus“ erfaßte System wird stets mit der Sparte in einen Topf geworfen. Es mußte aber getrennt werden, so daß eine Berufsbezeichnung wie

„Orientologe“ sich vom „Orientalisten“ der eben umrissenen Weise abhebt.

Zweitens: Die „Überdisziplin“ Orientalistik kann wohl nur als vager Begriff für viele Zweige gesehen, also euthehrlich werden. Ihre Ideen entspringen der realen Andersartigkeit orientalischer Welten im Süden im Vergleich zum Norden, zum euroamerikanischen Okzident. Die Wissenschaftshistorie war seit dem 12. Jh. ein Dreisprung von der Sprach- über die Geschichts- zur Sozialkunde. Heute müßte jede Lehre den orientologisch-regionalen mit dem sozialwissenschaftlich-hauptfachlichen Weg verbinden. Berufe wären so Sinologen-Juristen, Arabisten-Historiker, Afrikanisten-Philologen oder Indologen-Philosophen. Eine Sicht⁴ auf Sprach- oder Islamgelehrte, die nach dem Studium den zweiten Bildungsweg etwa zum Historiker gehen, genügt einem modernen Wissenschaftsbegriff kaum. Beides, die Kulturgeschichte oder Sprachen, muß beigegeben werden, sollte nicht Studienzweck, sondern auch ein methodisch nötiges Mittel für die Synthesen während des Studiums im zweiten Fachstrang sein.

Drittens: Houranis „Nahost-Geschichte“ ist die einer modernen Region in ihrer Beziehung zum Aufstieg und Verfall der Mächte Europas. (S. 97). Das läuft auch ideell auf eine „geistige Dekolonisation“ hinaus, so im „orientalism in reverse“ von Sâdiq Galâl al-‘Azni⁵ und in der

„Okzidentalistik“ (‘ilm al-istighrâb) von Hasan Hanfi⁶ – der Streit lebt auf.

Wolfgang Schwanitz

- 1 Ausführlich: W. Schwanitz, Berlin: Forschungsschwerpunkt für Moderne Orientforschung – Gedanken zum 80. Geburtstag der Orientalischen Kommission, in: *Initial*, 3 (1992) 3, S. 95-103; B. Lewis, *Rethinking the Middle East*, in: *Foreign Affairs*, 71 (1992) 4, S. 99-119.
- 2 A. ‘A. Al-Malik, *L’orientalisme en crise*, in: *Diogene*, 44 (1963), S. 103-140.
- 3 E. E. Said, *Orientalism*, New York 1978.
- 4 U. Haarman, Wie tolerant ist der Islam? In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 9.12.1992.
- 5 S. G. Al-‘Azam, *Orientalism and orientalism in Reverse*, in: J. Rothschild, *Forbidden Agendas*, London 1984, S. 349-376.
- 6 H. Hanafi, *muqaddima fi ‘ilm al-istighrâb*, Kairo 1991; vgl. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 40 (1992) 8, S. 966f.

Michael J. Hogan (Hrsg.), *The End of the Cold War. Its Meaning and Implications*, Cambridge University Press, New York 1992, 294 S.

Wer mit dem Bus von Kairo nach Jerusalem fährt, begreift in der Wüste Sinai angesichts hunderter Panzerwracks aus vier Kriegen zwischen Arabern und Israelis: das Gerede vom Ende des Kalten Krieges betrifft vor allem Europa! Außerhalb des Kontinents gab es in 45 Jahren nur heiße

Kriege, die der „kühle Aggregatzustand des Ost-West-Konflikts“ auf der Süd-Süd-Achse beförderte. Zudeintragten viele Vertreter der beiden Machtblöcke untereinander ihre Rivalität im Süden aus, gossen vor Ort Öl in die Waffengänge. Wie die Problematik 21 Experten aus mehreren Ländern und Fächern aufarbeiteten, stellte der Herausgeber des Journals „*Diplomatic History*“ zusammen. Er bat sie Ende 1991, Denksteine zum Ende des Kalten Krieges zu schreiben.

Es ist hier nicht möglich, auch nur alle Autoren oder Themen anzuführen. Daher beschränke ich mich auf den einen der beiden Nahost-Beiträge, sehe also vom Aufsatz über das „Ende des Kalten Krieges und seine Bedeutung für Historiker und Politikplaner“ ab, den *Bruce R. Kuniholm*, Professor für Politik und Geschichte an der Duke-Universität, verfaßte.

„Das Ende des Kalten Krieges und der Nahen Osten“ zeigt, wie wenig noch diese Zäsur Europas Nachbarregion berührte. *Nikki R. Keddie* rückte das in den größeren Zusammenhang einer „globalen Krise des Kommunismus seit 1989“. Der Geschichtsprofessor an der California-Universität in Los Angeles lotete das anhand von fünf Punkten aus: der ökonomische Aspekt, wobei ein deutlich höherer Teil der West-Auslandshilfe seither nach Osteuropa abfließe; der mögliche Eindruck von osteuropäischen Demokratisierung

gen auf die nahöstliche Region; die Betroffenheit linker und kommunistischer Bewegungen auch infolge des raschen Abfallens von Kommunisten im Westen gegenüber der kommunistischen Ökonomie und Ideologie; das Ende der bipolaren Rivalität, was die beiden Weltmächte USA und UdSSR alsbald veranlaßte, ihre unbeschränkte Hilfe und Aufrüstung in der Region einzustellen; das Zusammengehen der UdSSR mit der USA in Regionalkonflikten wie beim zweiten Golfkrieg, womit ein Kontern von dort gegen Washington durch Moskaus Hilfe unmöglich geworden sei.

Obwohl man keine Aussagen über künftige Trends treffen könne, sei eine weitere Kooperation der Großmächte zur Verminderung von einigen Problemen in Nahost wahrscheinlich. Doch gingen wichtige Entwicklungen in dieser Region keineswegs auf das Ende des Kalten Kriegs zurück, sondern auf langwirkende indigene Faktoren und Prozesse. Vor allem setzten Demokratisierung und Entwicklung in Nordafrika unabhängig von dieser „Krise des europäischen und russischen Kommunismus“ ein. Ebenso eigenständig nahm die islamische Rückbesinnung ihren Lauf, obzwar sie natürlich nunmehr davon beeinflusst werde, was in und um Europa geschehe. Der arabisch-israelische Konflikt sei wie die Krise um Kuwait weitgehend autonom. Gleiches träfe

auf die wachsenden ethnischen und religiösen Spannungen zu.

Insgesamt brächte das Ende des Kalten Kriegs weniger Wandel in Nahost als erwartet worden sei. Insbesondere hätte sich die Politik der USA kaum substantiell verändert. Ihr Streben, diese Region zu beherrschen, sei früher lediglich antiso-wjetisch motiviert worden. Indessen sei die UdSSR nach 1946 tatsächlich nie so aggressiv aufgetreten, wie das in den USA immer behauptet worden wäre. Nun hätte das Ende einer plausiblen sowjetischen Bedrohung keineswegs die amerikanischen Bemühungen vermindert, den Nahen Osten zu dominieren. Das offenbare gerade der zweite Golfkrieg. Im Gegenteil: „Alliierte“ wie die autokratischen Regimes in Saudi-Arabien und am Golf seien hernach noch mehr aufgerüstet worden.

Wenn es auch als recht fraglich erscheinen muß, globale oder welt-historische Ost-West-Gegensätze allein an einer „Krise des Kommunismus“ festzumachen, so stimmt doch das nunmehr fast schon nostalgisch anmutende Fazit über die Bedeutung eines Endes des Kalten Kriegs in Nahost (S. 160) nachdenklich: „Alle Gewinne für den Frieden, die der Stopp von sowjetisch-amerikanischen Manövern erbrachte, hat bislang der Verlust des Sowjetblocks als Gegengewicht zu einer übermäßigen Vormacht der USA zunichte gemacht.“ In den übrigen Beiträgen

machen speziell die Gedanken über vier Arten des Kalten Krieges und über eine tripolare Welt unter einem amerikanischen Rüstungsmonopol den angezeigten Band zur ergiebigen Lektüre.

Wolfgang Schwanitz

Fritjof Capra, Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1992, 513 S.

Wenn man zu diesem Buch greift, mag man sich die Frage stellen, weshalb Autor und Verlag etwa zehn Jahre nach der deutschen Erstausgabe eine aktualisierte Taschenbuchversion folgen ließen. Die Frage erscheint um so berechtigter, da die Aktualisierung im wesentlichen in der Anfügung eines zehnsseitigen Essays über das „ganzheitlich-ökologische Denken in der deutschen Geistesgeschichte“ besteht.

Capra gliedert sein Werk, von Vorwort, Einführung und Anhang abgesehen, in vier Teile, die er mit „Krise und Wandlung“, „Die beiden Paradigmen“, „Der Einfluß des kartesisch-newtonschen Denkens“ und „Die neue Sicht der Wirklichkeit“ überschreibt. Die Ausgangsthese – Ende der siebziger Jahre formuliert – ist außerordentlich aktuell.

Capra sieht die Welt in einer tiefgreifenden Krise: „Es handelt sich um eine vielschichtige, multidimensionale Krise, deren Facetten jeden Aspekt unseres Lebens berühren – unsere Gesundheit und Lebensführung, die Qualität unserer Umwelt und unsere gesellschaftlichen Beziehungen, unsere Wirtschaft, Technologie und Politik.“ (S. 15) Die gegenwärtige Zeit sieht er als eine Übergangsperiode an, die vom Niedergang des Patriarchats, vom Ende des Zeitalters der fossilen Brennstoffe und von der „Abenddämmerung der auf Sinneswahrnehmung bauenden Kultur“ gekennzeichnet ist. (S. 29) Um die Ursachen für die Krise aufzuspüren, in der sich die Menschheit befindet, geht der Autor bis in das 17. und 18. Jh. zurück. Die Ideen und Schriften von Galileo Galilei, René Descartes, Francis Bacon, Isaac Newton, Thomas Hobbes, John Locke legten die geistigen Grundlagen der abendländischen Wissenschafts- und Gesellschaftsentwicklung und prägten diese über Jahrhunderte hinweg – und in vielerlei Hinsicht bis zur Gegenwart. Sie entwarfen ein mechanistisches Weltbild, das, ausgehend von der Physik, für nahezu jede Wissenschaft, sei es für die Biologie, die Medizin, die Psychologie aber auch die für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, bestimmend wurde. „Die mechanistische kartesianische Weltanschauung hat großen Einfluß auf alle un-

sere Wissenschaften und ganz allgemein auf das abendländische Denken ausgeübt. Die Methode, komplexe Phänomene auf Grundbausteine zu reduzieren und nach den sie bewegenden Mechanismen zu suchen, ist tief in unserer Kultur verwurzelt, daß sie oft mit der wissenschaftlichen Methode schlechthin gleichgesetzt wurde. Anschauungen, Vorstellungen, Ideen, die nicht in den Rahmen der klassischen Naturwissenschaft paßten, wurden nicht ernstgenommen... Als Folge dieser alles überrollenden Betonung der reduktionistischen Wissenschaft wurde unsere Kultur mehr und mehr zersplittert und hat zutiefst ungesunde Technologien, Institutionen und Lebensweisen entwickelt.“ (S. 257)

Die auf die klassische Physik zurückgehenden mechanistischen und reduktionistischen Anschauungen hält der Autor für sachlich, aber auch geistig für längst überholt. Das Beispiel der Vertreter der modernen Physik, die seit Beginn des 20. Jh. die Grenzen, Schwächen und Irrtümer der klassischen Physik entdeckten, darüber zunächst (wie z.B. auch Einstein) höchst schockiert waren, dann aber ihr gesamtes Gedankengebäude radikal umgestalteten und mit tiefen Einsichten in das Wesen der Materie und des menschlichen Geistes belohnt wurden, hält der Verfasser auch für andere natur- und sozialwissenschaftliche Disziplinen für geeignet und zwingend, um die Welt auf neue, umfassende Weise

wahrzunehmen. „Erst wenn wir die Welt anders wahrnehmen, werden wir anders handeln können.“ (S. VIII) Diese neue Weltanschauung beschreibt er als „organisch, ganzheitlich, ökologisch. Das Universum wird nicht mehr als eine Maschine betrachtet, die aus einer Vielzahl von Objekten besteht, sondern muß als ein unteilbares, dynamisches Ganzes beschrieben werden, dessen Teile auf ganz wesentliche Weise in Wechselbeziehung stehen und nur als Strukturen eines Vorganges von kosmischen Dimensionen verstanden werden können.“ (S. 80)

Capra beschränkt sich keineswegs auf allgemeine Erkenntnisse und visionäre Ratschläge. Vielmehr äußert er sich detailliert, welche Folgen ein solches Weltbild für wissenschaftliches und praktisches gesellschaftliches Handeln zeitigen müsse. Was er im einzelnen zum Yin-Yang Dualismus (anstelle des abendländischen Sozialdarwinismus), zu einem ausgeglicheneren Verhältnis von rationalem und intuitivem Wissen, zu einer neuen planetaren Ethik, an Vorschlägen zur grundlegenden Umorganisation des Gesundheitswesens, zur Enturbanisierung, zur Dezentralisierung politischer Macht, zur regionalen Entwicklung, zur Solarenergie, Alternativwirtschaft und zum Feminismus zu sagen hat, kann hier nicht einmal summarisch festgehalten werden. Man mag dem Autor in diesem oder jenem Punkt zustimmen oder wider-

sprechen wollen – insgesamt handelt es sich tatsächlich um „Bausteine für ein neues Weltbild“, wie es im Untertitel des Buches heißt.

Nach der – durchaus anstrengenden – Lektüre ist auch für den Rezensenten die eingangs gestellte Frage, weshalb die „Wendezeit“ nach zehn Jahren wieder aufgelegt wurde, zufriedenstellend beantwortet. Capra ist immer noch hochaktuell. Er, der die Debatte über den Zustand und die Zukunft der Welt vor zehn, zwanzig Jahren, d.h. in einem ganz anderen Zeitalter, maßgeblich angeregt hat, ist mit seiner Analyse und seinem Entwurf auch in der gegenwärtigen Diskussion eine wichtige und ernstzunehmende Stimme.

Rolf Müller-Syring

Ernst-Otto Czempiel, Weltpolitik im Umbruch. Das internationale System nach dem Ende des Ost-West-Konflikts, Verlag C. H. Beck, München 1991, 142 S. (Becksche Reihe 444)

Nach dem Ende des Ost-West-Konflikts ist die politikwissenschaftliche Teildisziplin „Internationale Beziehungen“ aus ihrem akademischen Schattendasein herausgetreten, wobei eine Revitalisierung der Diskussion der theoretischen Grundlagen dieser Teildisziplin und eine var-

stärkte Debatte über die Zukunft des internationalen Systems zu verzeichnen sind. Diese inzwischen auch international immerheftiger geführte Debatte wird mit diesem bemerkenswert anregenden Essay zweifelsohne bereichert.

Nachdem Czempiel bereits im Vorwort einräumt, daß er ein Buch schreibt, das geschrieben werden muß, obwohl es eigentlich nicht geschrieben werden kann, versucht er im ersten Kapitel diesen aus der fehlenden zeitlichen Distanz resultierenden Nachteil, der wohl den essayistischen Charakter des Buches vorstrukturierte, durch eine um analytische Distanz bemühte Untersuchung der Strukturiertheit des Ost-West-Konflikts zu kompensieren.

Vor dem Hintergrund der Auflösung dieses Konflikts werden die in der (vornehmlich deutschen und amerikanischen) Politikwissenschaft erreichten Ergebnisse¹ bei der Untersuchung von Triebkräften und Konfliktstrukturen in Frage gestellt. Deutlich relativiert wird der Anteil des Westens an der Konfliktauflösung, die zuvörderst eine Konsensverweigerung innerhalb der osteuropäischen Gesellschaften war und nicht als Folge des siegreichen Drucks des liberal-kapitalistischen Weltsystems gedeutet werden kann (S. 21).

Die Leistung des Westens bestand in der Zurückhaltung beim Beobachten des von Gorbatschow überwachten Auflösungsprozesses

des kommunistischen Blocks. Nachgeordneter exogener Faktor des Zusammenbruchs war die vom Westen mitvollzogene Spannungsminde- rung, so daß mit dem Hinweis auf äußere Bedrohung keine Konsens- mobilisierung mehr erfolgen konnte.

Der letzte Abschnitt des Kapitels widmet sich dann den Optionen und Anforderungen an eine stabile Euro- päische Friedensordnung, die vor dem Hintergrund der dem entgegen- stehenden Hindernisse (insbesonde- re der sicherheitspolitischen Heraus- forderungen in Osteuropa) diskutiert werden.

Mit dem zweiten Kapitel läßt Czempiel seinen bedingten Euro- zentrismus fallen und beschäftigt sich mit der Zukunft der Weltpolitik und den zentrifugalen Tendenzen in den internationalen Beziehungen.

Schließlich sieht der Autor mit einem globalistischen Ansatz drei Prozesse als strukturierend im inter- nationalen System nach dem Ende des Ost-West-Konflikts:

1. *Regionalisierung* als Anwachsen des Einflusses der Regionalmächte in einer nicht mehr bipolaren Ord- nung.
2. *Demokratisierung* in den Herr- schaftssystemen, wo sich die Ge- sellschaften emanzipieren.
3. *Ökonomisierung* des internationa- len Systems als Bedeutungszu- wachs des Sachbereiches Wirt- schaft in einer interdependenten Welt.

Im Sachbereich Sicherheit wird die Strategie hegemonialer Stabili- sierung durch die einzig verbliebene potente Weltmacht USA als Antwort auf die Regionalisierungsschübe un- tersucht und vehement kritisiert. Ei- nerseits liegen für den Autor die Gewaltursachen im Internationalen System weniger im Sachbereich der militärischen Sicherheit und können daher auch nicht mit den traditionel- len Mitteln der Sicherheitspolitik (hier im engen Sinne des Begriffs verwendet) eingegrenzt werden.

Die Präponderanz der Sachbe- reiche Wirtschaft und Herrschaft gegenüber dem Bereich der militä- rischen Sicherheit, also der Nachweis eines Zusammenhangs zwischen Herrschaftsordnung und Wohlfahrt hinsichtlich des Außenverhaltens eines Staates, arbeitet der Autor als Erklärungsmuster der Gewalt im in- ternationalen System heraus (S. 30ff. und S. 75). Als funktionales Äqui- valent hegemonialer Sicherheits- politik erscheinen die internationa- len Organisationen und Regime, ins- besondere der Vereinten Nationen (S. 78), die ihre Kapazitäten als Steuerungsinstrumente zur vorbe- gehenden Gewaltverhinderung erwei- tern und das Ordnungsdefizit füllen sollten. Um der Gewalt als Austrag- ungsmechanismus internationaler Konflikte die Akzeptanz zu nehmen, wird die Thematisierung der Innen- politik von Staaten in den Vereinten Nationen als Lösungsmechanismus vorgeschlagen.

Im dritten Kapitel, das sich mit der weltweiten Tendenz zu Demokratisierung befaßt (S. 86ff.), die als eigentliche Ursache des Strukturwandels der Weltpolitik gesehen wird, entfaltet sich dann *Czempiels* Originalität vollends, indem er die Verbesserung der Kommunikation und den Anstieg der Bildung in eine Emanzipation der Gesellschaft gegenüber dem Staat münden sieht, was er mit dem Begriff *Gesellschaftswelt* zu beschreiben versucht.

Der Begriff soll ausdrücken, daß die „Welt noch keine Weltgesellschaft, aber auch keine Staatenwelt mehr ist, daß sie nach wie vor eine staatlich geordnete Welt darstellt, in der aber das politische Gewicht der Gesellschaften wächst.“ (S. 88)

Das Erklärungspotential einer solchen Begriffsbildung könnte angesichts autoritärer (postkommunistischer) Tendenzen in Osteuropa auf die normativ gesetzten Schranken einer Pauschalisierung aufmerksam machen. Derartiges einzuräumen hieße jedoch, den *Czempielschen* Anspruch zu verkennen, der das weltweite Drängen der Gesellschaften auf Mitbestimmung zwar als die endliche Realisation der „geschichtlichen Unabdingbarkeit der Menschenrechte“ sieht, sich jedoch durchaus an einem wissenschaftsinternen Widerstand aufrichtet.

Die Kritik am vorherrschenden neorealistischen Modell der Welt als Staatenwelt² findet sich unübersehbar in diesem Buch und in verschie-

denen anderen öffentlichen Äußerungen *Czempiels*³ als Kritik an einem normativen Gegenentwurf zum liberalen Funktionalismus der „Gesellschaftswelt“.

Wo moderate Neoralisten wie Robert Keohane noch bedächtig oder gar nicht behandelt werden, entzündet sich die Kritik des Autors an der staatszentrierten Perspektive bei Kenneth Waltz, der die Herrschaftssysteme und sozioökonomischen Strukturen von Staaten nicht thematisiert, wohingegen *Czempiel* die Interdependenz in der OECD-Welt (S. 87) als Ursache für den Bedeutungsanstieg nichtstaatlicher Akteure sieht, womit er zugleich „die moderne von der vormodernen Welt unterscheidet“ (S. 88).

Wo Waltz die anarchische Struktur des internationalen Systems als Ursache der Gewalt in diesem System sieht, werden hier undemokratische Herrschaftssysteme als Gewaltursache verortet, wobei nach dem Zusammenbruch des Kommunismus „den“ Diktaturen (Welchen von den verschiedenen Arten von Diktaturen sind gemeint?) in der Dritten Welt die ideologische Stütze fehle (S. 97) und auch dort ein liberales Herrschaftssystem durchsetzbar erscheint. „Demokratisierung ist daher die beste Friedensstrategie“ (S. 132).

Der der Waltzschen Schule des Neorealismus zuzurechnende John Mearsheimer hob die strukturellen Kommunikationsprobleme zwischen

diesen beiden Schulen der Theorie Internationaler Beziehungen prononciert hervor, als er von der „peace-loving democracies theory“ sprach.

Der Wert des vorliegenden Buches besteht jedoch gerade in der Thematisierung des Wandels der Herrschaftssysteme und ihres Gewaltgrades hinsichtlich der daraus erwachsenden bzw. sinkenden Bereitschaft zur Gewaltanwendung als einer Ursache von Gewalt im internationalen System.

Im letzten Kapitel wird die „Wirtschaftswelt“ untersucht, deren Bedeutung nach dem Ende des Ost-West-Konflikts im Steigen begriffen ist, wo im internationalen System militärische und wirtschaftliche Macht nicht mehr zusammenfallen. Die steigende Verflechtung zwischen der amerikanischen und der westeuropäischen Wirtschaft führt zur Herausbildung von Interessenidentität und zur verstärkten Institutionalisierung von Kooperation. Die eigentliche Herausforderung liegt damit nicht in der Konkurrenz zwischen den vom Außendruck befreiten ehemaligen Verbündeten, sondern in der Integration der ehemaligen Staatshandelsländer, um dadurch ein „Revolution der Enttäuschten“ (S. 121) zu verhindern bzw. um die Verstärkung eines konfliktproduzierenden Ost-West-Gefälles zu vermeiden. Daran sei der Westen aus Gründen der eigenen Wohlfahrt und Sicherheit strategisch interessiert (S. 122). Czempiel verliert die materialen

Voraussetzungen für die Demokratisierung nicht aus den Augen, allerdings thematisiert er nicht die ökologischen Grenzen dieses Wachstums benötigten materialen Voraussetzungen.

Das Ende des Ost-West-Konflikts „stellt auch die Entwicklungsländer schlechter“ (S. 122), allerdings bleibt der Autor appellativ, wenn er die Industriestaaten auffordert, die durch das Ende des Ost-West-Konflikts frei werdenden Ressourcen nicht nur den Staatshandelsländern zugute kommen zu lassen.

Die spezifische Herausforderung der Europäischen Gemeinschaft ist dabei eine doppelte, denn einerseits hat sie besondere Verpflichtungen gegenüber den AKP-Staaten, in denen sich trotz der langjährigen Assoziierungspolitik die Lage nicht verbessert hat, andererseits ist die Gemeinschaft zum Konkursverwalter des sowjetischen Imperiums geworden.

Der Sachbereich Sicherheit verliert seine Priorität an den Sachbereich Wirtschaft (S. 132), was in Verbindung mit der symmetrischen Gewichtung von ökonomischer Macht in der Machtfigur dieses Sachbereichs wie eine liberale Umformulierung der neorealistischen, also auf militärische Sicherheit bezogenen, balance-of-power Theorie anmutet.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß Ernst-Otto Czempiel die schwierige Aufgabe, ein Buch zu

schreiben, für das es eigentlich noch zu früh war, gelöst hat, indem er die sich entfaltende Debatte und weitere Analysen anzuregen verstand.

Frank Geißler

- 1 Vgl. W. Link, Der Ost-West-Konflikt. Die Organisation der internationalen Beziehungen im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1988.
- 2 Vgl. K. Waltz, Theory of International Politics, Addison Wesley 1979.
- 3 Vgl. u.a. E.-O. Czempel, Die Organisation der Sicherheit in und für Europa, in: B. Kohler-Koch (Hrsg.), Staat und Demokratie in Europa. 18. Wissenschaftlicher Kongreß der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft, Opladen 1992, S. 195-211.
- 4 J. J. Mearsheimer, Back to the Future. Instability in Europe after the Cold War, in: International Security, Vol. 15, No 1, 1990, S. 30.

Autorinnen und Autoren

Thomas Ahbe, Dr. phil., Sonderforschungsbereich 333, Universität Leipzig

Kenneth D. Barkin, Prof. Dr., Department of History, University of California, Herausgeber der Zeitschrift „Central European History“

Charlotte Beisswingert, MA, Graduiertenkolleg „Gesellschaftsvergleich“, Freie Universität Berlin

Gerald Diesener, Dr. sc. phil., Historisches Institut, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.

Jürgen Erfurt, Prof. Dr., Bereich Romanistik i.G., Universität Leipzig

Wolfgang Fach, Prof. Dr., Institut für Politikwissenschaft i.G., Universität Leipzig

Eckhardt Fuchs, Dr. phil., z.Zt. Charlottesville/Virginia, USA

Frank Geißler, Stud. Pol., Universität Leipzig

Werner Greiling, Dr. phil., Historisches Seminar, Friedrich-Schiller-Universität Jena

Thomas Höpel, Stud. Hist., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Katrin Keller, Dr. phil., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Manfred Kossok †, Prof. Dr. habil., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Joachim Kuhles, Prof. Dr. habil., Weimar

Matthias Middell, Dr. phil., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Rolf Müller-Syring, Dr. phil., Institut für Wirtschaft und Gesellschaft
Bonn e.V., Büro Leipzig

Georg Nolte, Dr. jur., Max-Planck-Institut für ausländisches Recht und
Völkerrecht, Heidelberg

Ralf Pannowitsch, Dipl.-Germ., Sektion Germanistik-Literaturwissen-
schaft, Universität Leipzig

Horst Pietschmann, Prof. Dr., Historisches Seminar, Universität Hamburg

Barbara Potthast-Jutkeit, Prof. Dr. phil. habil., Fakultät für Geschichts-
wissenschaft und Philosophie, Universität Bielefeld

Steffen Sammler, Dipl.-Hist., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Bernd Schröter, Dr. phil., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Wolfgang Schwanitz, Dr. phil., Fördergesellschaft Wissenschaftliche
Neuvorhaben mbH Berlin, Forschungsschwerpunkt Moderner Orient

Michael Wagner, Dr. phil., Gießen/Mainz

Max Zeuske, Prof. Dr., Rostock

Michael Zeuske, Prof. Dr., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Aus dem Inhalt

Aufsätze

- Michael Zeuske* Europa und Amerika 1492-1992. Conquista und neuzeitliche Kontinentaldebatte.
- Manfred Kossok* Das Jahr 1492
- Horst Pietschmann* Kritische Anmerkungen zum Kolumbusjahr in Deutschland aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft
- Max Zeuske* Zum geschichtlichen und geistigen Hintergrund der Konquistadoren Amerikas
- Barbara Potthast-Jutkeit* Die Frauen in der Conquista. Überlegungen zum Verhältnis von Rasse und Geschlecht in der Anfangsphase der spanischen Kolonialherrschaft
- Michael Zeuske* Fernandia und Tierra de Gracia: Zwei gescheiterte Kolonialexperimente als Voraussetzung der Conquista?
- Bernd Schröter* Conquista und Indenpendencia: Die Instrumentalisierung und Konzeptualisierung von „Conquista“ und „Reconquista“ in den Unabhängigkeitskämpfen Spanisch-Amerikas.

Forum

- Joachim Kuhles* Die livländische Reformation unter vergleichenden Aspekten
- Charlotte Beisswingert* Lire *La Méditerranée*
- Wolfgang Fach* Die Gauck-Behörde: das unmögliche Amt

ISSN 0940-3566

ISBN 3-929031-13-2